WIELANDs

KLEINERE PROSAISCHE

SCHRIFTEN

ZWEYTER BAND.

Neue, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

LEIPZIG,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1786.

VERZEICHNIS

VERZEICHNIS

DER

IN DIESEM THEIL ENTHALTENEN STÜCKE.

I. Dialogen im Elysium.

II. Etwas über die Erzählungen *von* Geister - Erscheinungen.

III. Briefe *über* J. J. ROUSSEAU, MARIANE, *und* das entwandte Band.

IV. Nachtrag *zu den vorstehenden* Briefen.

V. Patriotischer Beytrag zu Teutschlands höchstem Flor u. s. w.

VI. und VII. Gespräche *zwischen* WALDER *und* DIETHELM.

VIII. Sendſchreiben *an einen* jungen Dichter.

IX. Urſprung *der guten und ſchlechten* Dichter *nach der* EDDA.

X. CHRISTINE *von* PISAN.

XI. MARGUERITE VON VALOIS, Königin von Navarra, *als* ſchriftſtellerin.

XII. Cardinal *Du Perron und* Frà Paolo SARPI.

I. DIA-

I.

DIALOGEN.

IMELYSIUM.

ERSTER DIALOG.

DIOKLES. LUCIAN.

DIOKLES. (*Noch allein*)

Wie iſt mir? Wo bin ich? Iſt dies Elyſium? Die ſchöne Inſel der ſeligen, wo goldne blumen glühen? Wo ein ewiger Frühling von früchten aller arten überflieſst? — Wo ſind die reinen kryſtallbäche? Wo die immergrünen blumenvollen wieſen, die mir von dichtern und weiſen (*) verſprochen wurden? Wo die ſonne, die tagen und nächten immer gleich leuchtet? — Nichts als dämmerung

(*) PINDAR. *Olymp. 2.* AESCHIN. *Dial. III. 20.*

und dämmerung! — und eine ſtille, ſo ſtill, ſo ſtill, daſs ich das wiegende ſchwanken einer lilie auf ihrem ſtängel hören könnte. — Ein wahres ſchattenland! — Und bin ich denn auch ein ſchatten? — Ich? — Was nenneſt du dich? Ich kenne dich nicht mehr! — Ach! welch ein ſeltſames drängen und winden und ſchneiden und abſondern fühl ich in mir? — Mir däucht, ich bin mir das nicht mehr bewuſst was ich mir kaum noch bewuſst war, und doch fühl ich noch daſs ich Diokles bin. — Wunderbar! mir iſt als falle alle augenblicke etwas von mir ab, bald wie ſchuppen, bald wie ein nebel den die ſonne niederdrükt. — Ein ſeltſamer zuſtand! ſo leer! ſo leicht! ſo durchſichtig! — Es iſt nicht ganz recht mit mir — gar nicht, wie ich mirs dachte — und doch bin ich eher wohl als übel. — Aber, ſeh ich nicht dort einen ſchatten gegen mich her ſchweben? Sein anſehen iſt frey, und ruhig, und edel. Gewiſs einer von den weiſen eines beſſern zeitalters! Ich will ihn anreden; er ſoll mir ſagen, ob dies Elyſium iſt? — Darf ich dich anreden? Darf ich dich fragen, wie du genennt wirſt?

Lu-

LUCIAN. Du darfst alles was du kannst. Wir sind hier alle gleich, und haben, wie die alten Atlanten, keine besonderen namen, als wenn wir uns von unserm vormaligen leben unter einander besprechen. Da ich noch auf der oberwelt war, nannten sie mich Lucian.

DIOKLES (ein wenig zusammenfahrend.) Lucian? — So bitte ich dich, schone meiner!

LUCIAN. Warum bittest du mich das?

DIOKLES. Weil du mich ohnezweifel noch schärfer sehen wirst als ich mich selbst sehe. Ich bin gar nicht mit mir selbst zufrieden.

LUCIAN. Du bist also ein neuer ankömmling? Habe muth! es wird immer besser mit dir werden.

DIOKLES. Sage mir doch, bin ich würklich im Elysium? Ist dies Elysium wo wir sind?

LUCIAN. Du bist im Elysium; aber deine sinnen sind noch nicht ganz gereinigt.

DIOKLES. Das muss es seyn! Nun versteh ichs.

Der fehler mufs an mir liegen, dafs mir alles ſo trübe, ſo ſchattenmäfsig, ſo öde und todt vorkömmt.

Lucian. Du wirſt ja dieſen augenblik erſt gebohren; deine augen ſind noch dunkel, deine ohren noch ſchlaf; du biſt unſrer luft, unſers lichts noch ungewohnt. Aber das wird ſich bald geben.

Diokles. Sage mir doch, was iſt das, das ſich faſt alle augenblicke — eben jzt da ich mit dir rede — wie von mir ablöſst, und, wie lappen eines zerriſsnen wollichten nebels, ſeitwärts an mir niederwallt?

Lucian. Dünkt dich nicht, du werdeſt bey jeder dieſer abſchälungen leichter, freyer, dir ſelbſt durchſchaulicher?

Diokles. So däucht mich — und nur gar zu leicht, gar zu durchſichtig! Denn ich merke wohl, es wird vor lauter abſchälungen, wie du es nennſt, beynahe nichts von mir übrig bleiben.

Lucian. Sey unbekümmert! Es wird ſich nichts abſchälen, um was du dich nicht deſto beſſer befin-

den

den wirſt. Es ſind nur die täuſchungen des eigendünkels, die dich bisher umwickelten, und die urſachen deiner meiſten leiden und freuden waren.

DIOKLES, Hilf himmel! wenn dies iſt, was für ein puppen- und fratzenſpiel von täuſchung und blendwerk war das, was ich mein leben nannte!

LUCIAN. Merkſt du was? Und doch wird es dir nicht an einem lebensbeſchreiber fehlen, der eine gar feine kompoſition daraus zu machen wiſſen wird.

DIOKLES. O das iſt häſslich! Meine vorzüge, meine tugenden, meine freuden, beynahe alle — vielleicht gar alles zuſammen — lauter täuſchungen!

LUCIAN. Dafür waren's aber deine leiden auch.

DIOKLES. Deſto ſchlimmer! deſto ſchlimmer! Ich fühlte mich ſo ſtark, ſo groſs, wenn ich ſie ſtandhaft, edel, wie ein weiſer zu tragen glaubte — wie lächerlich ich dir vorkommen muſs!

LUCIAN. Gar nicht! Die laſt, die ein mann kaum auf ſeinen ſchultern fühlt, würde ein kind niederdrücken. Hierin liegt die täuſchung nicht, bruder. Aber, wenn du deine leiden ſo ſtandhaft, ſo edel, ſo heldenmüthig zu tragen glaubteſt, davon geht nun wohl etwas ab.

DIOKLES. Ich litt freylich nur was ich nicht ändern konnte, und ächzte, klagte, ſchrie, ſo gut wie ein gemeiner menſch, wenn mich niemand hörte vor dem ich mich ſchämte nur ein gemeiner menſch zu ſeyn.

LUCIAN. Das mag wohl die dikſte, häſslichſte von allen ſchuppen ſeyn, kein gemeiner menſch ſeyn zu wollen, wenn man im grunde doch nur ein gemeiner menſch iſt. Siehſt du, was für ein klumpen wieder von dir fällt?

DIOKLES. Hilf mir! Ich zerfalle! ich zerflieſse in dunſt und ſchlacken!

LUCIAN. Das ärgſte wird nun bald vorüber ſeyn. Sey ruhig. Wir waren alle nur gemeine men-

menſchen — mehr oder weniger häute, ſchlechtere oder buntere ſchuppen, machten den ganzen unterſchied.

DIOKLES. Und die groſsen, die herrlichen menſchen ſollten keine ausnahme machen?

LUCIAN. Frage ſie ſelbſt, wenn du einſt zu ihnen gekommen ſeyn wirſt.

DIOKLES. Ihr lebt alſo hier frey von allem was die ſinnen der ſterblichen fälſcht? Ieder erſcheint dem andern wie er iſt?

LUCIAN. Und ſich ſelbſt wie er war.

DIOKLES. Und ihr ſeyd glüklich?

LUCIAN. Eben darum. Auf erden würde das freylich anders ſeyn. Aber hier, wo alles in vollkommnem gleichgewicht, alles in ruhe iſt, wo keiner von dem andern was zu fürchten noch zu hoffen hat, wo keine ſchiefheit, keine vorurtheile, kein neid, keine ſchelſucht, keine rachgier mehr plaz hat, wo alſo ſchlechterdings keine urſache iſt was anders oder beſſers ſcheinen zu wollen, oder zu

müssen als man ist: hier kann man niemand täuschen wenn man auch wollte, und nicht täuschen wollen wenn man auch könnte. Auch sich selbst nicht; denn man ist nur falsch gegen sich selbst, wenn man nicht wahr gegen andre seyn darf. Kurz, bey uns ist alles wahr, und eben darum sind wir glüklich.

Diokles. Mir däucht, es wird mühe kosten, bis ich mich an eure glükseligkeit werde gewöhnen können —

Lucian. Warst du etwa ein könig?

Diokles. Ein könig? — Zuweilen, ja, aber nur in der einbildung; und das endete immer damit, dafs ich satyren auf die könige machte die es würklich waren.

Lucian. Hast du jemals gehört, dafs ein günstling eh er in ungnade fiel, oder ein officier wenn er ein regiment erwartete, oder ein poet wenn er eine pension erhielt, eine satyre auf die könige gemacht habe?

Dio-

DIOKLES. Ich verſtehe dich; aber das war doch bey mir die urſache nicht —

LUCIAN. Nimm dich in acht!

DIOKLES. Ich war, zum glücke, in einer lage, daſs ich ihrer guade entbehren konnte.

LUCIAN. Du bildeteſt dir alſo vielleicht ein, du würdeſt es an ihrem platzé beſſer gemacht haben?

DIOKLES. Das war freylich auch eine häſsliche täuſchung. Aber mein haſs gegen die könige floſs wahrlich aus einer reinern quelle.

LUCIAN. Nimm dich in acht, bruder!

DIOKLES. Es war würkliches mitleiden mit dem armen menſchengeſchlechte —

LUCIAN. Und aus würklichem mitleiden mit dem armen menſchlichen geſchiechte — hätteſt du ſelbſt könig ſeyn mögen?

DIOKLES. Ich läugn' es nicht — aber *bloſs um gutes zu thun!*

LUCIAN. Hätteſt oberſter herr über den ganzen erdboden ſeyn mögen?

Diokles. Blofs um *deſto mehrern* gutes zu thun.

Lucian. Und unumſchränkter ſelbſtherrſcher?

Diokles. Blofs um das gute *deſto ungehinderter* zu thun.

Lucian. Im ernſte, das konnteſt du dir einbilden?

Diokles. O weh! —

Lucian. Da ſchupte ſich wieder eine garſtige dicke haut ab!

Diokles. Ach! was wird aus allen den tugenden werden, in deren bewuſtſeyn ich mir oft ſo gütlich that!

Lucian. Das war wohl eine ſanfte wiege?

Diokles. Wie glücklich ich mich dann fühlte! — Nein! Ich bin nicht im Elyſium. — Mir iſt hier ganz anders —

Lucian. Du büfseſt hier für — deine tugenden.

Diokles. Die ich zu haben wähnte und nicht hatte, meynſt du?

LUCIAN. Und die dich weder anstrengung, noch opfer kosteten. — Du warst da oben wohl ein Dichter, nicht so?

DIOKLES. Und liebte die wahrheit über alles —

LUCIAN. Und belogst dich selbst und die welt dein ganzes leben lang?

DIOKLES. Du bist noch immer Lucian, wie ich höre.

LUCIAN. Bruder, es steht noch nicht recht mit dir. — Gehe dem schlängelnden fusspfade zwischen diesen platanen nach! er wird dich zu einer grotte führen, in deren inwendigem du eine art von warmen bade bereitet finden wirst. Bediene dich dessen ungescheut; es wird dich erweichen, und dir eine ausdünstung verschaffen, nach welcher du dich viel besser befinden wirst. Wenige kommen hieher, die dieses bades nicht eine zeitlang bedürfen, und niemand, dem nicht gerathen würde, es zur vorsicht wenigstens einmal zu gebrauchen. Geh, weil es doch seyn muss! Wenn wir uns wiedersehen, wirst du fühlen, dass du im Elysium bist.

ZWEYTER DIALOG.

LUCIAN, DIOKLES, *hernach* PANTHEA.

LUCIAN.

Nun, wie gewohnst du in deinem neuen zustand an? Bist du nun besser mit dir selbst zufrieden?

DIOKLES. Immer besser mit andern, und immer schlechter mit mir selbst. Es geht noch nicht recht, wie du siehst.

LUCIAN. Im gegentheile, du bist auf dem nächsten wege zur genesung. In deinem vorigen leben wars gerade umgekehrt, nicht wahr?

DIOKLES. Ich kanns nicht läugnen.

LUCIAN. Damals verglichst du immer die andern mit *dir*, und glaubtest dabey zu gewinnen, weil du dich selbst in dem täuschenden spiegel des

ei-

eigendünkels sahst. Was du *dich selbst* nanntest, war nur *deine meynung von dir selbst*; ein gewand, aus tausend bunten glänzenden erborgten lappen zusammengeflikt, das du dir, so gut du konntest, anzupassen suchtest. Nun, da diese lappen einer nach dem andern von dir abfallen, schämst du dich deiner naktheit, mehr, weil du nicht gewohnt bist dich nakt zu sehen, als weil du dich deiner eigenthümlichen gestalt zu schämen hättest. Daher die unzufriedenheit mit dir selbst. Die veränderung ist noch zu neu. Du bist wie einer, der den arm, den er verlohren hat, instinktmäfsig immer noch gebrauchen will, weil er immer wieder vergifst dafs er ihn nicht mehr hat. Deine lappen sind, durch den Mechanismus der gewohnheit, theile von deinem vermeynten Selbst geworden, und es geht dir izt wie jenem nakten Indianer, da er zum erstenmal einen Europäer sich entkleiden sah.

Diokles. Du wirst mir doch gestehen, dafs es nicht angenehm ist, sich auf einmal so arm zu finden; zu sehen, dafs beynahe alles was man für eigen-

eigenthum, vorzug, vorrecht, verdienſt, anſah — nur täuſchung war. Du wirſt mich ſchwerlich überreden können, daſs ich durch die entdeckung meiner naktheit gewonnen habe; und ich begreiffe nicht, wie ihr andern einwohner Elyſiums glüklich ſeyn könnet. Ihr müſst ein geheimnis beſitzen, zu welchem man mich noch nicht zugelaſſen hat.

LUCIAN. Ganz und gar keines. Alles was wir haben um glüklich zu ſeyn, haſt du auch.

DIOKLES. Und bin nicht glüklich!

LUCIAN. Das wird ſich geben, bruder. Du biſt noch wie ein kind, das zwar augen und ohren, hände und füſse ſo gut wie ein erwachsner hat, aber ſie nur noch nicht zu gebrauchen weiſs.

DIOKLES. Es *muſs* wohl ſo ſeyn; aber, ich ſehe noch nicht, *wie* es ſo iſt. Sage mir nur eins, Lucian. Wie könnt ihr einander lieben, da, wie du ſagſt, jeder den andern ohne alle täuſchung ſieht, folglich juſt ſo arm und nakt, als er ſeyn muſs, wenn er von dem allen entkleidet iſt, was du *fremde*

lap-

tappen nennſt. Z. b. der DIOGENES, den du einſt bewunderteſt —

LUCIAN. Daran that ich freylich unrecht! ich hätt' ihn *nicht* bewundern ſollen. — Oder, richtiger zu reden, ich hätte mir nicht *einbilden* ſollen, daſs ich ihn bewundere. Dafür bin ich aber auch izt von dergleichen einbildungen von grund aus geheilt.

DIOKLES. Was iſt *er* dir denn *izt*?

LUCIAN. Ein menſch, wie ein anderer.

DIOKLES. Du liebeſt ihn alſo auch nicht mehr als jeden andern, der weiter nichts als ein menſch iſt?

LUCIAN. Als ob das nicht das beſte und herrlichſte wäre, was einer ſeyn kann der kein Gott iſt? Siehſt du, guter Diokles, wir ſind hier alle *nichts als menſchen*, und die menſchheit iſt das einzige was wir an einander hochachten und lieben.

DIOKLES. Die *vorzüge* alſo, die ein menſch in ſeinem leben gehabt, die verdienſte, die er ſich um die welt gemacht hat, heiſen ihm hier *nichts*?

LUCIAN. Wenn er einmal hier ist, nicht einen Deut.

DIOKLES. Das ist mir unbegreiflich.

LUCIAN. Das glaube ich gerne! wenn du länger unter uns gewesen seyn wirst, wird dir nicht? unbegreiflich vorkommen.

DIOKLES. Also, deine PANTHEA, sogar diese Panthea, die, wenn du ihr nicht abscheulich geschmeichelt hast, so schön, so gut, so vollkommen war —

LUCIAN. (lächelt.)

DIOKLES. — dass du, um ihre gestalt zu schildern, nicht nur die grösten bildner und mahler, ja die göttlichsten der dichter, HOMER und PINDAR selbst, sondern, um alle schönheiten und gaben ihrer sêle darzustellen, sogar die ASPASIEN und THEANO'S und SAPPHO'S und die *sokratische* DIOTIMA herbeyruffen mussteſt, um aus allem, was an den schönsten bildern und den schönsten charaktern, die jemals gewesen sind, das schön-

ſie war, wie ein andrer ZEUXES, das bild dieſer vollkommnen frau zuſammenzuſetzen — dieſe deine PANTHEA alſo gilt hier nicht mehr als die erſte beſte bürgersfrau von Smyrna, ihre landsmännin, von der ſich weiter nichts ſagen läſst, als daſs ſie eine liebe gute ehrliche frau war?

LUCIAN. Nun, ja, wenn die bürgersfrau von Smyrna das alles war, wozu die natur das weib beſtimmt hat, und wodurch ſie ihrem hausweſen nüzlich ſeyn konnte, ihrem manne hold und treu, die mutter ſchöner und gutartiger kinder, eine verſtändige hauswirthin, eine gute ſpinnerin, würkerin, ſtickerin, — wenn ſie, wie HOMERS *göttliche Penelope*, lieber in ihrem *Gynäceon* unter ihren mägden oder töchtern ſaſs und arbeitete, als ſchalen ergözlichkeiten nachlief, oder ihre zeit in zweckloſen geſellſchaften, mit plaudern und verläumden, und müſsiggang tödtete u. ſ. w. — kurz, wenn ſie *jede tugend ihres geſchlechtes und ſtandes* beſaſs, mehr *war* als *ſcheinen wollte*, und in einem engern kreiſe von würkſamkeit, vielleicht nur deſto

mehr gutes ſtiftete — welches alles, wie du ſiehſt, ein ſehr möglicher fall iſt: ſo hat PANTHEA, mit allen ihren gaben, hier keinen vorzug vor ihr; und, was dir vielleicht noch ſeltſamer vorkommen wird, ſo mâſst ſie ſich auch keinen an.

DIOKLES. Da muſs etwas ſeyn, worin wir uns nicht verſtehen. Aber, ich glaube dich zu merken. Deine PANTHEA war — nicht ſo vollkommen als du ſie darſtellteſt. Du haſt die erlaubnis, die man den porträtmalern giebt — zu verſchönern ohne unkenntlich zu machen — ein wenig weiter getrieben als recht iſt.

LUCIAN. Daſs das ganze ſpielwerk, nach *Zeuxis* art, aus lauter *bildern* zuſammengeſezt, folglich ein IDEAL ſeyn ſollte, ſagt die überſchrift. Aber um dem *ganzen* doch eine art von *poetiſcher wahrheit* zu geben, ſuchte ich mir das vollkommenſte weib dazu aus das ich kannte, und dies weib war PANTHEA. Sie war würklich eine ſehr *ſchöne*, und (was nicht *alle* ſchönen ſind) eine ſehr *liebenswürdige* frau; und das war ſchon viel. Aber

ſie

ſie war noch überdies die geliebte eines Kayſers. Dies ſtellte ſie in einen lichtſtrom, worinn auch flecken zu ſchönheiten werden: wie vielmehr muſs-te der glanz ſo viel'er vortreflichkeit dadurch erhöht werden! Aber auch dies war noch nicht alles. Ich hatte freyen zutritt bey ihr; ſie ſchäzte meine talente; zählte mich unter ihre freunde. Rechne nun den grad der *täuſchung* zuſammen, den ſo vielerley zugleich würkende täuſchende urſachen machen muſsten. Der *reiz* einer Schönen iſt an ſich ſelbſt ſchon ein ſo mächtiges *Philtron!* Ihre *gunſt*, auch der kleinſte antheil daran, ein noch mächtigers! Nimm noch dazu *die geheimen hoffnungen*, die mit der gewogenheit der Groſsen verbunden ſind, und unvermerkt zu leiſen triebfedern eines ſelbſtbetruges werden, den wir um ſo weniger gewahr werden, weil wir ihn nicht ſehen *wollen*. — Ich rede izt als ob wir noch *da oben* lebten, wo man *betrügt* und *betrogen wird*. — Wir hielten uns nicht für ſchmeichler, weil wir *in einem verfälſchenden helldunkel* die vollkommenheiten würklich zu ſehen *glaubten*, die wir anprieſen. Gleichwohl,

ſo viele täuſchende umſtände auch hier zuſammen kamen, war meine verblendung doch nicht groſs genug, daſs ich mir nicht bewuſst hätte ſeyn ſollen, daſs *Panthea* weder ein *überweibliches* noch *überirdiſches* weſen ſey. Aber, ich wollte mir eine art von *verdienſt* um ſie machen, und ich wuſste ungefähr, wieviel die eitelkeit einer ſchönen frau ertragen kann. *Panthea* war würklich eine ſo beſcheidne Schöne, als vielleicht wenig andre in ihren umſtänden geweſen wären; und doch — ſollteſt du es glauben? — hatte ſie gegen eine abbildung, worin ſie als das urbild aller vollkommenheiten, die in einem weiblichen weſen beyſammen gedacht werden können, aufgeſtellt wird, nichts ernſtlichers einzuwenden, als — die aberglaubiſche furcht, die „Göttinnen, mit denen ich ſie verglichen hatte, „möchten ihr, die doch nur eine ſterbliche wäre, „die vergleichung übelnehmen, und es ihr entgelten laſſen.“

- Diokles. Wahrlich, ein wohl angebrachter zug von gottesfurcht!

LUCIAN. Glüklicherweiſe ſehe ich *ſie ſelbſt* dort hinter den myrten hervorkommen. — Wir wollen ihr entgegen gehen! — Du wirſt ſehen, daſs ſie kein bedenken tragen wird, noch freyere geſtändniſſe zu thun, als ich in ihrem namen hätte thun dürfen. — Wir ſprachen eben von dir, ſchöne Panthea.

PANTHEA. *(lächelnd)* Von mir?

LUCIAN. Die wahrheit zu ſagen, nicht ſowohl von dir, als von dem Ideal einer vollkommnen ſchönen, dem ein gewiſſer *Lucian von Samoſata*, der ſich für MICH ausgab, deinen namen lieh — weil das bild doch einen namen haben muſste, und weil er im ganzen reiche der Cäſarn keinen andern fand, der ihm mehr ehre und beglaubigung geben konnte.

PANTHEA. Und, wenn mir recht iſt, lebte damals eine gewiſſe *Panthea von Smyrna*, die ſich für MICH ausgab, und ſich ſehr geſchmeichelt fand, ihren namen unter das meiſterſtük eines ſo berühmten redekünſtlers geſezt zu ſehen?

DIOKLES. *(vor ſich)* Wie ich höre, ſind die hübſchen leute ſogar im Elyſium noch nicht ganz

von der ſchwachheit frey einander ſchmeicheleyen zu ſagen.

PANTHEA. Aber wir waren doch beyde ſehr alberne kinder, du, da du mich bereden wollteſt, *deine Panthea* für *mein* bildnis zu halten; Ich, da ich mir einbildete, daſs du es wohl *ſelbſt* dafür halten könnteſt?

LUCIAN. Du verſchweigſt doch noch das beſte, ſchöne Panthea,

PANTHEA. Wie ſo?

LUCIAN. Daſs die Dame, die ſich für *dich* ausgab, ſich würklich überreden lieſs, das götterbild für das ihrige zu halten.

PANTHEA. Siehe, lieber Lucian, wir haben hier keine geheimniſſe mehr für einander. Eine ſchöne frau auf der oberwelt hört ſich wenigſtens eben ſo gerne loben als ein Philoſoph, oder ein witziger ſchriftſteller. Lob, ſo unverdient es auch ſeyn mag, klingt in jenem lande der täuſchungen immer angenehmer als der heilſamſte tadel. Und

dann

dann mufst du auch bedenken, dafs es nur von *dir* abhing, auftatt der witzigen *lobfchrift* eine eben fo witzige *Satyre* auf mich zu machen — und dafs *ich* dies wufste. Dir koftete das eine nicht mehr wiz als das andre, und der welt würde der *fpötter* LUCIAN unfehlbar mehr vergnügen gemacht haben als der *fchmeichler* LUCIAN. War es nicht billig von mir, dir das opfer, das du mir dadurch brachteft, zum verdienft anzurechnen?

LUCIAN. Es war mehr als billig, fchöne Panthea, es war fogar grofsmüthig. Denn es kam doch nur auf Dich an, zu fehen, dafs ich ziemlich gewifs berechnen konnte, das, was ich mit diefem opfer bey dir gewann, fey mehr werth, als was ich bey der welt dadurch verlohr.

PANTHEA. Am ende wird denn wohl herauskommen, dafs wir uns beyde in unfrer rechnung betrogen?

LUCIAN. Oder, dafs wir juft fo handelten als ob wir einander in's fpiel gukten. Denn, ungeachtet des verdienftes, das die fchöne Panthea mir fo

hoch in rechnung brachte, erinnere ich mich doch nicht, dafs ich viel mehr dadurch bey ihr gewonnen hätte, als ich mit einem pâr verſen um einen blumenſtraus zu ihrem geburtstage, hätte gewinnen können.

PANTHEA. Und Lucian würde ſein ſchönes Ideal nicht um ein hâr ſchlechter gemacht haben, wenn er auch weniger auf meine dankbarkeit gerechnet hätte. Denn, er machte es doch mehr *ſich ſelbſt* zu gefallen, als *mir*.

DIOKLES. *(vor ſich)* Sie ſind offenherziger als ich dachte!

LUCIAN. Wie dem auch ſeyn mag, *das* ſollteſt du uns doch geſtehen, dafs du nicht ganz aufrichtig warſt, als du mir wiſſen lieſſeſt, „du wäreſt gar „keine freundin von übertriebnen ſchmeicheleyen.“

PANTHEA. Da irreſt du dich doch wohl ein wenig, Lucian.

LUCIAN. Wer war denn die Dame, die mir ſagen lieſs: „ſie ſey verſichert, ich würde ſie nicht

„ſo

„so sehr gelobt haben, wenn es mir nicht von her-
„zen gegangen wäre?“

PANTHEA. Und gerade *daraus* solltest du geschlossen haben, dass ich aufrichtig war. Allerdings war ich keine freundin von *übertriebenen* schmeicheleyen; aber ich hielt die deinigen *nicht* für übertrieben.

LUCIAN. *(lächend)* O, o, das ist allerdings woran ich nicht dachte! Das verschliefst mir den mund auf einmal.

PANTHEA. Was willst du, Lucian? Ich war ein weib —

LUCIAN. Und, aufrichtig zu seyn, meine schmeicheleyen waren wenigstens *(lächelnd)* so scheinbar, so wahrscheinlich —

PANTHEA. Spötter! — wenigstens mit so viel wiz und feinheit angebracht, so neu und gefällig eingekleidet, so schön gesagt! — Das vergnügen von einem manne, der *so* loben kann, gelobt zu werden, ist ein zu berauschender trank, um das

bis-

bisgen vernunft nicht zu übertäuben, das der eitelkeit in dem kopfe eines fchönen weibes die wage halten foll. — Doch, vergieb, Lucian, dafs ich dir nicht länger das vergnügen machen kann, dich und deinen freund hier auf koften meiner ehmaligen thorheit zu beluftigen. Ich mufs einen kleinen flug nach der oberwelt thun. — *(Sie verfchwindet.)*

DIOKLES. zu LUCIAN. Einen flug nach der oberwelt? Sie wird doch nicht fpüken wollen? Wenigftens habe ich nie gehört, dafs fich jemand gerühmt hätte, ein fo liebliches gefpenft gefehen zu haben.

LUCIAN, Das ift ein räthfel, das ich dir vielleicht ein andermal auflöfen darf. Sage mir izt, wie gefiel dir Panthea? Ift fie nicht fchön?

DIOKLES. Noch liebenswürdiger als fchön, wie du fagteft. Aber noch immer fehr fchön, wiewohl der contur ihrer wangen nicht ganz fo fanft abgerundet ift als an der *Venus des* ALKAMENES. Und, wenn ich dirs frey geftehen darf, der zug ihrer augenbrauen däuchte mir *gerade darum* defto geiftrei-

reicher, weil er nicht ſo mit dem zirkel gezogen iſt, wie an dem *meiſterſtüke des* PRAXITELES. Auch ihre ſtirne ſchien mir merklich breiter, als ſie ſeyn müſste, um der *knidiſchen Venus* ſo gleich zu ſeyn, und ihre lippen länger und ſchmaler als die den kuſs herausfodernden lippen *der Roxane des* AETION. Und doch däuchte mir, andre lippen und eine andre ſtirne würden ihrem geſichte nicht ſo gut anſtehen als ihre eignen.

LUCIAN. So, daſs du alſo findeſt, ich habe ihr gerade dadurch unrecht gethan, daſs ich ſie ſchöner mahlen wollte als ſie iſt?

DIOKLES. Ich denke, dies mag beym *verſchönern* wohl oft der fall ſeyn.

LUCIAN. Da haſt du recht. — Aber wie gefällt dir die aufrichtigkeit, die unter uns eingeführt iſt? Dünkt dich nun nicht, daſs wir ſehr angenehm zuſammen leben? Und fühlſt du nicht, daſs du die ſchöne Panthea lieben könnteſt, wiewohl du ſie ohne irgend eine art von täuſchung ſiehſt? Denn du wirſt vermuthlich wahrgenommen haben, daſs die

begierde, die dort oben die natürliche würkung der ſchönheit hindert, unter die dinge gehört, die wir zurükgelaſſen haben.

DIOKLES. Ich hatte immer gehört, die ſchönheit ſey das *was die begierde reitze.* Izt erklärt mir meine eigne erfahrung, warum du ſagteſt, die begierde *hindre* die natürliche würkung der ſchönheit. Ich denke du haſt vollkommen recht. Schönheit für ſich allein wiirkt bloſses wohlgefallen und gewährt reinen ruhigen genuſs. Begierde hingegen iſt körperlicher reiz, der, auch ohne von der ſchönheit erregt zu werden, für ſich ſelbſt würken kann, und durch die unruhige bewegung, wodurch er die heiterkeit der ſêle trübt, der reinen würkung des ſchönen nothwendig hinderlich iſt.

LUCIAN. So iſts, denke ich: wiewohl, ſo lange wir unter den ſterblichen leben, geheime triebfedern, von der Natur zu gemeinnüzlichen endzweken angebracht, auch die ſchönheit zu einem natürlichen mittel machen, die begierde zu erwecken. Daher iſt es zwar unſchiklich, reiz und ſchönheit zu

ver-

verwechſeln; aber eben ſo unläugbar, daſs ſchönheit *reizt*, als daſs reiz *verſchönert*. Da dies lezte aber bloſs *täuſchung* iſt: ſo erſcheint uns andern Elyſiern nichts ſchöner als es würklich iſt; und die ſchönheit erzeugt in uns reine liebe, ohne fremdes zugemiſch. Kurz, die berühmte *platoniſche liebe*, die auf der oberwelt den meiſten lächerlich, bey manchen betrügeriſche anmaſsung, bey einigen ſchuldloſer ſelbſtbetrug, bey andern verdienſtloſe wahrheit, und nur bey ſehr wenigen verdienſtliche täuſchung iſt — dieſe platoniſche liebe iſt die einzige, deren wir fähig ſind — das *ſchwärmeriſche* ausgenommen, welches, als fremder unreiner zuſaz, von ihr abgeſchieden wird.

DIOKLES. Aber gerade dieſe ſchwärmerey, dieſe ſchöne ſêlentrunkenheit, die uns die gegenſtände unſrer bewundrung, unſrer liebe, unſers verlangens, in einem ſo zauberiſchen lichte zeigte, machte die *höchſte wonne* unſers vorigen zuſtandes aus —

LUCIAN. Und ſeine *bitterſten qualen*. Denn die unglüklichſten menſchen, die ich je gekannt habe,

wa-

waren gerade diese so leicht zu berauschenden se-len, die, in ihrer trunkenheit, sich, wie Bacchanten, stark genug fühlten eichen zu entwurzeln, und, wenn der taumel vorüber war, von einem strohhalm zu boden fielen; die jeder genuſs zu *Göttern* machte, und jeder verluſt an *Ixions rad* befreete.

DIOKLES. Aber kanſt du läugnen, daſs es eine art von ſchwärmerey giebt, die uns würklich veredelt, würklich glüklich macht?

LUCIAN. Glüklich? Ja, ſo glüklich' als ein *Bacchusfeſt* machen kann; denn, was auch die urſache ſeyn mag die uns berauſcht, die trunkenheit ſelbſt iſt — trunkenheit, und die würkungen ſind ungefehr die nemlichen.

DIOKLES. Ich hatte unrecht, mich eines wortes zu bedienen, das mich unverſtändlich macht. Ich wollte ſagen, giebt es nicht eine art von begeiſterung, wo das anſchauen der ſchönheit, der vollkommenheit, des *göttlichen*, wo es auch ſey, — die ſele ergreift, erhebt, über alles irdiſche, körperliche, beſchränkte und vergängliche empor-

reiſst;

reifst; ſie, ſo lange dies aufſchauen dauert, (wär's auch nur auf augenblicke) ganz durchglüht, verherrlicht, beſeligt, vergöttert?

LUCIAN. Aus *meinem* munde ſollte es dich wohl befremden JA zu hören? Aber bilde dir ein, daſs es PYTHAGORAS oder PLATO ſey, der dir durch mich antwortet. Ja, Diokles: es giebt einen ſolchen zuſtand; und er iſt uns bewohnern Elyſiums viel weniger fremde, als er's dort oben iſt, wo ein becher wein von Chios, der kuſs einer Glycerion, das lächeln eines Groſsen — freylich nur *narren*, aber *wer iſt dort nie narr geweſen*? — zu Göttern machen kann. Nur, was bey den menſchen faſt immer ganz, oder doch zum theil bloſses ſpiel der ſinne und des wallenden blutes, oder blendwerk der einbildungskraft und überſpannung der ſêle iſt, iſt hier WAHRHEIT; und wenn *dort oben* jeder, der etwas von dieſer art erfahren zu haben meynt, nicht laut genug krähen, nicht hyperboliſch genug davon ſchwatzen kann: ſo ſind *hier* die heiligſten augenblicke der freundſchaft, der reingeſtimmteſten Sympathie, kaum heilig genug, von empfindungen oder

erſcheinungen dieſer art, auch nur in abgebrochnen lauten zu reden. Es ſind MYSTERIEN, in welchen wir alle *initiirt* ſind, wiewohl nicht in einerley graden — aber *aus dem Heiligthum der Menſchheit* plaudern nur ſchwätzer, die kaum hineingeblikt haben, und werden dafür geſtraft, daſs ſich die thüre vor ihnen zuſchlieſst eh ſie hineingekommen ſind.

DIOKLES. Aber woran erkennt ihr, daſs es nicht auch *bey euch* täuſchung iſt, was ihr in einem zuſtande, wovon ſogar zu reden verboten iſt, zu erfahren glaubt?

LUCIAN. In jedem geſunden zuſtande der ſêle — wie vielmehr in der tiefen ſtille und reinen klarheit, worinn die Weiſen im Elyſium leben — iſt nichts untrüglicher als der Charakter, welcher wahres und falſches unterſcheidet. Licht und finſternis ſind einander nicht mehr entgegen. Wahres gefühl des Göttlichen unterbricht die ſtille der ſêle nicht — es macht ſie vielmehr noch ſtiller, kehrt ſie noch unverwandter in ihr innerſtes. Derjenige, dem die-

ſer ſinn aufgeſchloſſen iſt, ſpricht nicht von dem was er ſieht, was er fühlt: aber ſein ganzes weſen, ſeine ganze art zu ſeyn und zu würken ſpricht davon. Du kannſt etwas dieſem ähnliches an den groſen menſchen wahrnehmen, denen die Natur das geheimnis der künſte entſiegelt hat. HOMER ſchrieb kein buch von der dichtkunſt, aber er machte ſeine *Ilias*; PHIDIAS, PRAXITELES, APELLES, ſchrieben keine theorien, definierten das erhabne, die ſchönheit, die Grazie, nicht: aber ihre werke ſpiegeln die Idee des Göttlichen zurük, die ſich ihrer ſêle eingeſenkt hatte. Sie ſchwazten eben darum nicht davon, weil ſie *geſehen* hatten was die ſchwätzer nie ſahen; verſuchten eben darum nicht es zu erklären, weil ſie es als unerklärbar *fühlten*: ſie machten's, und ſtellten's dar — denen welche ſehen können. Dies iſt der charakter des POETEN, des wahren *Machers*; und in dieſem ſinne iſt *jeder ächte künſtler* POET — ein kläglich entweyhtes, beynahe ſchambares wort, aber ehrwürdig dem, der ſeinen ſinn umfaſſen kann, wie es *unſern Alten* war! — Blos aus dieſem grunde läſt ſich das was

in der kunst das höchste ist, was der wahre künstler selbst mehr fühlt als erkennt, oft nur vorüberblitzen sieht, nur von fernher ahndet, eben darum läfst sich das *nicht lehren*. Kein fleifs, keine nachtwachen, keine nachahmung, kein studium, wird es *dem* erforschlich noch erreichbar machen, *dem es* DIE NATUR *nicht offenbart*. Und aus eben diesem grunde können alle schriften eines *Plotinus* und *Iamblichus* wohl eine menge theosophischer schönredner und grofssprecher — vielleicht auch einige schwärmer, träumer, und narren — aber keinen APOLLONIUS machen. Dies ist alles, Diokles, was ich dir izt über diese sache sagen kann,

DIOKLES. Und ist genug.

DRIT-

DRITTER DIALOG.

Die Scene iſt in einem Hayn, der mit ſpaziergängen und lauben durchſchnitten iſt.

PHAON, NIREUS, *hernach* SAPPHO, *und zulezt noch* ANAKREON.

PHAON. Schöner unbekannter — höre mich nur einen augenblik.

NIREUS. Was verlangſt du von mir?

PHAON. Sage mir aufrichtig wo bin ich? wer bin ich? und was ſoll ich hier?

NIREUS. Welche fragen! Du biſt im Elyſium — wer du biſt, kannſt du ſelbſt am beſten wiſſen — und was du hier ſollſt, wird ſich geben, wenn du eine zeitlang da geweſen biſt.

PHAON. Ein ſeltſamer ort! das muſs ich geſtehen, und ſeltſame einwohner! Wenn ich mir nicht noch ganz genau bewuſst wäre, daſs ich Phaon bin, ſo müſst' ich glauben, jemand hätte mir meine eigene perſon abgetauſcht.

NIREUS. *(vor sich.)* Der mensch ist noch ganz neu, wie ich sehe, und hat viel abzustreiffen. — *(zu Phaon.)* Und wer glaubtest du denn auf der oberwelt zu seyn?

PHAON. Ich glaubte nichts zu seyn als was ich war. Ich wurde einhellig für den schönsten jüngling meiner zeit gehalten.

NIREUS. *(Sieht ihn lächelnd an.)* DU? — Du warst vermuthlich ein Scythe?

PHAON. Eine feine vermuthung, bey Cythereen! Was für augen habt ihr im Elysium? Gleichwohl, schön wie du selbst bist, solltest du einen Griechen, und, so wahr mir Amor gnädig sey! dein eigenes bild in mir erkennen.

NIREUS. Erkennst du das Deinige in *mir*?

PHAON. *(Sieht ihn an und verwirrt sich.)* Das ist doch nicht auszuhalten! Lieber wollt ich dem *Sisyphus* seinen stein wälzen, oder den *Danaiden* ihr fass füllen helfen!

NIREUS. Was haſt du, daſs du ſo unruhig ſcheinſt? Deine farbe wird immer düſtrer, und deine bildung immer ungeſtalter!

PHAON. Und das ſchlimmſte iſt, ſobald ich dir in die augen ſehe, ſo komm ich mir ſelbſt ſo vor. Ja, der erſte beſte, der mir in dieſem unbegreiflichen lande begegnet, würkt das nehmliche. Ich begreiffe nichts von dieſer ſeltſamen bezauberung. Wo ich hinblicke, bin ich von ſpiegeln umgeben die mich häſslich machen; und es giebt einige, deren anblik ich gar nicht aushalten kann. Gleichwohl bin ich der nehmliche PHAON, der noch vor kurzem *der ſchönſte unter allen Griechen* hieſs.

NIREUS. Das will ich dir wohl glauben, weil du mirs verſicherſt.

PHAON. Du würdeſt es dir ſelbſt geglaubt haben, wenn du mich geſehen hätteſt. Ich war ſo ſchön, daſs die leute nicht begreiffen konnten, wie einer, den weder ein unſterblicher gezeugt noch eine Göttin gebohren, ohne wunder ſo ſchön ſeyn

könne, und daher auf die einbildung verfielen, die *mutter der liebe* selbst habe mich zur belohnung eines ihr geleisteten dienstes mit übernatürlichen reizungen begabt. Die menge meiner liebhaber war so grofs, dafs sie mir zur last wurde. Alle mahler mahlten nur mich. Alle weiber verlohren ihre ruhe um meinetwillen, und SAPPHO, die berühmte sängerin von Lesbos, sogar ihren verstand. Das arme mädchen stürzte sich aus verzweiflung, weil sie alle ihre feurigen lieder an mir verschwendet sah, vom Leukadischen felsen herab; um dessen klippen, wie man sagt, ihre lieblich wehklagende stimme noch immer in stillen nächten umher irret, und mit schwachem in thränen erstiktem tone, Phaon, Phaon! ruft.

NIREUS. Dafür hat sie büfsen müfsen!

PHAON. Mir selbst gereichte meine schönheit endlich zum verderben. Ein brutaler eifersüchtiger, der mich fand wo er nicht erwartet war, versezte mich mit einem dolchstofs hieher, — wo ein feindseliger Dämon mich angeblasen, und (wie ich nicht

mehr

mehr zweifeln kann) alle augen, ohne meine eigenen auszunehmen, zu meinem nachtheil bezaubert hat. Es ist eine sehr unangenehme veränderung, das kannst du mir glauben!

NIREUS. Armer Phaon, ich begreiffe wie dir zu muthe ist. Was du izt erfährst, hab' ich ehmals, da ich hieher kam, auch erfahren. Ich bin NIREUS. —

PHAON. Wie? Du bist Nireus?

Nireus, Aglajas sohn und sohn des königs Charopos

Nireus der schönste der männer die gegen Ilion zogen,

Nach dem tadellosen Achilleus vor allen der schönste?

NIREUS.

Aber weichlich er selbst, und gering die zahl seiner streiter. (*)

(*) *Ilias ges. II. v. 657. u. f. Stollb. übers.*

PHAON. *(mit einer selbstgefälligen mine.)* Nun, so unbescheiden bin ich nicht, dafs ich mich mit *Dir* vergleichen sollte — wiewohl mirs, beym Castor! nicht an schmeichlern gefehlt hat, die mich den Nireus meiner zeit, den zweyten Hyacinthus, und den wieder ins leben zurükgerufnen Adonis nannten. Und ich will dir sogar gestehen, dafs es augenblicke gab, wo ich mir selbst kaum getraute in einen brunnen zu sehen, ohne vor dem schikfal des Narcissus zu erzittern.

NIREUS. *(vor sich.)* Der widerliche mensch!

PHAON. Lafs dich umarmen, schöner Nireus! Mir ist, ich erkenne mich selbst wieder in Dir — lafs dich umarmen!

NIREUS. *(zurükweichend.)* Du übereilst dich, Phaon!

PHAON. *(als ob er vor sich selbst zurükfahre.)* Weh mir! Welch eine plözliche verwandlung! So wahr mir Venus helfe, ich begreiffe nichts davon.

NIREUS. *Ich* begreiff es sehr wohl.

PHAON. Aber ſagteſt du nicht, du hätteſt, als du hieher kamſt, eben das erfahren? Gleichwohl haſt du deine ganze ſchönheit wieder erhalten. O ſage mir, ſchöner Nireus, iſt denn keine hofnung für mich, daſs ich wenigſtens nur wieder werde was ich geweſen bin?

NIREUS. Davor mögen die guten Götter dich bewahren!

PHAON. Du biſt grauſam.

NIREUS. Und Du verſtehſt mich nicht.

PHAON. Ich frage bloſs, ob kein mittel iſt, wodurch ich meine natürliche geſtalt wieder erlangen könnte?

NIREUS. Allerdings giebts ein mittel. Hier im Elyſium giebts mittel für alles: denn die *unheilbaren*, wenn welche ſind, kommen nicht zu uns.

PHAON. So beſchwör ich dich bey den Grazien, entdeck es mir! Ich vergehe vor ungeduld, bis du mir ſagſt was ich thun muſs.

NIREUS. Für *Dich* weifs ich nur *Ein* mittel — fuche den AESOPUS auf, liebe ihn und gewinne feine gegenliebe!

PHAON. Wie? den kleinen buklichten glatköpfigen zwerg mit der breiten vorgedrükten ſtirne? mit den tiefliegenden augen? mit der faunennaſe, und dem weiten ſêhundsrachen? — Der vorhin, an die ſchöne RHODOPE gelehnt, bey mir vorbey ſchlenderte?

NIREUS. Wie du ihn beſchreibſt! Er wird dir wohl ſchöner vorkommen, wenn du genauer mit ihm bekannt wirſt.

PHAON. Du ſpotteſt meiner. Ich habe ſolche miſsgeſchöpfe nie leiden können. Es iſt als ob alles um ſie her von ihrer häſslichkeit angeſtekt würde. Ich verſichre dich, da er im vorübergehn nur einen blik auf mich warf, war mir einen augenblik lang als ob ich in einen Affen verwandelt wäre.

NIREUS. Das iſt ſchon ein gutes zeichen, Phaon.

PHAON. *(ungehalten.)* Der vorzug, den du über mich zu haben glaubst, macht dich übermüthig. Ich dächte doch nicht dafs ich dir urfache gegeben hätte mir *fo* zu begegnen.

NIREUS. *(gelaffen.)* Du kannft dich hier noch in nichts finden. Gedulde dich! Es wird beffer gehen, wenn du erft bey uns angewohnt bift. Ich dachte gleich, dafs dir mein mittel widerfinnifch vorkommen würde. Aber du wollteft es wiffen, und, ich wiederhohle dirs, ich weifs kein anders. Fahrwohl. *(Nireus entfernt fich.)*

PHAON. *(ihm nachfehend, vor fich.)* Wie fchön er ift! Wenn er fich in diefer geftalt zu Olympia zeigte, die Griechen würden ihn für den Merkur oder den ewigjungen Apollo anfehen. — Ich möchte rafend werden! Mit jedem Augenblicke komm' ich mir ungeftalter vor. Es mufs mit zauberey zugehen, anders ifts nicht möglich — Ich kann's nicht länger ertragen. *(Er geht tiefer in den Hayn; indem begegnet ihm* SAPPHO, *die aus einer Laube hervorkommt.)* Aber, wer ift die Nymfe, die, mit

fo

ſo reizendem anſtand, eine Lyra von elfenbein im ſchönen arme, aus jener laube hervorgeht? — Wie? ſeh ich recht? — Warlich, beym Caſtor! es iſt die *Lesbiſche Sängerin*, es iſt *Sappho* ſelbſt! — Ich muſs ihr ausweichen. — Aber ſie geht auf mich zu — ſie lächelt mir — o! gewiſs liebt ſie mich noch! — ſo iſt doch wenigſtens Eine perſon hier, in deren augen ich noch der ſchöne Phaon bin! — Ich will ihr entgegen gehen —

SAPPHO. Wie? der ſchöne Phaon auch im Elyſium?

PHAON. *(vor ſich.)* Dacht ichs nicht? — Willkommen, dichterin. Du haſt mich wohl nicht ſobald in dieſen gegenden zu ſehen gehoft?

SAPPHO. *(lächelnd.)* Hat ſich vielleicht eine grauſame gefunden, die mich an dir gerochen hat? Haſt du dich auch vom Leukadiſchen felſen herabgeſtürzt?

PHAON. Vergieb mir deinen tod, reizende SAPPHO — Ich glaubte nicht, daſs dich die liebe

bis

bis zu einer ſo ernſthaften verzweiflung treiben würde.

SAPPHO. Es war ein kindiſcher zuſtand, was wir da oben Leben nannten! Wenn ich izt an meine lieder denke, Phaon, — *(Sie hält die hand vors geſicht.)*

PHAON. Laſs ſie dich nicht gereuen, ſchöne Sappho! Phaon ſieht dich jezt mit ganz andern augen an —

SAPPHO. *(ihm ſchnell ins wort fallend.)* O gewiſs nicht mit verſchiedenern, als womit Sappho den ſchönen Phaon anſieht.

PHAON. *(erſchrocken.)* Wie ſo? was willſt du damit ſagen? — *(vor ſich.)* Götter! ich werde mir doch nicht zuviel geſchmeichelt haben?

SAPPHO. So gefalle ich dir hier würklich beſſer als zu *Mitylene*?

PHAON. Und du — findeſt du mich ſo verändert von dem was ich war, als du mein herz — Venus muſst' es in ihrem zorne verhärtet haben! —

durch

durch so feurige lieder in liebe zu zerschmelzen suchtest?

SAPPHO. Erinnere mich nicht mehr daran! Mir wird gleich so wunderlich hier — *(sie legt die hand auf den magen.)* — Ich finde dich gar nicht verändert.

PHAON. *(lebhaft, indem er sie bey der hand nehmen will.)* Würklich nicht?

SAPPHO. *(Die hand zurükziehend.)* Ich finde dich noch eben so blond, noch eben so krauslockig, blauaugig, lilienwangig, kirschenlippig, noch eben so weich und zart, und wie mit lauter rosen und küssen aufgefüttert, als ehmals — Kurz, Phaon du bist so schön, dass — mir ganz übel davon wird. *(Sie bricht einen zweig von einem blühenden Citronenbaum ab, und hält ihn vor den mund.)*

PHAON. Mir sollen die Grazien den rücken kehren, wenn ich dich verstehe!

SAPPHO. Ich dächte, ich erklärte mich. — Siehst du, schöner Phaon — ich kann mich nicht lau-

lange aufhalten — Aber ſo ſchöne herren wie du — ſind nun, ſeit ich hier bin, meine tägliche geſellſchaft. Es ſind ihrer nicht weniger als ſieben, und immer einer blonder. ſüſser, zarter, lilienwangiger, geiſtloſer, unbedeutender, lêrer, ſtrohartiger als der andre. Und denke, ich muſs ſie, dieſe ſieben monden durch, den ganzen tag um mich herflattern laſſen, ihre gefühlloſen ſchmeicheleyen, ihren ewigen eintönigen grillengeſang, ihr gedankenloſes elſtergeſchwäz anhören, und — darf mir weder die augen verbinden, noch die ohren verſtopfen, noch davon lauffen — und das alles, ſchöner Phaon. zur ſtrafe, weil ich — ſo ein albernes ding war, mich, aus ungeduld darüber, daſs du ſo wenig ſêle hatteſt, von dem Leucadiſchen felſen zu ſtürzen. Ich verſichre dich, mein zuſtand würde ärger als ein plaz im Tartarus geweſen ſeyn, wenn nicht alle ſieben tage einmal der *eisgraue* NESTOR, und der *alte* SIMONIDES, und der *weiſe* SOLON, und andre *ſolche hübſche leute* erlaubnis gehabt hätten, mich zu beſuchen und meines leides zu ergetzen.

PHAON. *(vor sich)* Ich möchte von sinnen kommen.

SAPPHO. Du glaubst nicht, wieviel dieser alte homerische NESTOR über mein herz gewonnen hat! Das nenn' ich einen mann bey dem einem die stunden zu augenblicken werden! Wenn ja noch einer ist, der ihm den vorzug in meiner liebe streitig machen kann, so ists ANAKREON — der liebenswürdigste, natürlichste, munterste, angenehmste, jugendlichste Greis im ganzen Elysium. Mein guter Phaon! Das sind die männer, von denen ein mädchen im Elysium geliebt zu werden stolz seyn mag!

PHAON. *(vor sich.)* Was sie schön wird, indem sie von den alten eisbärtigen hohlaugigen flussgöttern spricht! — *(laut.)* Wenn du das alles nicht blos sagst um mich rasend zu machen, so hat der sturz vom leucadischen felsen eine mächtige veränderung in dir gewürkt.

SAPPHO. Das ist auch noch das einzige, weswegen ich dir von herzen gut bin, lieber Phaon; und sobald du deine quarantäne überstanden, und

dich

dich zu einem menſchen, der in guter geſelſchaft einen plaz behaupten kann, abgeſtreift haben wirſt, ſollſt du keine urſache finden, mich der undankbarkeit zu beſchuldigen. Inzwiſchen fahrwohl! — (*ſie wendet ſich von ihm ab, um wegzugehen. vor ſich.*) Ich kann's nicht länger bey dem widerlichen menſchen ausdauern.

PHAON. Du biſt ja ſehr eilfertig — Suchſt du etwa deinen alten Anakreon, oder deu groſsvater Neſtor auf? — ſo erſparſt du eine mühe — denn, wenn ich recht ſehe, ſo kommt dir *der alte Bacchusbruder von Teos*, ſeine glatze mit roſen *umkränzt, und den vollen becher in der hand*, aus jenem ſeitengang entgegen. (*er weicht auf die ſeite.*)

SAPPHO. Du haſt recht geſehen. — Woher, o Sänger der Grazien, dieſe unverhofte erſcheinung?

ANAKREON. Die ſeligen bewohner Elyſiums ſenden mich, ſchöne Dichterin, dich in ihre verſamlung einzuführen. Deine buſse iſt vorbey — und in dieſem goldnen becher, mit waſſer aus

Lethe gefüllt, bring ich dir ein ewiges vergeſſen aller thorheiten und plagen deines erdelebens.

SAPPHO. Reiche her — Dies trink ich den ſchönen Lesbierinnen, dem goldlokigen Phaon, und den Nymfen des Leucadiſchen felſens zu! — (*Sie trinkt aus, und wirft ſich dem Anakreon in die arme.*)

ANAKREON. Komm, meine liebe — *Er ſingt.*

Αἱ Μοῦσαι τὸν Ἔρωτα

δησασαι στεφανοισι

τῷ Καλλει παρεδωκαν (*) u. ſ. w.

Sie gehen arm in arm ſingend ab.

PHAON. Und was aus *mir* werden ſoll, darum bekümmert ſich niemand — Ein feines Elyſium!

(*) *Die Muſen banden Amorn mit blumenkränzen und lieferten ihn der ſchönheit aus.*

II.

ÜBER DIE LAGE

UND DEN GESICHTSPUNCT

worin wir uns in abſicht auf erzählungen von GEISTERERSCHEINUNGEN *befinden.*

Geſpenſter, elementargeiſter, mittelweſen zwiſchen engeln und menſchen, feuer - und luftgeiſter, kobolte, bergmännchen und waſſernixen, ſchuzgeiſter oder plaggeiſter einzelner menſchen, — mit Einem worte, alle arten von *angeblichen erſcheinungen* und wunderbaren *einwürkungen unſichtbarer weſen*, werden, aller einwendung einer geſunden Philoſophie, und aller durch ſie bewürkten aufklärung zu troz, in der *einbildungskraft* und ſelbſt in dem *herzen* der menſchen immer einen fürſprecher finden, der ihre gänzliche verbannung unmöglich

machen wird. Jede erzählung dieſer art, alles was einer *Anekdote aus der geiſterwelt* ähnlich ſieht, und die würklichkeit dieſer phantaſtiſchen weſen zu beſtätigen, oder die gründe, womit die vernunft ſie beſtreitet, zu entkräften ſcheint, wird den meiſten immer willkommen ſeyn. Selbſt der aufgeklärtere theil der menſchen — perſonen, die es auf keine weiſe von ſich geſagt wiſſen möchten, daſs ſie geſpenſter, geiſter-erſcheinungen, und was in dieſes fach gehört, im ernſte zu glauben fähig wären — unterhalten ſich doch gerne mit geſprächen oder lectüren dieſer art. Ja, ſogar der philoſoph, indem er die wahrheit der begebenheiten, auf welche die geiſterſeher ihren glauben gründen, läugnet, fühlt ſich unvermerkt von ſeiner eignen Phantaſie überſchlichen; und iſt oft ſelten von ſeinen vernunftſchlüſſen überzeugt genug, daſs nicht die inſtinctmäſsige neigung zum wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den ungelehrteſten gemein hat, den leiſen wunſch, des gegentheils *durch unläugbare thatſachen* überführt zu werden, in ihm erregen ſollte.

Eine

Eine TRADITION, die so alt als das menschengeschlecht, oder doch gewiſs um viele jahrhunderte älter als die PHILOSOPHIE ist, hat eine art von *allgemeinem glauben* und *consens aller völker* über diese dinge hervorgebracht. Von kindheit an wird unsre einbildungskraft mit bildern, mährchen, und angeblichen geschichten angefüllt, welche sich auf diesen glauben gründen, und ihre ansteckende kraft an uns beweisen, zu einer zeit, da wir uns noch keines betruges versehen, und die vernunft uns noch mit keinen waffen gegen unsre eigne und fremde leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die DICHTER, welche, mit dem wunderbaren die reichste quelle von erfindung und interesse entbehren würden, nähren diese anlage auf eine so verführerische art, dafs wir, wenn wir gleich verstand genug haben zu sehen, *daſs* sie uns täuschen, doch mit vergnügen *einwilligen*, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der überzeugung, dafs die ganze *maschinerie* ihrer Götter- und Geister-erscheinungen, zaubereyen und féereyen, aus

blosen geschöpfen ihrer einbildungskraft zusammengesezt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen seufzer, *daß doch diese wunderdinge wahr seyn möchten;* und je empfänglicher unsre sêle für die einwürkungen dieser art von dichtungen ist: desto geneigter sind wir, uns durch erzählungen, die sich (dem vorgeben nach) auf erfahrung und thatsache gründen, von der wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wieviel endlich unter allen völkern die RELIGION beygetragen habe, diese Disposition in den gemüthern der menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ists wunder, wenn PRIESTER (welche hiebey ein eben so begründetes und in verschiednem betracht ungleich wichtigeres interesse hatten als die *Dichter*) geschäftig gewesen sind, den glauben an übermenschliche wesen und übernatiirliche würkungen zu befördern; da selbst ein grosser theil der PHILOSOPHEN, vornehmlich die von der *Pythagorischen*, *Platonischen* und *Alexandrinischen schule*, diesen glauben

be-

begünſtiget, und eine geiſterlehre, in welcher alle artikel des popularen aberglaubens unterſtützung finden, zur grundlage und zu den hauptpfeilern ihres lehrgebäudes gemacht haben?

Dieſe *romantiſche* art zu philoſophiren, die zu gleicher zeit der natürlichen trägheit der menſchen, und ihrer begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen ſchmeichelt, konnte nicht fehlen ſich in eine deſto gröſsere achtung zu ſetzen, da ſie ſich, gleich den *alten* MYSTERIEN (deren ſtelle ſie unvermerkt einnahm) in ein *heiliges dunkel* verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je gröſser und abſchreckender die ſchwierigkeiten, in dieſen geheimniſſen eingeweyht zu werden, je glänzender waren auch die vortheile der glüklichen, die zu dieſem vorzuge gelangten. Die *Magiſche Philoſophie*, deren vorgebliche meiſter ſich des namens der WEISEN im erhabenſten ſinne des wortes anmaſsten, (wie ſie noch bis auf dieſen tag thun) verſprach nichts geringers als die gröſste veredlung der menſchheit, erhöhung ihrer natürli-

chen kräfte bis zur gemeinschaft mit der Göttlichen Natur. Sie rühmte sich den *schlüssel* zu besitzen zu den pforten einer *unsichtbaren geistigen welt*, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die *buchstaben* einer schrift zu den *worten*, und die worte zu den *Ideen*, deren blosse zeichen sie sind; oder wie ein todtes steinbild zu einem lebendigen menschen. Sie kannte (ihrem vorgeben nach) nicht nur *alle arten von geistern*, nach ihren verschiednen ordnungen, stufen, kräften, würkungskreisen, eigenschaften und verhältnissen; sie besass auch die mittel mit diesen unkörperlichen wesen in *verbindung* zu treten, die freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen, und mit hülfe der einen und der andern die wunderbarsten würkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile lehrbegriff und die wenig verständlichen schriften eines PLOTINUS verlohren sich während der langwierigen finsternis, welche nach zerstörung des alten römischen reiches über Europa kam; aber die begriffe und träume von

mit-

mittelgeiſtern und magiſchen kräften, womit der *Norden*, ſo wie der *Orient*, von jeher angefüllt war, erhielten ſich: und der immer tiefer einwurzelnde aberglaube, von *Mönchen* und *Romanendichtern* auf alle mögliche weiſe genährt, überhob die ADEPTEN *dieſer zeiten* der ungelegnen mühe, ihre behauptungen zu beweiſen, oder mit der vernunft in übereinſtimmung zu ſetzen. Was wunder, daſs ſelbſt während der *dämmerung*, welche im 15ten und 16ten jahrhundert Europa zur wiederherſtellung der Litteratur und höhern aufklärung der wiſſenſchaften vorbereitete, jene *Afterphiloſophie*, unter dem ſchutze der ehrwürdigen nahmen eines HERMES TRISMEGISTUS, ZOROASTER, ORPHEUS, PYTHAGORAS, PLATON u. ſ. w. ſich nicht nur in anſehen erhielt, ſondern ſogar wieder eine wiſſenſchaftliche form gewann, von welcher ſich einige der beſten köpfe dieſer zeiten verblenden lieſſen?

Irthümer, die den menſchen jahrtauſende lang beherrſcht haben, ſind nicht ſo leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche geſtalten an, und be-

die-

dienen ſich aller möglichen kunſtgriffe, wodurch eine des lichtes noch ungewohnte vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die verfaſſer der Ritterbücher geweſen; nun warens Philoſophen, Aerzte, Naturforſcher, Chymiſten, die den populären glauben an geiſtererſcheinungen, wiederkommende ſêlen der verſtorbnen, elementargeiſter, kobolte, prophetiſche träume und ahnungen, ſympathien und antipathien, palingeneſien und metamorphoſen, kurz, *alle wunder* und *abenteuer der* WEISSEN und SCHWARZEN MAGIE, in ihren ſchuz nahmen, und mit neuem anſehen bekleideten. Der glaube an alle dieſe dinge war im ſechzehnten jahrhundert ſo allgemein, daſs man kaum einen berühmten mann dieſer zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angeſtekt geweſen wäre.

Nun hat zwar, dank ſey dem himmel! dieſe *poetiſche art von Philoſophie*, ſeitdem einer andern plaz gemacht, die, mit neuerfundnen *werkzeugen* bewafnet, ſich gleichſam *neue ſinnen* zu verſchaffen,

und

und damit die gröfsten ſchwierigkeiten zu überſteigen gewuſst hat, die ſich ehmals demjenigen entgegen ſezten, der *mit der fackel der beobachtung* ins innere der Natur einzudringen verſuchte. Die verworrenen und ungewiſſen formen der dämmerung ſcheinen nun in dem immer zunehmenden tage zerfloſſen, und die *bezauberte welt* von der *natürlichen* auf ewig verdrängt zu ſeyn. Aber die einbildungskraft findet immer wieder mittel ſich im beſiz ihrer alten rechte zu erhalten. Der kreis ihrer würkſamkeit erweitert ſich zugleich mit dem kreise unſrer kenntniſse. Die NATUR (gleich als ob ſie eiferſüchtig ſey, ſich über ihren verborgnen Myſterien von ſterblichen augen überſchleichen zu laſſen) erſcheint immer wunndervoller, geheimnisreicher, unerforſchlicher, je mehr ſie gekannt, erforſcht, berechnet, gemeſſen und gewogen wird. Die unendliche manchfaltigkeit und der grenzenloſe ſchauplaz ihrer würkungen verſchlingt unſern geiſt; er verliehrt ſich in einem Ozean von wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreiffen zu können meynen, doch noch immer unerklärba-

res und unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegne Imagination in ihre alte lage zurükzuwerfen.

Denn was haben wir auch mit den ſcharfſinnigſten und unwiederſprechlichſten erklärungen alles deſſen was im himmel, auf erden, und unter der erden iſt, am ende, zu befriedigung unſers vorwitzes gewonnen, als — *erſcheinungen* zu kennen, deren *urſachen* — *würkungen* zu berechnen, deren *kräfte* noch immer geheimnis ſind? Und wenn wir auch das ganze uhrwerk der *Körperwelt* bis auf ſeine erſten beſtandtheile auseinander legen könnten: ſo nöthigt uns doch am ende ein gefühl, dem die vernunft ſelbſt nachgeben muſs, GEISTIGE KRAEFTE anzunehmen, welche der *Materie* zuſammenhang, bewegung, leben, empfindung und gedanken geben, die nicht ihr eigen ſind: und ſo befinden wir uns immer wieder da, wo uns *die Philoſophie* gefunden hatte; glauben immer, daſs ſie uns gerade *das* nicht ſagen könne, was wir am liebſten wiſſen möchten; und fühlen uns alſo um ſo geneigter, je-

dem

dem gehör zu geben, der unſre *einbildungskraft* in erwartung ſezt, und ihr eine befriedigung zu verſprechen ſcheint, die ſie bey jener vergebens geſucht hatte.

Hiezu kommt noch ein andrer umſtand, der eine eben ſo natürliche folge der aufklärung iſt, als er den Geiſterſehern günſtig zu ſeyn ſcheint. Je weiter die *grenzen* unſrer kenntniſse *hinausgerükt* werden; je mehr wir die unerſchöpfliche manchfaltigkeit der Natur im detail ihrer werke kennen lernen, je weiter dehnt ſich auch *der kreis des möglichen* vor unſern augen aus; und vielleicht iſt es gerade der gröſste Naturforſcher, der ſich am wenigſten unterſteht, irgend etwas, das nicht augenſcheinlich in die klaſſe der viereckichten dreyecke gehört, für *unmöglich* zu erklären.

Seitdem die unerſättliche wiſsbegierde mit geſchärften ſinnen in alle elemente eingedrungen iſt; ſeitdem uns die vergröſserungsgläſer einen abgrund von phyſiſchen wundern, wovon niemand zuvor die mindeſte vorſtellung hatte, aufgeſchloſſen haben;

seitdem uns die entdeckung neuer, von keinem *Demokrit* oder *Aristoteles* nur geahneter eigenschaften der materie, die Natur von ganz neuen seiten gezeigt, und der unermüdliche fleifs der forscher fast täglich in dem falle ist, auf entdeckungen zu stofsen, welche die hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstofsen oder zweifelhaft machen — seitdem haben auch unsre begriffe vom wunderbaren und natürlichen, möglichen und unmöglichen, eine merkliche veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen tiefen des Unendlichgrofsen und Unendlichkleinen, wo jeder sonnenstaub eine welt, und jede welt ein sonnenstaub, jeder belebte keim eine ganze schöpfung, jeder punct im unermefslichen ein schauplatz ist, zu dessen durchschauung das leben eines menschen nicht zureichte: lernt der mensch bescheidner von seinen einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden *was die* NATUR *könne oder nicht könne*, je öfter er schon in seinen zu raschen urtheilen durch nachfolgende erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen jahrhunderten hatte das

wun-

wunderbare beynahe alle begriffe vom natürlichen aus den köpfen unsrer vorfahren verdrängt: jezt verenget die Natur immer mehr die grenzen des wunderbaren, und wir finden uns auf allen seiten von so vielen unbegreiflichkeiten umringt, dafs uns beynahe nichts mehr in erstaunen sezt.

So günstig indessen dieser umstand den geistererscheinungen, besonders den *gespenstern* und *mittelgeistern* (welche unter allen einwohnern der bezauberten welt noch immer die meisten und scheinbarsten zeugnisse vor sich haben) seyn mag: so ist doch *unser unvermögen ihre unmöglichkeit zu beweisen*, alles, was zu ihrem behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbeut uns da nicht eben die vernunft, welche uns abhält zu entscheiden, dafs etwas *darum* UNMOEGLICH sey, weil wir uns keine deutliche vorstellung machen können WIE *es möglich ist*, etwas blofs darum für MOEGLICH zu erklären, weil wir nicht einsehen, WIE und WARUM es *unmöglich* seyn sollte?

Wir befinden uns alſo hierüber in einem ziemlich wagerechten ſchwanken, und das gewiſſeſte, wozu wir uns ſelber bringen können, iſt das *gefühl*, daſs ein erſcheinender geiſt, an ſich ſelbſt und ohne rükſicht auf beſondere erfahrungen und zeugniſse, weder etwas ſo *unnatürliches* ſey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch *natürlich genug*, um uns nicht, in jedem beſondern falle, gegen ſeine würklichkeit miſstrauiſch zu machen.

Der Erzähler einer Geiſtergeſchichte, die er als vorgebliche *augen* - oder *ohrenzeuge* in ganzem ernſte für wahr giebt, kann ſich heutiges tages darauf verlaſſen, daſs er die meiſten perſonen von erziehung und kenntniſsen, ſogar diejenigen, die hierin bloſse Prätendenten ſind, *unglaubig* finden werde. Wie glaubwürdig auch der *gewährsmann* in unſern augen ſeyn mag, die *erzählung ſelbſt* iſt es niemals: denn es iſt einem ſeiner vernunft mächtigen menſchen *eben ſo natürlich* eine ſolche geſchichte *nicht zu glauben*, als zu glauben, daſs die ſonne morgen wieder aufgehen werde. *Dieſer*

glau-

glaube und *jener* unglaube beruhen auf *einerley grunde.*

Laſſen wir aber einen Philoſophen auftreten, und in einem ausdrüklich dazu geſchriebenen buche mit ſcharfſinnigen und ſcheinbaren grüuden aller art beweiſen, daſs alle für hiſtoriſch wahr ausgegebne geſpenſter- und geiſtergeſchichten auf gar keinem glaubwürdigen zeugniſse beruhen; und daſs die erſcheinungen, welche man ohne einwürkung ſolcher weſen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, ſich aus bekannten natürlichen urſachen ſehr wohl erklären laſſen: augenbliklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloſs widerſprechungsgeiſt iſt, in uns rege, das uns dringt, die verfolgten Fantomen in unſern ſchuz zu nehmen.

Ich habe oft gelegenheit gehabt dieſe doppelte bemerkung zu machen; und, ohne sie darum für etwas *allgemeines* zu geben, glaube ich, daſs man von dem gröſsern theile derjenigen, welchen dermalen die benennung von *perſonen von erziehung*

zukömmt, ſagen könne: daſs ſie, ungeachtet des unglaubens, den ſie allen erzählungen von geiſter-erſcheinungen, welche bey gelegenheit in einer geſellſchaft circuliren, entgegenſetzen, *im herzen* doch ſehr geneigt ſind, die parthey der geiſter gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder das daſeyn ſelbſt, oder wenigſtens alle gemeinſchaft mit uns irdiſchen menſchen abſprechen wollte.

Mir dünkt, dieſe neigung habe, auſser der liebe zum wunderbaren, noch einen beſondern zuſammenhang mit der *hofnung*, (die dem menſchen eben ſo natürlich iſt als jene) *nach dieſem leben in einem andern perſönlich fortzudauern.* Von kindheit an mit geſpenſtergeſchichten genährt, welche ſehr zuverſichtlich auf angebliche erfahrungen oder glaubwürdige berichte geſtüzt werden, gewöhnt ſich unſre Fantaſie, die geſpenſter und die übrigen geiſter, deren daſeyn auf der *Tradition* beruht, als *einwohner jener unſichtbaren welt* anzuſehen, in welche dereinſt überzugehen unſer ſchikſal ſeyn werde. Ohne einen beſondern religiöſen oder phi-

losophischen glauben, der uns von diesem künfti-
gen leben angenehme und wünschenswürdige vor-
stellungen macht, ist der mensch, *natürlicher weise*,
nichts weniger als geneigt, sich dieses *land der*
seelen sehr reizend vorzustellen. Es sind ihm, wie
dem guten kayser HADRIAN, *Loca pallida, lurida,*
livida, bleiche, bleyfarbe, licht und freudenlere
gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jezigen
leben und jenem künftigen liegt, schneidet alle
natürliche gemeinschaft zwischen beyden ab: er
weiss was er zurüklassen und verlieren wird, aber
was er gewinnen werde, ist unbekannt oder unge-
wiss. Er erwartet es also *zwischen furcht und hof-*
nung. Aber da der gedanke an diese grosse verän-
derung, so gern er ihn gänzlich aus dem gesichte
verliert, sich doch von zeit zu zeit aufdringt, und
der mensch sich nun einmal nicht verbergen kann,
dass es dazu kommen muss: so ist ihm alles inter-
essant, was einer nachricht aus dem *unbekannten*
lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiss,
dass *ordentlicher weise* niemand von dort zurük-
kommt, bemächtigt sich jeder, der sich als einen

ausserordentlichen Gesandten oder *Ueberläufer* aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die sache an sich selbst ist — seiner ganzen aufmerksamkeit.

Diese vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bey jedem menschen zum grunde, auf welche weise sie auch durch andre umstände modifiziert worden seyn mag. Der Philosoph mag sich selber noch so deutlich beweisen, dass gespenster und hausgeister (Spiritus familiares) und wassernixen, welche die kinder ins wasser hinabziehen, um sie mit mandeln und rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und ebendieselbe kategorie, nemlich in *das fach der Ammenmährchen* gehören; der weltmann mag alle solche dinge, die nach dem aberglauben unsrer guten dummen altvordern riechen, noch so witzig belächeln, — und das *hofgesindel des guten königs von Schlaraffenland* ALCINOUS (*) mag noch so laut und bacchantisch über die

(*) *Alcinoi de cute curanda plus aequo operata iuventus.* HORAT.

die leute lachen, die keinen magen und keinen bauch mehr haben: Philoſophen, weltleute, und luſtige brüder ſind am ende doch nur — *menſchen wie andre*, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches ſcientifiſches buch gegen die geſpenſter geſchrieben hat) gilt, auch in dieſem ſtükke, von ihnen allen, was HORAZ von der Natur überhaupt ſagt: „*wie verächtlich wir auch gewiſſe „gefühle, die allen menſchen gemein ſind, von uns „ſtoßen, immer giebt es augenblicke, wo ſie uns „unvermerkt überſchleichen.*“ Wo die Natur den menſchen überhaupt ſchwach gelaſſen hat, da iſt jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche ſtelle mit ſiebenfältigem erze verwahrt.

Dieſe erwägungen wären allein ſchon hinreichend, uns gewiſſe *auffallende thatſachen* begreiflich zu machen, wodurch ſeit, einigen jahren unſre zeit, aller ihrer gerühmten aufklärung zu troz, auf einmal in die dikſte verfinſterung der barbariſchen jahrhunderte zurükzuſtürzen ſcheint. (*) Ein

 rük-

(*) *Diejenige, die mit der* neueſten geſchichte *der*

rükfall, der vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, dafs, aus immer fortdaurenden, in der *schwachen seite* des menschen gegründeten ursachen, nicht nur der *aberglaube* und die *schwärmerey* unter dem *grösten theile* der menschen mit der aufklärung unter dem *kleinsten theile* immer gleichen schritt hält: sondern dafs die zeiten der gröſten *verfeinerung*, des gröſten Luxus, und des ungezähmtesten *Libertinage*, von jeher immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen *schaukopfe*, die von allem diesem zu erreichung ihrer geheimen absichten vortheil zu ziehen wissen, das beste spiel haben.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende säyte blofs darum, weil es sehr gegen meine absicht wäre, wenn jemand meine bisherigen betrachtungen

gen

der verirrungen *des menschlichen geistes und herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare gelegenheiten haben, oder sie wenigstens aus der* Berliner Monatsschrift *kennen, wissen wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichern äusserung bedarf.*

gen so ausdeuten wollte, als ob ich dem greben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen misbrauch, der in unsern tagen von dem hang der menschen zum wunderbaren und übernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre *Dämonomanie* auszuarten anfängt, das wort reden wolle. Wenn wir gleich eine *schwache seite* haben *müßen*; wenn es so gar wahr ist, dass diese schwache seite mit gewissen empfindungen und neigungen, die einen theil unsrer glükseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammenhängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, dass unser angelegenstes interesse erfordert, gegen die gefährlichen *täuschungen* auf unsrer huth zu seyn, denen sie uns blos stellt. Der hang zum neuen und wunderbaren, das verlangen in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes studium initiirt zu werden, der glaube an geistige beweger der Natur, und an eine unsichtbare welt, in welche wir überzugehen wünschen, die *Deisidämonie*, oder die furcht von den *unsichtbaren Bären*, gegen die wie uns eben darum

nicht wehren können weil sie *unsichtbar* sind, der wunsch, dafs das *wasser der unsterblichkeit*, des *elixier der ewig gesundheit*, das *hütchen des Fortunatus*, das *Horn* und der *Becher Oberons*, und der *Stein der Weisen*, würkliche dinge und in unsrer gewalt seyn möchten, sind freylich lauter neigungen und wünsche, die theils dem menschlichen herzen, theils der menschlichen trägheit, leichtfertigkeit und albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, dafs wir uns, mit geschlofsnen augen und gebundnen händen, von Isispriestern, *Magen*, Fakirn, Bonzen Mystagogen, träume und zeichendeutern, Weisenmeistern, *Spähmannen* und *Thyrspakurn*, schatzgräbern und geisterbannern, wie die unwissendsten Nord - und Südländischen Wilden, zu *Düpen* machen lassen sollen? — Eben darum, weil der hang zum übernatürlichen, der glaube an *unsichtbare Bären*, und der wunsch mehr zu *wissen* und zu können, als *menschen* wissen und können *sollen*, das arme menschliche geschlecht von jeher allen diesen betrügern in die hände geliefert, und

ihm

ihm dadurch unzerreisliche ketten angelegt und unheilbare wunden geſchlagen hat: *eben darum* kenne ich dieſen hang, dieſen glauben, dieſen wunſch, die *ſchwache ſeite* des menſchen; und *eben darum*, iſt es ſo nöthig, daſs wir uns da, wo die gröſte gefahr iſt, durch die untrüglichen grundſätze, welche Natur, allgemeine erfahrung und allgemeiner menſchenverſtand darbieten, auch am ſtärkſten befeſtigen.

III.

III.

BRIEFE AN EINEN FREUND

ÜBER

DIE BERÜCHTIGTE ANEKDOTE

VON

I. I. ROUSSEAU, MARIANEN

UND DEM ENTWANDTEN BANDE.

1780.

1. Wie bald das publikum die *Memoiren* des I. I. ROUSSEAU, oder *die geheime geſchichte ſeines eigenen lebens*, die dieſer auſſerordentliche mann in der handſchrift hinterlaſſen hat, zu ſehen bekommen wird, kann ich ihnen nicht ſagen. Ehmals war mein verlangen nach dieſen *Memoiren* ſo ungeduldig als das ihrige nur immer ſeyn kann. Ich erwartete ein werk von ganz andrer wichtigkeit als die Εις Εαυτον des guten Kayſers *Marcus Aurelius* oder die *Confeſſionen* des *Heil. Auguſtins*: es

wür-

würde, dachte ich, wenigstens eben so frey und offenherzig wie des weisen narren *Cardano's* buch de vita propria, und um ein grosses theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die philosophische klasse von lesern seyn. Was könnte einen denkenden menschen, der im ganzen weltall *nichts nähers hat*, nichts *grösers kennt* als seine eigene gattung, mehr interessiren, als von einem Menschen wie ROUSSEAU in das heiligthum seiner seele eingeführt, zum vertrauten seines selbstbewustseyns gemacht, und zu den geheimnissen eines herzens zugelassen zu werden, das in einer zeit, wo Tugend für die meisten ein lerer name ist, so voll *glauben an die tugend*, in einer zeit, wo der Wiz alles zu wahrheit oder lüge stempeln darf, so voller *liebe zum wahren und guten* gewesen war. Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten jahrhundert, mitten in Paris, den muth hatte, mit dem wiz und der wohlredenheit eines SENECA, ein *zweyter* EPIKTET zu seyn — den muth hatte, allen den vortheilen freywillig zu entsagen, die ihm die seltensten talente durch

einige gefälligkeit gegen den geiſt und die ſitten ſeiner zeit hätten verſchaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, ſich allen folgen der *Paradoxie* auszuſetzen, — in einem zeitalter, wo ein freyer, wahrer und guter menſch das *gröſte paradoxon* iſt; wo *conventionelle begriffe* alles entſcheiden; wo ſogar augen und ohren beſtochen ſind, immer auf die ſeite *der mode* zu ſtimmen, und nichts für ſchön gilt *weil es ſchön iſt*, ſondern weil es für die nächſten acht tage *dazu erwählt iſt*; kurz, wo reine wahrheit, reiner gerader menſchenſinn, dem feinern theil der welt oft lächerlich, und immer anſtöſsig iſt. Wer ſollte nicht wünſchen, dieſen Mann ſo genau als möglich kennen zu lernen, der ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den menſchen zu verlangen unter denen er lebte, bloſs dadurch mit jedermann in colliſion kam, weil er nach ſeinem eignen herzen lebte und nach ſeiner innern überzeugung ſchrieb; einen verehrer des Chriſtenthums, den alle religionspartheyen von ſich ſtieſſen; einen Philoſophen, der allen philoſophen, einen freydenkenden Mann, der allen freygeiſtern,

ei-

nen frommen mann, der allen andächtigen verhafst war? Einen Mann, den alle welt viele jahre durch, verfolgte, verläſterte, verdammte und verbannte, ohne einen andern grund angeben zu können, als *weil er in ſeinem leben das war, was man nun nach ſeinem tode bewundert*, und was ſein andenken izt ſelbſt der Nation, die ihn einſt verkannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn jahren gekreuzigt haben würde, wenn kreuzigen noch mode wäre, und zu deſſen grabe man izt wallfahrtet? Wer wollte einen ſolchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm ſelbſt hören, mit was für anlagen, durch was für umſtände, durch welche ſtufen und geheime entwiklungen, mit welchen gefahren, aufopferungen, kämpfen, abwechſelungen von moraliſchem gewinn und verluſt, u. ſ. w. er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie intereſſant muſs es ſeyn, dieſen Mann ſeinen zeitgenoſſen und allen folgenden jahrhunderten, mit jener ihm ſo ganz eigenen freymüthigkeit, mit jener alle eitelkeit und ſelbſtheit überwiegenden wahrheitsliebe, die geheime geſchich-

te seines lebens, das zarte gewebe der entwiklungen seines geistes und herzens, die unverfälschte geschichte seiner erfahrungen und wahrnehmungen, seiner verirrungen, fehler und tugenden, seiner leiden und freuden, kurz die geschichte *nicht dessen was er schien*, oder *gerne gewesen wäre*, sondern *was er würklich in seinem eignen bewußtseyn war*, erzählen zu hören!

So dacht ich ehmals, und hätte gern alle philosophischen werke des leztverwichnen jahrzehents darum gegeben, *Rousseaus Memoiren* nur einen tag früher lesen zu können. Aber, ich gestehe ihnen unverhohlen, seitdem ich die unselige ANEKDOTE *von* I. I. ROUSSEAU im ersten stiicke der *Ephemeriden der Menschheit* vom jahre 1780 gesehen habe; hat sich meine ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jezt, aus aufrichtiger theilnehmung an der ehre der menschheit, vor der bekanntmachung der geheimen beichte, welche dieser ausserordentliche mensch von seinem leben hinterlassen haben soll; eben so sehr, als ich solche vormals beschleu-

ſchleunigt zu ſehen wünſchte. Welch eine anekdote, groſser Gott! Und was wird aus dem moraliſchen nutzen der ſchriften und des beyſpiels des weiſeſten und tugendhafteſten mannes unſrer zeit (wofür ihn ſo viele gehalten haben) werden, wenn er uns — wie nach einer ſolchen probe nur allzuſehr zu beſorgen iſt — noch mehr dergleichen geheime geſchichtchen zu vertrauen hat?

Wem kann die beſchaffenheit der menſchlichen natur ſo unbekannt ſeyn, daſs er nicht vorausſehen ſollte, was die folgen dieſer anekdote bey dem gröſsern theil der leſer, zumal der jungen leſer der Rouſſeauiſchen ſchriften ſeyn müſſen? Die menſchen ſind nun einmal ſo gemacht. — Der reiche *Seneca*, der, mit dem vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom reichthum ſpricht als *Epiktetus* ſelbſt, wird uns nie überzeugen; und der mann, von dem man weiſs, daſs er ſich von einer unzüchtigen dirne loſsgeſchworen hat, wird nie mit frucht von der keuſchheit predigen. Wir wollen, daſs der lehrer der tugend ſelbſt untadelich ſey. Wir verzeyhen

rhin (und auch dies nicht gern) schwachheiten, übereilungen, misstritte; aber es giebt laster, deren uns kein guter mensch fähig zu seyn scheint: und der widrige eindruk, den eine überlegte, mit falschheit und grausamkeit verbundne schandthat auf das allgemeine natürliche gefühl macht, ist unauslöschlich. Um wieviel stärker muss er erst seyn, wenn die schwarze that in einem alter begangen wurde, wo die menschen sonst am besten sind; wo das herz am weichsten, das gefühl am zartesten ist, und alle triebe, die unsrer séle zu wächtern und schuzengeln ihrer unschuld gegeben sind, noch mit ihrer ursprünglichen vollen kraft wirken? Wer in *diesem* alter einer überlegten bosheit, einer lüge, von der er weiss dass sie einen unschuldigen unglücklich machen wird, fähig ist, ist ein *hassenswürdiges* geschöpf. Das allgemeine menschengefühl spricht das urtheil über ihn; dass er ein äusserst boshaftes herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn, um einer einzigen solchen handlung willen, der giftmischerey, des vatermords, und jeder andern unmenschlichkeit fähig zu halten; und von

die-

dieſem augenblik an iſt es um alles moraliſche gute geſchehen, das ein ſolcher menſch, als ſchriftſteller, als ſittenlehrer, als zeuge und beyſpiel der wahrheit und tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der ſich von ſeinen eignen innerſten gefühlen rechenſchaft geben kann — wenn er ſich z. b. den SOKRATES von jugend an als den weiſeſten und tugendhafteſten mann ſeiner zeit gedacht, und ſich (wie bey den meiſten, die einige erziehung genoſſen haben, der fall ſeyn wird) an dieſe vorſtellungsart nun einmal gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu muthe, wenn er lieſst: „der Phyſiognomiſt *Zopyrus*, der (ohne zu wiſſen, „daſs der mann, den er vor ſich hatte, Sokrates „war) befragt wurde, was er, nach ſeiner Phyſiognomie, von ihm halte, habe geurtheilt, *daſs er ein „der unzucht und dem trunk ergebnes brutum ſey?*“ — Die rede iſt hier nicht, ob und wiefern aus dieſer anekdote einwürfe gegen die zuverläſsigkeit der Phyſiognomik gemacht werden können — ſondern bloſs, davon; ob nicht bey jedem, der die

beſagte Anekdote in ſeinem *Cicero* (de Fato c. 5.) oder anderswo geleſen hat, ſogleich eine widrige unangenehme empfindung und der gedanke entſtehe: es ſey nicht wahr! Sokrates könne nicht ſo ausgeſehen haben; Zopyrus habe ſich entweder ſchlecht auf die Phyſiognomik verſtanden: oder die ganze erzählung ſey eines von den albernen mährchen, deren das *lügenvolle Griechenland* ſo viele auf unkoſten ihrer Weiſen ausgehekt *hat?* Und ich frage ferner: ob nicht eine antwort, welche SOKRATES (nach dem zeugniſſe des Philoſophen *Alexander von Aphrodiſias)* gegeben haben ſoll: „er ſey alles das, „was *Zopyrus* von ihm ſage, von Natur geweſen, „und blofs durch die Philoſophie zu einem beſſern „manne gemacht worden“ einen *noch widrigern* eindruk auf uns macht, als ſelbſt das phyſiognomiſche urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beynahe unmöglich iſt, uns den Sokrates als einen mann zu denken, der *von* NATUR, und wenn ihn *die zauberin* PHILOSOPHIE nicht *umgeſchaffen* hätte, ein *viehiſcher kerl* geweſen wäre? — Oder, falls wir uns genöthigt ſähen, die hi-

hiſtoriſche wahrheit der erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieſes geſtändnis nicht einen groſsen theil unſrer achtung und unſers glaubens an ſeine tugend verliehren würde? — Und gleichwohl ſind die *natürlichen* laſter, zu denen er ſich, vermöge dieſer anekdote bekannt haben ſoll, nicht (wie jenes deſſen ſich ROUSSEAU ſelbſt anklagt) von der *ſchwarzen* art, die unſern ganzen innern menſchen empört, und uns an einem weſen unſrer gattung ſo *unnatürlich* dünkt, daſs wir ſie nur mit einer *durchaus böſsartigen teufliſchen Natur* ohne mühe zuſammendenken können!

Ich geſtehe ihnen, daſs ich mich mit dieſer vorſtellung, beym erſten anblik der *Rouſſeauiſchen Anekdote*, in eine verlegenheit geſtürzt ſah, aus der ich mir anfangs nicht anders zu helfen wuſste, als — mir die wahrheit des facti geradezu wegzuläugnen. „Es kann nicht wahr ſeyn, rief ich, und ich *will* es nicht glauben, wenn auch zehntauſend zeugen aufträten, und es aus ROUSSEAUS eigenem munde gehört zu haben verſicherten!“

Allein dieſer unglaube war am ende doch ein zu ſchwacher behelf, als daſs ich, bey etwas kühlerm blute, mich nicht genöthigt fühlen muſste, anzuerkennen, *es könnte doch wahr ſeyn*, und der merkwürdige reiſende, dem die geheime geſchichte des menſchlichen herzens „ein gegenſtand der „ernſthafteſten betrachtung iſt“, könnte doch wohl glauben verdienen, wenn er verſichert, dieſe hülfliche Anekdote in den Rouſſeauiſchen Memoiren ſelbſt geleſen zu haben — und er verdiene wirklich um ſo mehr glauben, da es ihm anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „ſein herz ſich bey „erzählung dieſer Anekdote ſo empört hatte, daſs „er ſich geneigt gefunden, ſogar *die exiſtenz der „Memoiren* zu bezweifeln.“

Sie begreiffen nun leicht, wie mir werden muſste, da ich mir den einzigen ausweg abgeſchnitten ſah, auf dem ich der abſcheulichen Aſſociation zweyer ſo unverträglicher Ideen, wie ROUSSEAU und *ein Böſewicht*, entfliehen konnte. Die traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas ſchmerzhaf-

hafters als ich ihnen zu beſchreiben im ſtande bin. Nicht als ob es mir juſt um J. J. ROUSSEAU *ſelbſt* ſo ſehr zu thun geweſen wäre, mit dem ich, wie ſie wiſſen, niemals in einiger verbindung geſtanden. Aber es ſchmerzte mich um des ſchwarzen ſchattens willen, den es nicht nur auf die jugendgeſchichte dieſes dennoch groſsen mannes, (wie ihn hr. B. der erzähler der Anekdote, nennt) ſondern auf ſeinen ganzen charakter, und auf die wohlthätigſten ſeiner ſchriften wirft. Was hilft uns, daſs Rouſſeau dennoch ein *großer* mann war, wenn er nicht ein *guter* mann war? Es kränkte mich um der Menſchheit willen, für deren zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, das für die leute, die nicht an die tugend glauben, *ein beyſpiel weniger* in der welt ſeyn ſollte, welches ſie, auch wider ihren willen, genöthigt hatte *heimlich zu glauben und zu zittern.*

Nur *die durch eiferſucht vergiftete liebe* hat die art, alles begierig aufzuraffen, was den eiferſüchtigen in einem argwohn beſtetfen kann, deſſen gewis-

wisheit er doch für sein gröfstes unglük hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen entdeckung, und hat doch keine ruhe in seinen gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dies hier nicht mein fall seyn konnte: so fieng ich an, mich auf allen seiten nach einem schimmer von möglichkeit umzusehen, die that, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einigermaafsen *leidliche* art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas *begreiflich* zu machen, *wie ein mann wie* ROUSSEAU, *in seiner jugend, dazu habe gebracht werden können, so eine that zu begehen?*

Natürlicherweise war izt mein erster gedanke, die Anekdote noch einmal und mit kälterm blute, als es das erstemal möglich war, durchzulesen; und da mufste mir dann freylich in die augen leuchten, dafs der *abscheu*, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche herz des Erzählers beym anblik einer so auffallend häfslichen handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicherweise, sich in die erzählung selbst ergossen — und dafs er sie also nicht mit der *philosophischen kälte*, welche

Lu-

Lucian mit so vielem recht von jedem geschichtserzähler fodert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beynahe möcht ich sagen, in dem tone eines Advokaten, der die sache des beleidigten mädchens vor gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen sie selbst! Hier ist die erzählung, wie sie in den Ephemeriden zu lesen ist, von wort zu wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern jahren einem vornehmen manne, in dessen hause er sich befand und zum theil erzogen ward, ein prächtiges mit gold gestiktes band. Das band wurde bald vermisst. Man fasste verdacht wider Rousseau; man stellte untersuchungen an, und war wirklich soweit gekommen es bey ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur rede; aber er verantwortete sich mit „*einer dreistigkeit, die oft eben so gut die Lar-*„*ve eines sichern boswichts als das geständniss der* „*ruhigen unschuld ist.*“ Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten verdachtes ganz befremdet,

ſagte mit „*überzeugender gelaſſenheit*“ aus, er habe das band von einem dienſtmädchen des hauſes, welches ſich *Mariane* nennte, zum geſchenk erhalten, und bürdete alſo dieſes laſter derjenigen auf, die er liebte, und der er das nemliche band zugedacht hatte, „*vielleicht um ſie dadurch zu un-*
„*edeln gunſtbezeugungen geneigt zu machen; denn*
„*eine ſo laſterhafte handlung hätte ſich ſonſt un-*
„*möglich mit einer tugendhaften liebe vertragen*
„*können.*“ Mariane ward alſo des diebſtals beſchuldigt, und Rouſſeau „*konnte ſo ſehr böſewicht ſeyn,*“ ſeine auſſage gegen ſie ihr ins geſicht zu beſtätigen. „Das arme unſchuldige mädchen, *das viel-*
„*leicht die edelſten empfindungen für Rouſſeau ge-*
„*fühlt hatte*, ſtand da wie vom blitz gerührt; ihr „geſicht erblaſste, ſie zitterte am ganzen körper; „ihre wehmuth brach in thränen aus, ihre ſchluch-
„zende ſtimme ſtammelte einige ſchwache entſchuldigungen und verſicherungen ihrer unſchuld (*)

Aber

(*) *Ein rührendes Gemählde! aber auch alles dies iſt bey kreaturen dieſer art oft eben ſo gut die*

„Aber das half nichts. Mariane ward verkannt,
„ihres *ſchuldloſen* herzens äuſſerungen von *namen-*
„*loſem* erſtaunen und entſetzen wurden für untrüg-
„liche merkmale eines überführten und ſtrafbaren
„gewiſſens angenommen. Rouſſeau ſah Marianen
„leiden und ſchwieg. *Die bosheit ſiegte und die*
„*unſchuld ward gänzlich zu boden gedrükt.* Das
„unglükkliche dienſtmädchen wurde mit ſchimpf
„und ſchande belegt, und ſogleich aus dem hauſe
„gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren,
„wo ſie hingekommen noch was aus ihr gewor-
„den iſt.“

Erlauben ſie mir zu förderſt etliche bemerkungen über dieſe erzählung, und die art des vortrags.

Fürs *erſte* fällt ſogleich in die augen, daſs die erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne beymiſchung fremder zuſätze, aus der *quelle*, nemlich aus ROUSSEAUS *Memoiren* ſelbſt, gefloſſen. Sie iſt nicht daraus *abgeſchrieben*; ſondern ſcheint

aus

die wirkung der überraſchten ſchuld als der verſchüchterten unſchuld.

aus einem nicht mehr ganz getreuen gedächtnifs erzählt, und fchon durch mehr als Einen mund, oder mehr als Eine feder gegangen zu feyn. Daher die beyden *vielleicht*, welche wohl fchwerlich in einer reinen und fimpeln gefchichtserzählung zu billigen find, und hier eine defto fchlimmere würkung thun, da fie offenbar dazu dienen, weichmüthige lefer noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen, und wider den jungen *böfewicht* Rouffeau aufzubringen.

Zweytens, ift nicht aus der acht zu laffen, dafs *wir* von Marianens unfchuld keinen andern beweis haben, als *Rouffeaus felbftanklage* und freywilliges bekenntnifs. Wäre diefes nicht da, fo hätte der erzähler alle die rührenden farben und ausdrücke, womit er das bild diefes mädchens und ihres unglüklichen fchikfals ausgemahlt hat, gebrauchen können, und *Mariane könnte doch die Diebin gewefen feyn.* Ein franzöfifcher fachwalter, der die vertheidigung einer *fchuldigen Mariane*, unter den nemlichen umftänden, übernommen hätte, würde

fich

ſich eben dieſer farben, eben dieſer ſchönen und herzrührenden *Proſopopöie* bedient haben, um die richter zu ihrem vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unpartheyiſche geſchichtserzähler hätte ſich alſo entweder dieſer farben und figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens, auch dem *ſich ſelbſt anklagenden Rouſſeau* gleiche gunſt wiederfahren laſſen, und uns mit eben ſo ſtarken und rührenden bildern das ſchrekliche *ſeiner* lage ſchildern ſollen — Seine bangigkeit am rande des abgrunds, in welchen er durch eine einzige leichtſinniger - und unüberlegterweiſe begangene ſünde zu ſtürzen, ſo nahe war — den entſetzlichen, *vielleicht* mit höllenquâlen verbundnen kampf in ſeiner ſêle, zwiſchen dem was einem edeln gemüthe das ſchreklichſte iſt, *furcht vor ſchande und vernichtung ſeiner ganzen moraliſch-bürgerlichen exiſtenz*, und dem natürlichen abſcheu vor dem gedanken, ſich auf koſten einer armen unſchuldigen zu retten, ja, ein mädchen, das er *liebte*, zum ſchlachtopfer für ſeine ſelbſterhaltung

tung zu machen. Ich, meines orts, geſtehe, daſs ich mir keinen entſetzlichern gemüthszuſtand zu denken weiſs, als denjenigen, worin ein menſch wie *Rouſſeau* zwiſchen zwey *ſolchen* wider einander drückenden gewichten ſeyn muſste! — Es war um ſo billiger, daſs der erzähler auf dieſen gewiſs *höchſt natürlichen* und *zur ſache gehörenden umſtand* hätte rükſicht nehmen ſollen, da

Viertens, der arme Rouſſeau ſein eigner ankläger, d. i. *zugleich kläger und beklagter*, und alſo alles ſchutzes, aller vertheidigung, welche die geſetze ſonſt dem *beklagten* angedeyhen laſſen, beraubt iſt: folglich auf unſrer ſeite eine art von pflicht der menſchlichkeit obwaltet, uns ſeiner gegen ihn ſelbſt anzunehmen. Ich will izt dieſen gedanken nicht ſo weit treiben, als er ſich, wenn es hier nicht bloſs um reine wahrheit zu thun wäre, treiben lieſse. Indeſſen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, daſs ein menſch — und (was die ſache noch viel bedenklicher macht) ein menſch wie ROUSSEAU, — ein mann von ſo feuriger einbil-

bildungskraft, von ſo zartem und gleichſam wun-
dem gefühl, ein ſo ſonderbarer, ſo paradoxer, da-
bey ſo äuſſerſt hypochondriſcher mann — der ſich
ſelbſt eines ſchändlichen und grauſamen verbrechens
beſchuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Advo-
katen bedarf, welcher alles geltend mache, was
dem ſich ſelbſt verlaſſenden, ſich ſelbſt haſſenden,
und alſo nichts weniger als unpartheyiſchen beklag-
ten zum vorſtand gereichen, und ſeine ſchuld, wo
nicht heben, doch in etwas erleichtern kann. Aber
ſo ſehr hatte ſich der abſcheu vor der that ſelbſt und
das mitleiden mit der armen Mariane (an deren ſtatt
ihm ſeine einbildung, wie es ſcheint, ein gar rüh-
rendes *Ideal* unterſchob) ſo ſehr hatte ſich dieſer
doppelte affect des Erzählers bemächtigt: daſs er,
— anſtatt nur einen ausdruk, nur ein wort zu gun-
ſten des armen *Rouſſeau* einflieſsen zu laſſen, —

Fünftens, ſo gar den verdacht in uns erwekt,
daſs dieſer die ſchwarze that ohne kampf mit ſich
ſelbſt, ohne innerliches leiden, nicht im drange
der äuſſerſten noth, worin ſich ein junger menſch

ſei-

seiner art sehen kann. sondern mit kaltblütiger bosheit und mit einer gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden umständen mehr *teuflisch* als *stoisch* scheinen muss, zu begehen fähig gewesen sey — wie die ausdrücke: Rousseau *konnte so sehr Böse-wicht seyn* — Rousseau *sah Marianen leiden und schwieg — die bosheit siegte* — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster freund, dass wir vor allen dingen das *Factum*, worauf doch alles ankommt, von allen *fremden*, oder wenigstens die sache *gar zu einseitig* vorstellenden ausdrücken und einschiebseln, reinigen müssen; und dann möchte es wohl auch pflicht, nicht gegen ROUSSEAU wenn sie wollen, aber gewiss pflicht gegen die MENSCHHEIT seyn, die *an ihm* so gut beleidigt werden kann, als er sie *an Marianen* beleidigte — die erzählung durch hinzudenkung alles dessen zu *ergänzen*, was uns eine lebendige und *psychologisch-wahre* vorstellung von der lage, von dem gemüthszustande, worin Rousseau die that begangen, geben

kann,

kann. Sie wird noch immer ſchwarz genug bleiben, um gerechten abſcheu zu erwecken, wenn ich auch alles geſagt haben werde, was ſich, nach *meiner* vorſtellungsart, nicht ſowohl zur entſchuldigung ROUSSEAU'S, als zu dem ende ſagen läſst, damit begreiflich werde, wie *er* unter dieſen umſtänden, ohne darum ein hartherziger böſewicht, ein teufel in menſchengeſtalt, ja, (vielleicht) wie er, ohne darum *weniger Rouſſeau* zu ſeyn, eine ſolche that habe begehen können."

2.

Sie haben, werther freund, die Anekdote von Rouſſeau in den Ephemeriden der Menſchheit nun ſelbſt geleſen, und ſie geben in einem tone, worin ich ein wenig *Ironie* zu ſpüren glaube; zu erkennen, daſs ſie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um *meinen Clienten* (wie ſie ſagen) von dem ſchwarzen flecken, den er ſeiner ehre durch die offenbarung der abſcheulichen Anekdote zugezogen, weiſs zu waſchen. Nicht weiſs

zu waſchen, mein freund! dazu habe ich mich nicht anheiſchig gemacht! Die frage ſoll auch hier nicht ſeyn, ob SIE oder ICH in dem nemlichen falle das nemliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere weiſe aus dem handel gezogen hätten. *Vielleicht ja* — wiewohl die gute meinung, die wir von unſrem eignen herzen haben mögen, in rükſicht auf einen *beſondern fall*, *worin wir uns nie befunden*, nichts entſcheidet — alſo vielleicht *ja*, oder, wenn ſie wollen, nicht *vielleicht*, ohne daſs wir darum urſache hätten uns über ROUSSEAU zu erheben. ROUSSEAU war nicht weniger *menſch*, als irgend einer von denen, die ſeine that abſcheulich finden — noch mehr, ROUSSEAU war gewiſs in einem hohen grade *mehr* menſch, d. i. hatte mehr von dem was, in einem einzigen Individuo vereinbart, den edelſten und vollkommenſten unſrer gattung ausmachen würde, als neun und neunzig von hunderten, die über ihn urtheilen. — „Und doch konnte Rouſſeau — *ſo ſehr böſewicht ſeyn?* — Nicht *böſewicht*, lieber freund — nur *ſo ſehr menſch!* — und ich bitte ſie, ärgern und entſetzen ſie ſich nicht

über

über diesen ausdruk. Es ist der ausdruk einer durch *die Annalen der menschheit*, und *die biographien der besten menschen* (insofern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestättigten *wahrheit*. — „Wer ist so weise, dafs er nicht zu„weilen ein thor sey? wo ist der tugendhafte der „nicht zuweilen lasterhaft handle?“ sagt einer der tiefsten kenner und wärmsten liebhaber der menschheit, die jemals gelebt haben. — Eine aufs äusserste gestiegene leidenschaft kann jeden menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen leidenschaft ist, auf einen augenblik zum unmenschen machen. Aber ein junger mensch, der aus furcht der schande die handlung eines bösewichts begeht, ist darum noch kein bösewicht. „Dieselbe kraft, die dies „laster hervorgebracht — gebt ihr nur andre rich„tung, andre gegenstände, und sie wird wunder„tugenden verrichten (*) —“ Ein wahres und wichtiges wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter gebrauch davon gemacht werden!

(*) *Physiogn. Fragmente IIter Band S. 38.*

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um soviel richtiger in die lage *des jungen Rousseau* hineindenken könnten, dafs man uns von seinem eigentlichen alter zur zeit, da sich diese begebenheit zutrug, etwas bestimmteres gesagt hätte. Denn auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf jahre alt war, als er die böse that begieng. Mir scheint es vermuthlich, dafs er noch sehr jung, vielleicht noch unter 14, gewesen; und der umstand, dafs er in dem hause des vornehmen mannes, wo er sich damals befand, „*zum theil erzogen wurde*," ingleichen die entwendung eines *goldgestikten bandes* um ein dienstmädchen des hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken; ja selbst diese sogenannte liebe zu einem dienstmächen im hause, scheint dieser vermuthung keinen geringen grad von wahrscheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines grofsen aufwandes von einbildungskraft, um zu begreiffen, wie der *Instinct* in einem jungen menschen von diesem alter sich

(oh-

(ohne dafs er ſelbſt recht wufste was es war) für ein vielleicht ganz artiges, ſanftes, junges dienſtmädchen, mit dem er in Einem hauſe lebte, determiniren konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in ermanglung genauerer nachrichten mit dergleichen vielleichts behelfen müſſen) ſpielte der Inſtinct dem guten mädchen den nemlichen ſtreich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verſtehen was ſie fühlten, ohne zu wiſſen, wohin es ſie führen konnte. Kurz, der junge menſch war dem mädchen gut, und das mädchen war dem jungen gut, ohne dafs man nöthig hätte zu vermuthen, dafs zaubermittel oder beſonderer verführungskünſte dazu gebraucht, worden wären. Der junge menſch hätte, wie auch dies ſehr natürlich iſt, dem mädchen gerne was ſchenken mögen; und weil er ſo arm als eine kirchenratte war, und vermuthlich die begriffe, die er dreifsig oder vierzig jahre ſpäter in ſeinem *Diſcours ſur l'inegalité* entwickelte, damals ſchon in ihm keimten: ſo glaubte er, in einem augenblicke von leichtſinn, vielleicht nicht ſehr unrecht oder nur ein ſehr kleines fünd-

chen zu thun, wenn er den vornehmen and (wenigſtens in *ſeinen* augen) reichen leuten, bey denen er wohnte, ein goldnes band — deſſen abweſenheit ſie ſchwerlich vermiſſen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer ſchachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen mädchen zu ſchenken, bey dem es beſſer angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, daſs mich jemand beſchuldigen werde, ich wolle dem diebſtahle das wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere erörterung eines nicht unwichtigen moraliſchen Phänomens zu thun iſt, ſo wird mir doch wohl erlaubt ſeyn, zu erinnern: daſs die entwendung einer kleinigkeit dieſer art, und überhaupt jede zueignung einer ſache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne rükſicht weſſen eigenthum ſie ſey, nicht unter diejenigen verbrechen gehöre, mit denen ein *natürlicher abſcheu*, ein *natürliches gefühl von unrecht und ſchändlichkeit* verbunden iſt. Im gegentheil alle menſchen ſind (wie man an den kindern ſieht) von Natur geneigt, die

gan-

ganze welt mit allem was drinnen ist, für ihr eigenthum anzusehen. Die heiligkeit des unterschieds zwischen *Mein* und *Dein*, ist ein *Sentiment factice*, ein gefühl, das erst durch die *Association* entsteht, erst durch die erziehung in den menschen gebracht wird, so wie jener unterschied selbst, ohne die sanction positiver gesetze, nur etwas sehr schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, dass die einwohner der *Südseinseln*, weil sie noch immer in einer art von kindheitsstande und auf einer der ersten stufen des geselligen lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller übelthätigkeit entfernt sie in andern stücken seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den diebstahl für ein verbrechen zu halten, oder die Idée des unrechts und der schande damit zu verbinden. Blos durch diese *Association*, an welche wir unsre kinder von der zartesten jugend an gewöhnen, und gewöhnen müssen, und durch den eindruk, den die verknüpfung der vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem worte Diebstahl und jeder verletzung der eigenthumsrechte auf ihre einbil-

dungs-

dungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der *Otahitischen* gleichgültigkeit gegen diese rechte abzugewöhnen. Es ist daher begreiflich, wie sogar kinder aus den höheru klassen der gesellschaft, bey denen dieser theil der erziehung zufälligerweise verabsäumt worden, oder welche nie gelegenheit gehabt, von der unverletzlichkeit des eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche eindrücke zu bekommen (ein fall der, wenigstens zur seltenheit, begegnen kann) selbst in dem alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das gebot *Du solt nicht stehlen*, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösartigeres herz zu haben als andre, sich wenig bedenken machen werden, in einem hause wo sie erzogen worden, und daher gewohnt sind tausend dinge, deren gebrauch ihnen freysteht, als ihr eigenthum zu betrachten, etwas esbares, oder ein band, oder eine andre solche kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie grosse lust dazu haben, nnd sich einbilden, dass die entwendung unentdekt bleiben werde.

Doch

Doch wozu halte ich mich ſo lange bey dieſem umſtande auf? Der *junge Rouſſeau* that unſtreitig ſehr unrecht daran, daſs er das goldgeſtikte band entwendete, um ſein mädchen damit zu beſchenken: aber das iſt es nicht was die herzen aller, welche die Anekdote hören oder leſen, gegen ihn empürt. Blos die niederträchtigkeit — ſich, da der verdacht der entwendung auf ihn fiel, von der ſchande und ſtrafe, die er zu befürchten hatte, durch falſche anklage des armen unſchuldigen dienſtmädchens los zu lügen — die hartnäckigkeit, bey dieſer lüge im angeſicht des mädchens zu beharren — die hartherzigkeit und grauſamkeit, die (wie uns däucht) dazu erfodert wurde, ihn fähig zu machen, *Marianen* — deren unſchuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorſezlich zum ſchlachtopfer für ſeine eigne ſicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit ſchimpf und ſchande aus dem hauſe jagen, und dadurch wahrſcheinlicherweiſe auf immer unglüklich machen zu ſehen, *und unbewegt zu bleiben* — Dies iſts, was jedes herz gegen den jungen menſchen aufbringen muſs,

was uns mit abſcheu und grauſen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die that iſt freylich von der häſslichſten art, (und wehe ihm, wenn er ſie jemals in ſeinem ganzem leben ſich ſelbſt hätte verzeihen können!) — aber doch — verſuchen wir's wenigſtens, ob es uns möglich iſt, uns an ſeine ſtelle zu ſetzen, und ob wir nicht finden werden, daſs er, aller einwendungen unſers gefühls ungeachtet, noch weit mehr *mitleidens*- als *verdammenswürdig* iſt.

Es giebt von zeit zu zeit *unglücklichgebohrne*, die vom ſchikſale recht ausdrüklich zu einem immerwährenden leiden an ihrem äuſſern und innern menſchen verurtheilt zu ſeyn ſcheinen; leute, die man verflucht, iſt für lebendige beweiſe des alten *Brachmaniſchen glaubens* anzuſehen, und, zu rechtfertigung der härte des ſchikſals gegen ſie, beyna-

he ſelbſt glauben möchte, daſs ſie blos zur abbüſſung ihrer *in einem vorigen leben* begangenen verbrechen wieder in einen menſchlichen leib einge-

kerkert worden. Von geburt an ſcheinen ſich alle umſtände wider ihr glük verſchworen zu haben. Mit einem angebohrnen edeln ſtolz, mit der ſtärkſten neigung zur unabhänglichkeit, mit der feurigſten ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum wohlthun, zur freygebigkeit, zu einer gewiſſen groſsheit in allen dingen geneigten ſêle, kurz mit dem was unſre Alten ein *fürſtliches herz* nannten — mit eigenſchaften, die den ſohn eines königs zieren würden, *ihnen* aber *zu ihrem unglücke* verliehen ſcheinen — ſind ſie, von kindheit an, zu einer abhänglichkeit und beſchränktheit verdammt, die, in dem mâſse wie ihr charakter ſich entwikelt und erſtarkt, zu einer ewigen quelle von demüthigungen und leiden werden. Alle augenblicke werden ihre innerſten gefühle bald gegen ihr ſchikſal, bald gegeneinander ſelbſt empört; und ihr leben iſt ein immerwährender ſtreit ihrer edelſten neigungen mit ihrem unvermögen, des lebendigſten ſelbſtgefühls mit einem nicht weniger mächtigen gefühl für andre, ihres edelmuths mit ihrer armuth, ihres ſtolzes mit ihrer dankbarkeit, ihrer unbiegſamen

fêle mit der nachgiebigkeit, die ein wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner gnade leben muſs.

Man stelle sich einen jungen menschen vor, der das unglük hat, *mit einer solchen innern anlage*, ohne eltern, ohne freunde, auſser dem schooſse seines vaterlandes, in einem zuſtande, wo seine ganze Exiſtenz von fremder wohlthätigkeit abhängt, in dem hauſe eines Vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden, *nicht zur dienſtbarkeit*, sondern auf eine *liberale art*, zu einer künftigen edeln beſtimmung, auf eine art, die jede schöne und groſse neigung in ihm entwikelt, seine sêle mit den erhabenſten Ideen und beiſpielen der alten Griechen und Römer erhizt, kurz, erzogen zu werden, wie ein sohn vom hauſe — und sich gleichwohl durch tauſend kleine umſtände, alle augenblicke erinnert zu sehen, daſs dies alles *nur fremde wohlthat*, nur *allmoſen* iſt — daſs es mit jedem augenblik aufhören kann — daſs der kleinſte zufall, der tod des wohlthäters, oder eine verän-

derung

derung in seinen umständen, eine erkaltung seiner zuneigung gegen ihn, ein fehltritt der ihn seiner gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite welt hinaus, in die klasse der elenden zu schleudern, die nicht wissen, woher sie morgen ihren hunger stillen sollen! — Welch eine lage für einen jüngling von *der* art, wie wir ihn vorausgesezt haben!

Und was müssen die natürlichen folgen dieser abhänglichkeit seines schiksals, dieses bänglichen schwebens zwischen furcht und hoffnung, (denn mit sechzehn jahren ist man noch kein *Stoiker*) dieses unaufhörlichen widerspruchs zwischen seinem *herzen* und seinen *umständen* seyn. — Man denke nur einen augenblik an die *Collisionen*, die in einer solchen lage bey tausend gelegenheiten entstehen müssen! Gesezt auch, dass der wohlthäter ein edler und gutgesinnter mann ist, der überhaupt die hochachtung und liebe des jungen menschen eben so sehr verdient, als seine dankbarkeit; am ende ist er doch ein mensch, wie andre. Er wird seine

sen-

fehler, ungleichheiten, launen und mucken haben: fein verſtand iſt vielleicht beſchränkter, ſein herz enger als des jungen menſchens — und wenn das auch nicht wäre: ſo macht ſchon die verſchiedenheit des alters und der umſtände, und der groſse entſcheidende umſtand, daſs jener der *Wohlthäter*, und dieſer der *Client*, jener alſo der *agirende* und dieſer der *leidende* theil iſt, einen ſehr wichtigen unterſchied. Der fall wird alſo vielleicht ſehr oft kommen, wo die ehrerbietung und dankbarkeit, die der junge menſch ſeinem wohlthäter ſchuldig iſt, mit ſeiner eignen überzeugung, ſeinem gefühl, ſeinen neigungen in zuſammenſtoſs gerathen wird. Er wird ſich zuweilen vergeſſen, und die rechte ſeiner vernunft, ſeines herzens hitziger und ſtandhafter behaupten, als es jene pflichten zulaſſen, oder als es die ausdehnung zuläſst, die ihnen der wohlthäter giebt. In ſolchen fällen wird man ihn vielleicht durch vorwürfe zur gebühr weiſen, die für ſeinen ſtolz um ſo kränkender ſeyn müſſen, da er ſich bewuſst iſt, daſs ſein herz keiner undankbarkeit fähig ſey. Oeftere kränkungen dieſer oder

ähn-

ähnlicher art werden eine gedoppelte folge bey dem jungen menschen haben: sie werden inn, troz seines natürlichen stolzes, oder vielmehr *eben deßwegen*, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme gefühl dessen was es ihm kostet, verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf unkosten des empfindlichsten theils seiner eigenliebe erwiedern kann, wird ihm endlich die dankbarkeit zu einer *last* machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die unentbehrlichkeit der wohlthaten fühlt, die ihm diese pflicht auflegen. Diese schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen freymüthigkeit passt — dieses demüthigende gefühl einer abhängligkeit, die ihn in seinen eignen augen erniedrigt — die vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eigenes herz macht, wenn er die unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen geist zu einer gefälligkeit zu bringen, die er *aus liebe zu seinem wohlthäter* zu haben wünscht, wiewohl der blosse gedanke ihn empört, dass sie als *schuldigkeit* gefodert wird: alles dies wird eine art von geheimem unmuth, und

eine disposition zu bitterkeit, misanthropie und übermässiger empfindlichkeit der eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner sêle wird sich mehr in sich selbst concentriren, und das *gefühl für andre*, das sonst bey edeln gemüthern in der ersten jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärkerwerdenden *selbstgefühl* überwogen werden, das in seiner lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dies ist noch nicht alles. Der junge mensch, von dem hier die rede ist, bleibt mit aller seiner grossen anlage doch allen seinem alter und geschlecht eigenen fehlern unterworfen. Aber in dem stande von abhängligkeit, worinn er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fodert mehr, und übersieht weniger. Alles was im hause ist, bis auf die geringsten vom gesinde, glaubt sich berechtigt, seine aufführung zu controliren; und er ist überall, (und um so mehr, weil sein stolz, seine ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienterweise, feinde machen) von *schalksaugen*

und

und *aufpaſſern* umgeben, welche bereit ſind, ſeinen kleinſten vergehungen einen häſslichen anſtrich zu geben, und ihm durch geheime anklagen oder laute beſchwerden verdruſs und ſtrafe zuzuziehen.

Auch *dieſer* umſtand kann nicht ohne ſchlimme folgen für ſeine gemüthsart ſeyn, und ſehr leicht zu einer fertigkeit ſich zu *verbergen*, oder im nothfalle *ſich mit läugnen zu helfen*, anlaſs geben; wie man, unter ähnlichen umſtänden, nur allzuhäufig an kindern wahrnehmen kann, deren angebohrne aufrichtigkeit auf dieſe art gleichſam *erſchrekt* wird, den natürlichen abſcheu vor der unwahrheit verliehrt, und durch unmerkliche ſtufen endlich, zumal wo es auf ſelbſtvertheidigung ankömmt, der entſchloſſenſten lüge fähig wird. Und dies wird bey unſerm jungen menſchen um ſo gewiſſer der fall ſeyn, wenn diejenigen, von denen ſeine erziehung abhängt, vielleicht aus misverſtandnem wohlmeinen, bey einem ſo eigenwilligen, ſtolzen, und der hand, die ihn biegen will, ſo kräftig widerſtehenden ſubject, eine *ſtrenge* vonnöthen

glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten weisheit gebraucht wird, *gerade bey einem solchen subject* äusserst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern umständen von I. J. ROUSSEAU'S erziehung und erster jugend nicht bekannt genug, um *mit zuversicht* sagen zu können, dass ER der *junge mensch* sey, von dem ich hier gesprochen habe. Aber auch das wenige was ich davon weiss, mit dem was sich aus verschiedenen briefen, die er in seiner jugend geschrieben, abnehmen lässt, und mit dem bilde seines charakters, das allen seinen werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr *wahrscheinlich*; und ich glaube, dass wir bey dieser erörterung, wo sich selbst herr *B.* in den Ephemeriden ein pâr *vielleicht* erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, dass ROUSSEAU in dem hause, wo er die häfsliche that begangen, ungefehr *in einer solchen lage* gewesen sey.

Dies vorausgesezt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen

uns

uns vor: wie, nachdem die leidige entwendung des prächtigen goldgeſtikten bandes, und die noch fatalere entdeckung des corporis delicti geſchehen war, einem *jungen menſchen*, *wie* I. I. ROUSSEAU, einem jüngling von 15 oder 16 jahren, in welchem der keim von allem dem was er in der folge war ſchon liegen muſste, dem ſein innrer Genius, wiewohl noch mit dumpfer ſtimme ſchon ſagte, was er werden könnte; der einen angebohrnen ſtolz (ohne den ſich kein *Cato*, kein *Epiktet*, kein *Ximenes*, kein *Rouſſeau;* kein groſser menſch, von welcher art es ſey, denken läſst) durch dieſe entdeckung der allerſchmählichſten demüthigung ausgeſezt ſah; — in einem augenblicke, — durch eine einzige unbeſonnene that, — aber eine that, an welche die eiſerne nothwendigkeit, die erhaltung und das allgemeine beſte der menſchlichen geſellſchaft, das was einem edelgebohrnen menſchen das entſezlichſte iſt, SCHANDE, *unauslöſchliche* ſchande, geheftet hat; und der in dieſem einen augenblicke, durch dieſe einzige vergehung, ſein ganzes gegenwärtiges und künftiges glük, ſeine erwartungen

und hoffnungen, alles was er iſt und noch werden kann, mit einem worte, ſeinen guten namen, ſeine ehre, und mit ihr ſeine ganze bürgerliche und moraliſche exiſtenz unwiederbringlich zu grunde gerichtet ſieht — denken wir ihn in dieſer klemme, und ſtellen uns vor, wie einem jüngling von dieſer art, mit dieſer empfindlichkeit, mit dieſer äuſſerſt wirkſamen einbildungskraft, dabey zu muthe ſeyn muſste? Ob ſich eine grauſamere lage für ihn denken läſst? Und wenn er nun, im erſten augenblicke der höchſten verlegenheit, am rande des abgrunds in den er den augenblik drauf ſtürzen wird, in einem Momente, wo keine überlegung, kein ſtreit der edlern ſele mit der ſelbſtigen, ſtatt findet — wenn er da haſtig nach dem einzigen rettungsmitel greift, das ſich ihm darbeut — läugnet — und, weil er nicht läugnen kann, ohne die erſte lüge mit einer zweyten zu unterſtützen, — eine andre perſon des vergehens beſchuldiget, deſſen geſtändnis ihm ärger als tod iſt — iſt er, ich frage alle denckenden und fühlenden weſen, iſt er darum ein BÖSEWICHT?

Muſs

Muſs ich mich etwa *noch einmal* verwahren, daſs ich durch alles dies ſeine ſchuld nicht *vernichten*, nicht ſagen will, daſs er durch einen unwiderſtehlichen innern zwang ſchlechterdings ſo habe handeln *müſſen?* — Alles was ich abzwecke, iſt blos: daſs man ſich lebhaft genug in ſeine lage hineindenke, und nichts vergeſſe, was ſeine ſchuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem menſchen, der — mitten in den wellen ſein leben auf einem brete rettend, das nur eine perſon tragen kann, — in dieſer äuſerſten noth einen andern, der eben dies bret ergreifen will, mit gewalt in die ſê zurükſtöſst. Alle lehrer des naturrechts erklären es ſogar für rechtmäſig. Soll ich ihnen *nach meinem herzen* ſprechen? In *meinem* Inwendigen iſt etwas das allen dieſen herren widerſpricht; und *ich* kann dem menſchen nicht verzeihen, der nicht fähig iſt, es darauf ankommen zu laſſen, ob dies bret nicht zwey menſchen retten könne? dem ſein eigen leben ſo wichtig iſt, daſs er es nicht an die *auch nur vielleicht* mögliche erhaltung eines andern ſetzen will.

Aber welchem edeln menſchen iſt ſein guter name nicht lieber als ſein leben? In welchem edeln menſchen iſt nicht die furcht der ſchande die heftigſte, die unbezwinglichſte, die grauſamſte aller leidenſchaften?

Freylich iſt ein unterſchied zwiſchen dem, der das einzig übrige rettungsmittel ſeines lebens, gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewiſſe folge davon iſt, daſs dieſer lezte umkommen muſs: und zwiſchen unſerm jüngling, der eine unſchuldige perſon anklagt, um ſich ſelbſt der ſchande zu entziehen. Aber können wir ohne unbilligkeit vergeſſen, daſs die furcht vor dieſer ſchande eine leidenſchaft bey ihm ſeyn muſste, die alle andre gefühle unterdrükte, ihn zu jeder betrachtung, jeder überlegung unfähig machte? Oder, wenn er in dieſem zuſtande ja noch einiger gedanken fähig war, ſo halfen dieſe gedanken blos den widerſtand vernichten, den ohne zweifel die menſchlichkeit in ſeinem herzen gegen die entſchlieſsung that, die er in der äuſſerſten verzweiflung genom-

men

men hatte. Wenigstens war es sehr natürlich (zumal in rükficht dessen was ich vorhin von den vermuthlichen wirkungen seiner umstände auf seine sinnesart gesagt habe) dafs er ein unendlich stärkeres gefühl von der wichtigkeit der erhaltung seiner eignen ehre, von welcher, in seiner lage, seine ganze existenz abhing, haben mufste, als von der wichtigkeit der ehre des dienstmädchens. Ein flecken dieser art konnte von der leztern abgewaschen werden; bey ihm war er unauslöschlich. Im grunde betraf die mauserey, deren er sie beschuldigte, eine kleinigkeit. So kostbar das goldgestikte band seyn mochte, so war es am ende doch nur ein goldgestiktes band. Das mädchen stand vermuthlich bisher in gutem ruf; dies war das erstemal dafs sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen, dafs man *Ihr* verzeihen würde, was man *Ihm* nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch verzeihung hätte hoffen können; wer sieht nicht, dafs es einem jungen menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem bewufstseyn, dafs man ihm eine solche handlung zu

verzeihen gehabt habe; mit der täglichen furcht, bey der kleinsten gelegenheit, wo er sich das misvergnügen des wohlthäters zugezogen hätte, vorwürfe defswegen hören zu müssen; mit dem gefühle, wie sehr ihn das blosse mitwissen des ganzen hauses in allen augen erniedrigen musste — wer sieht nicht, sage ich, dass es ihm unmöglich seyn musste, unter solchen umständen länger in des Vornehmen Mannes hause zu bleiben?

Freylich alles dies fand auch bey dem *dienstmädchen* statt; aber doch gewiss, der mächtige unterschied zwischen einem jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen dienstmädchen machte auch hier einen grosen unterschied. Ich weiss wohl dass dieser unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen richter in keine betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem philosophischen richtstuhl soll und muss er in betrachtung kommen. Ich sagte mit bedacht einem *alltäglichen* dienstmädchen; denn allerdings hätte das mädchen, möglicherweise, eine PAMELA seyn können; und das

hätte

hätte freylich ganz andre verhältnisse gegeben. Aber dann wäre, wahrscheinlich, auch der erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müfsten eine fehr fchlimme meinung von dem verftand und charakter des Vornehmen Mannes, in deffen haufe die fcene diefer gefchichte lag, haben, oder er würde folchenfalls die unfchuld des mädchens entdekt, und *Rouffeau* in dem unrechtmäfsigen mittel, wodurch er fich zu retten hoffte, fein verderben gefunden haben. —

Doch, wie wenn der Vornehme Mann fich in diefer fache wirklich einer unverzeihlichen übereilung fchuldig gemacht, und das mädchen wirklich eine art von Pamela gewefen wäre? — Mich dünkt, m. Fr., ich fehe fie fehr geneigt, fich diefe *Mariane* unter einem Ideale zu denken, das ihrem herzen nicht erlaubt ganz unpartheyifch zu feyn. Das rührende gemählde, das herr B. in den Ephemeriden von ihr macht, hat ihre Imagination beftochen; und wer fteht mir dafür, dafs nicht fogar der fanfte liebliche name MARIANE, mit dem, fobald man ihn

hört, so viele schöne eindrücke von zwanzig poëtischen und romantischen Marianen (die neueste Mariane im *Siegwart* nicht zu vergessen) in der sêle anklingen, nicht mehr, als sie selbst glauben, dazu beyträgt, sie zu gunsten dieses dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, dass sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie *Ursel*, oder *Margot*, oder *Kunigunde* geheissen hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben!) wir müssen uns, in einem falle wie dieser, vor unsrer eignen gutherzigkeit in acht nehmen; und dem Interesse, dass uns *die leidende unschuld* einflösst, darf, wo es um unpartheyische gerechtigkeit zu thun ist, kein einfluss gestattet werden. Wir wissen nichts authentisches von der person dieser Mariane, als dass sie ein dienstmädchen im hause war. Selbst der umstand, dass der junge Rousseau eine neigung auf sie geworfen hatte, beweist *kaum*, dass sie ein *hübsches* mädchen war. — „Aber sie war *unschuldig*." — unschuldig an dem diebstahle, dessen R. sie beschuldigte; dies ist gewiss, da er selbst es sagt — aber so unschuldig konnte die gemeinste stallmagd

auch

auch seyn; und dies ist noch kein grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller menschlichkeit entblösst, dass ich ein armes niedriges dienstmädchen, desswegen weil sie arm, oder niedrig, oder ein dienstmädchen ist, für ein *corpus vile* halten sollte, an welchem man sich nicht versündigen, oder nur *peccatilla* begehen könne. Es giebt einen *innern adel*, der sich wohl zuweilen auch bey einem armen niedrigen dienstmädchen findet; einen adel, der sie zwar nicht stiftsmäsig, aber auf der wage des heiligthums wichtiger macht als manche königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten grund von der besagten Mariane so gros zu denken; und was ich hier sagen will, ist blos: dass diese Mariane, weil sie ein menschliches geschöpf, ein mädchen, und an dem banddiebstahl unschuldig war, *darum* noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortrefliches mädchen seyn musste — und, dass die beschaffenheit der personen, an denen eine sün-

de

de begangen wird, in der sünde selbst einigen unterschied macht. Denn das steifsche „*alle sünden sind „gleich*" ist ein Paradoxon, das auf willkührlichen abstractionen beruht, und in der natur und wahrheit ungegründet ist. Ich will gerne zugeben; dafs, wenn wir alle umstände wüfsten, und das mädchen, von dem die rede ist, genau kennten — *Rousseau's* sünde *vielleicht* ungleich schwerer befunden würde, als izt, da wir so wenig wissen. Aber diese blofse *möglichkeit* berechtigt uns nicht, sie zum nachtheil des armen *Rousseau* durch einen dichter-kunstgriff in *würklichkeit* zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen grund zu glauben, dafs *Marirre N. N.* etwas mehr gewesen sey, als ein gewöhnliches *dienstmädchen*, wie es deren bey hunderttausenden giebt; aber wir wissen, dafs in dem *jungen Rousseau* schon damals der Embryo von einem so herrlichen menschen lag, als unter zehnmalhunderttausenden kaum einer gefunden wird: und dies macht, nach meinem gefühl, einen unterschied. Ich gestehe ihnen, dafs ich — vermöge einer denkart, die ich für höchst menschenfreundlich

lich halte — zwanzig solche dienstmädchen im nothfall darum gäbe, einen einzigen *Rousseau* zu erhalten; und dafs ichs alfo dem *Rousseau* selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltesten lagen, worin sich ein junger mensch seiner art nur immer denken läfst, *den wehrt seiner eignen erhaltung* so stark fühlte, dafs dies gefühl selbst das gefühl der *ungerechtigkeit des mittels* überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewifs, die innre quâl die er dabey ausstand, war unsäglich, wiewohl seine furcht vor der schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das bewufstseyn, seine existenz durch eine übelthat, vielleicht (wiewohl wider seine absicht) mit dem gänzlichen verderben eines armen unschuldigen geschöpfes, erhalten zu haben, war hinlänglich, die ruhe seines ganzen lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und mufs *ihm* verzeihen, was ich — mir selbst, was ich vielleicht zehntausend andern nicht verzeihen könnte.

Aber,

Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als ſein fürſprecher vorgebracht, erhalten, daſs auch *ſie*, mein freund, von der ſtrenge ihres urtheils nachlaſſen, daſs auch *ſie* ihm verzeihen? Daſs auch *ſie* finden, daſs er, bey begehung der traurigen that, *kein böſewicht*, ſondern nur *der individuelle menſch* I. I. ROUSSEAU war? —

Ich ſehe ſie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein, hör' ich ſie ausrufen — „es iſt unmöglich „ihn zu entſchuldigen! Man entſchuldigt wohl zu„weilen ſogar einen mörder — (und war nicht „Rouſſeau hier ein mörder? Ermordete er nicht die „ehre des armen mädchens, an der ihr ganzes glük „hieng?) — Aber wenn zu einer an ſich ſelbſt „ſchon verdammenswürdigen handlung noch ganz „beſonders haſſenswürdige umſtände, wie z. B. un„dankbarkeit, grauſamkeit, kaltblütige, fühlloſe „grauſamkeit, hinzukommen: ſo wird die that ganz „abſcheulich; die menſchheit empört ſich gleichhef„tig wider den thäter und die that. Und war dies „nicht (fahren ſie fort) der fall des jungen men„ſchen?

„schen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs
„zärtlichste von ihr wieder geliebt — und konnte
„das unschuldige mädchen, das er liebte, eines
„diebstahls anklagen, den er selbst begangen hat-
„te? Er konnte ihr in die augen sehen, konnte ihr
„leiden, ihre thränen sehen, und unbeweglich auf
„seiner auflage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit
„schimpf und schande aus dem hause ins elend ge-
„jagt wurde, und schweigen! — Wenn derjenige,
„der dies kann, kein unmensch ist" —

Verzeihen sie, mein freund, dafs ich ihnen ins wort falle! Laffen sie uns das *factum*, das wenige was wir davon wiffen, gereinigt von *einschiebseln* und *vermuthungen*, die der erzähler um die sache rührender zu machen hinzugethan, unpartheyisch erwägen! Vielleicht findet sichs, dafs es blos *unsre einbildung* ist, die diese umstände *hinzudichtet*, welche (wie sie sagen) das verbrechen so äuffersk grausam, und den thäter so hassenswürdig machen.

„*Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs*
„*zärtlichste von ihr wieder geliebt.*" Ich brauche
nicht

nicht zu wiederholen, dafs ich eine *vermuthung*, die zu nichts dient, als einen defto ſchwärzern ſchatten auf *Rouſſeau* zu werfen, nicht gelten laſſen kann. Dafs er ein auge auf das mädchen gewor-fen hatte, ſcheint ſich auf ſein eigen bekenntnis zu gründen, und kann alſo nicht geläugnet werden. Wenn man dieſe art von zuneigung, die unter jungen leuten verſchiednen geſchlechts ſo gewöhn-lich iſt, und in dieſem alter eben ſo leicht auf dies als jenes object fallen kann, je nachdem ſie durch die umſtände geleitet wird — wenn man, ſage ich, dies *liebe* nennen will, ſo mufs ichs leiden; und alles was ich dabey erinneru möchte, iſt — dafs Herr ADELUNG, indem er von dem alten worte *Min-ne* in ſeinem *wörterbuche* ſagt: der misbrauch den man davon gemacht, habe verurſacht, dafs es mit allen ſeinen ableitungen nach und nach verächtlich worden, und endlich gar veraltet ſey — groſses recht hat hinzu zu ſetzen: dafs ein ähnliches ſchik-ſal unſerm worte *Liebe* bevorzuſtehen ſcheine. — Wenn es alſo LIEBE heiſsen ſoll, was der junge Rouſſeau (man vergeſſe nicht dafs er ein knabe von

15 oder 16 jahren war) für das dienſtmädchen Mariane fühlte, ſo war es wenigſtens (wie *Hr. B.* ſehr wohl anmerkt) keine *tugendhafte liebe*; wiewohl ich darum nicht gleich ſo weit gehen möchte zu vermuthen, daſs Rouſſeau das goldgeſtikte band dem mädchen anfangs zugedacht habe, „*vermuthlich um ſie dadurch zu unedeln gunſtbezeugungen geneigt zu machen.*“ — *So* arg war's doch wohl *vermuthlich* nicht! Denn eine liebe, die nicht rein und edel genug iſt, um den namen einer *tugendhaften* zu verdienen, iſt darum noch nicht *laſterhaft*. Kurz, dieſe liebe war die liebe eines jungen menſchen zu einem — dienſtmädchen im hauſe; dies iſt alles was ſich davon ſagen läſst, und ein wörtchen mehr würde zuviel ſeyn.

Es läſst ſich alſo von dieſem umſtande keine folgerung, um Rouſſeau's verbrechen ſchwärzer zu machen, ableiten. Daſs das mädchen „*vielleicht die edelſten empfindungen für ihn gefühlt,*“ wird ohne allen grund vorgegeben; und was *er* für das mädchen fühlte, war doch wohl nur liebe in dem

ſinne, wie dies wort im xxviſten buche der feutſchen überſetzung von HALLERS *Phyſiologie* gebraucht wird. Wäre es *eigentliche liebe*, liebe in der einzigen bedeutung, welcher dieſes ſchöne wort geheiligt ſeyn ſollte, geweſen: ſo hätte ihm auch nur der bloſse gedanke ſie anzuklagen nie zu ſinne kommen können; er würde, ſogar wenn ſie würklich ſchuldig geweſen wäre, lieber jede todesart erlitten, eher ſich ſelbſt des diebſtahls angeklagt, *als ſie verrathen haben.*

„Aber ſo war es doch abſcheulich, daſs er fähig war, ſeine auflage ihr ins geſicht zu beſtätigen — noch abſcheulicher, daſs er ſie leiden ſah und ſchweigen konnte. Wenn ſie ihm auch ganz gleichgültig, wenn ſie das geringſte aller menſchlichen weſen geweſen wäre — er wuſste daſs ſie *unſchuldig* war — und da er nun die unglüklichen folgen ſeiner anklage (die er in der erſten beſtürzung vielleicht nicht vorhergeſehen hatte) mit anzeigen ſah: hätten nicht ihre thränen ſeine ſêle ſchmelzen, hätt' ihn ihr leiden nicht rühren, ihre ſchimpf-

liche

liche verſtoſsung nicht überwältigen ſollen, lieber ſich ſelbſt aufzuopfern, als die wahrheit länger zu verhêlen?“ —

Laſſen ſie uns vergeſſen, mein freund, was ſie oder ich in einem ſolchen falle gethan hätten. ROUSSEAU'S *unglük* war, dafs der banddiebſtahl entdekt wurde, und ſein *verbrechen*, dafs er, um ſich ſelbſt von der ſchande zu retten, das unſchuldige dienſtmädchen anklagte. Dies verbrechen iſt, ſelbſt bey allem was ich zum behuf des Verbrechers angeführt habe, häſslich genug. Aber dafs er, nachdem ers einmal begangen, feſt bey ſeiner auſſage beharrte — ſagt uns weiter nichts, als dafs es ihm nun *moraliſch unmöglich* war, durch ein ſich ſelbſt gegebnes *Démenti* ſeine ſchande und ſeine ſtrafe *zu verdoppeln*. Die furcht vor der ſchande treibt ihn, in der verzweiflung ſich auf eine andre art zu helfen, zu einem falſchen zeugnis; eben dieſe furcht (die ſtärkſte leidenſchaft, deren er nach ſeinem individuellen charakter fähig iſt) würkt nun natürlicherweiſe fort, aber würkt mit immer wachſender

fender ſtärke, in dem mâſse, wie die umſtände ſeine] ſchande vergröſsern würden, wenn er ſich ſelbſt verriethe. *Stärke* des geiſtes war das, womit ihn die Natur am reichlichſten begabt hatte. Was wunder, daſs er, in einer ſo dringenden noth, alle ſeine ſtärke zuſammennimmt, um *ſich ſelbſt nicht zu verlaſſen?* Was für urſache haben wir uns einzubilden, daſs es ihm nichts gekoſtet habe? Daſs er nicht beym anblik des unſchuldig leidenden ſchlachtopfers unausſprechliche quâl in ſeiner ſêle ausgeſtanden? — Wir haben keine, dies *nicht* zu glauben; denn daſs er demungeachtet feſt bey ſeiner auſſage beharrte, beweiſet nur, daſs dieſe quâl, mit aller ihrer heftigkeit nicht fähig war, ſeine *ſtärkſte* leidenſchaft zu überwältigen. Sagen ſie mir nicht, wir haben auch keine urſache zu glauben, daſs ihm Marianens leiden *ſoviel* gekoſtet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare: *Rouſſeau* war ein MENSCH; war in einem alter, wo ſichs ſogar von demjenigen, der in der folgezeit der entſchloſſenſte böſewicht wird, nicht denken läſst, daſs ſein herz ſchon verhärtet

ſey.

ſey. Oder, wofern ja zuweilen *ſolche ungeheuer* gebohren werden, denen es, von kindheit an, an allem *natürlichen gefühl für andre* gebricht: ſo war doch *Rouſſeau* wahrlich keines von dieſen ungeheuern. Daſs ein in der bosheit graugewordner ſtraſsenräuber und mörder bey dem leiden der unglüklichen, die er aufopfert, gleichgültig ſeyn kann, beweiſst nicht, daſs es der junge Rouſſeau auch ſeyn konnte; ſo wenig als ſein beharren auf ſeiner auſſage beweiſst, daſs er es *war*. Wer in ſein inwendiges hätte ſchauen können, würde, aller wahrſcheinlichkeit nach, gefunden haben, daſs er bejammernswürdiger war, als das unglükliche dienſtmädchen ſelbſt, die in ihrem leiden doch den unverlierbaren troſt der unſchuld hatte.

Ich weiſs nur zuwohl, mein freund, wie leicht der groſse hauffe daherfährt, um über die ſittlichkeit der handlungen ihrer nebenmenſchen abzuſprechen; und wie wenig bedenken die meiſten ſich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige unüberlegte urtheile dieſer art ſchaden zu thun. Wir

aber nicht alſo! — Ich erinnere dies nicht gegen den mir unbekannten erzähler der Anekdote: denn dieſer hat offenbar die redlichſte abſicht; und der abſcheu, womit dieſe Anekdote jeden fühlenden leſer beym erſten anblick erfüllen muſs, entſchuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu ſehr gegen den unglüklichen Rouſſeau erbittert hätte. Aber das vorliegende beyſpiel würde einen über alle mâſſen wichtigen moraliſchen nutzen ſtiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaſst würden, der ausnehmenden ſchwierigkeit, eine individuelle ſittliche handlung richtig zu beurtheilen, ſchärfer nachzudenken, und von der tiefen weisheit des chriſtlichen „RICHTET NICHT“ ſich beſſer zu überzeugen. Werfe den *zweyten ſtein* auf den unglükſeligen wer da will! Und werfe wer luſt hat auch *den dritten* auf *mich* — der, *in dieſem Phariſäiſchen zeitalter*, den muth hat, ſich ſeiner anzunehmen, und den edeln und ſtarken, den Mann, dem die billige nachwelt einen plaz unter den *Heroen unſers jahrhunderts* gewiſs nicht verſagen wird, wegen eines verbrechens, deſſen ein ſchwächerer,

kleinerer menſch nicht fähig geweſen wäre, mehr beklagens- als haſſenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen ſêlen, die es ertragen können, *unter* die werthloſeſten *Anthropomorpha*, die auf ihre bürgerliche unbeſcholtenheit trotzen dürfen, ſich gedemüthigt zu ſehen; mit einem weniger ſcharfen gefühl für ehre und ſchande; mit weniger ſtärke und ausdaurungskraft, würde *Rouſſeau* dies verbrechen — *nicht begangen haben* — aber auch — *nicht* Rouſſeau *geweſen ſeyn*.

Das buch der ſchikſale iſt vor uns verſchloſſen, mein freund; und würde auch zuweilen einem ſterblichen ein blik in ſeine geheimnisvollen blätter erlaubt, ſo würd' er ſich wohl hüten, ihre ἀρρητα ῥηματα durch profanes ausſchwatzen zu entheiligen.

Alſo nur noch eins, mein beſter! — Auch der umſtand, daſs, nachdem die arme *Mariane* aus dem hauſe des *vornehmen Mannes* gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo ſie hingekommen „noch was aus ihr geworden“ iſt (allem anſehn nach)

nach) in der abſicht angeführt worden, wo nicht Rouſſeau's ſchuld zu vergröſsern, doch gewiſs ſein verbrechen um ſoviel ſchwärzer zu machen.

Aber geſezt auch, dieſe tiefe nacht, die von nun an auf Marianens ſchikſal lag, bedecke das *aergſte* — das arme verſtoſsene mädchen ſey hülflos umgekommen, oder habe ſich ſelbſt ein leid angethan, oder ſey (was noch ärger wäre) aus noth und elend unter die unglüklichen gerathen, deren eigentliche benennung die keuſchen *ohren* ſo mancher LUCREZIEN, an denen ſouſt nichts keuſch iſt, beleidiget, und deren anblik auch die reinſten und ſanfteſten ſêlen ihres geſchlechts zu einem das mitleiden überwiegenden abſcheu nöthiget — und, wenn noch was ſchlimmers als dies ſeyn kann, geſezt, auch dies ſey *Marianen* wiederfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen *Rouſſeau* dafür zur verantwortung zu ziehen?

So wie zwey menſchen, indem ſie das nemliche thun, eine ſehr verſchiedene handlung begehen

hen können; so hängt oft auch an dem nemlichen faden glük oder unglük. Da man von Marianens schikfal nichts weiter erfahren hat, und also weder böses noch gutes weifs: bleibt es nicht eben sowohl möglich, dafs es glüklich war, und dafs gerade diese unverschuldete verstofsung ihr, gegen alles vermuthen und hoffen, den weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erstemal, dafs die Vorsehung, durch eine ganz natürliche verbindung von mittelursachen, wieder gut gemacht hätte, was menschliche leidenschaften und verirrungen schlimm gemacht? Und gesezt nun, *Rousseau* hätte auf solche weise, wider wissen und hoffen, die erste veranlassung zu *Marianens glücke* gegeben — würden wir's IHM zum *verdienst* anrechnen? Warum soll er also die *unglüklichen* zufälle, die ihr *vielleicht* begegnet seyn mögen, zu verantworten haben? War ihre schimpfliche verstofsung aus dem hause des Vornehmen Mannes etwan eine *nothwendige*, *vorhergesehene*, oder *abgezwekte* folge seiner anklage? Ist es nicht, im gegentheil, sehr vermuthlich, dafs Rousseau sich eingebildet haben mochte, die angeb-

liche entwendung des goldgeſtikten bandes werde ihr um ſo eher verziehen werden, da ſie, allem anſehen nach, bisher immer ein gutes unbeſcholtnes mädchen geweſen war? Wenn jemand die *vielleicht* unglüklichen folgen ihrer verſtoſsung vor dem richterſtuhle der menſchlichkeit zu verantworten hätte, ſo wäre es (däucht mich) der *Vornehme Mann* ſelbſt, der ſo ſtreng und hartherzig war, ein armes geſchöpf, das ſich immer wohl aufgeführt hatte, und izt zum erſtenmale der entwendung einer ſolchen kleinigkeit nicht einmal *überwieſen*, ſondern blos *beſchuldiget* wurde, ohne alles mitleiden, und ſelbſt wider alles recht (denn das zeugnis des einzigen jungen menſchen machte doch keinen genugſamen beweis wieder ſie) mit ſchimpf und ſchande ins elend zu jagen. Soll hiebey ja etwas auf Rouſſeau's rechnung kommen, ſo iſt es wahrlich an dem, was die *nächſte*, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, *folge* ſeiner that war, mehr als genug: aber ihm auch noch die zufälligen, von der dazwiſchenkunft andrer urſachen, von einem zuſammenhange der dinge, in welchem wir

alle

alle nur *blinde werkzeuge* sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigner aufführung abhangenden, entfernten folgen zur last zu legen, wäre wider alle billigkeit, und wider alle gesunde begriffe von der moralischen zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein freund, dem urtheile ihres verstandes und herzens, ob und wiefern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh ich sie ganz entlasse, muss ich ihnen noch einen zweifel von der erheblichsten art bekannt machen, der mir dieser tage gegen die wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die rede war, mitgetheilt worden ist.

Der erzähler der Anekdote sagt: „diese begebenheit ward ihm (dem ROUSSEAU) *durch sein „ganzes übriges leben zu einer beständigen folter*; „alle freuden der jugend die er genoss wurden ihm „verbittert, so oft ihn sein allzugetreues gedächtnis an das arme schuldlose mädchen erinnerte, das „er *vielleicht* ganz zu grunde gerichtet; *überall*

„wo

„wo er nur hinblikte, ſchwebte ihm das bild der „unglüklichen Mariane vor augen.“

Iſt dies *wahrheit?* — Nun, ſo ſagen ſie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten ſollen, welche gleichwohl der herausgeber des *Chriſtlichen Magazins* würdig gefunden hat, ſie aus einem briefe eines ungenannten freundes von Rouſſeau, worinn die umſtände ſeines todes erzählt werden, in das erſte ſtük des zweyten bandes ſeiner ſammlung einzurücken —

„Welch ein glük (läſst der verf. des briefes den *ſterbenden Rouſſeau* zu ſeiner ehegattin ſagen)“
„welch ein glük, meine beſte, zu ſterben, *wenn „man ſich nichts vorzuwerfen hat! . . . Ewiges „Weſen, dieſe ſele*, die ich dir nun wiedergebe, *iſt „in dieſem augenblik eben ſo rein, als da ſie aus „deinem ſchooße kam.*“

Merken ſie, mein freund, daſs dies aus einer geſchichte der wahren umſtände von Rouſſeau's tode genommen iſt, die der verfaſſer derſelben den herausgebern des *Journal de Paris* zuſandte, um

folche bekannt zu machen; wiewohl dieſe beden-
ken trugen, ſie einrücken zu laſſen.

Der ſoll mir der groſse Apollo ſeyn, der dieſe zwey angebliche *thatſachen* als wahr zuſammen-denken kann! — Wie? dem manne, dem überall, wo er nur hinblikte, das bild der unglüklichen Mariane vor augen ſchwebte, ſollte ſein allzugetreues gedächtnis nun auf einmal ſo ungetreu geworden ſeyn, daſs er fähig wäre, dem Ewigen Weſen im dem lezten feyerlichen augenblicke ſeines lebens ins angeſicht zu ſagen: ich gebe dir meine ſêle ſo rein wieder zurük, wie ich ſie von dir empfangen habe?

Wenn beyde Anekdoten wahr ſind, ſo ſind nur zwey fälle möglich, worinn *Rouſſeau* das Ewige Weſen ſo zu apoſtrophiren fähig ſeyn konnte: entweder, er war in dieſem augenblicke ſchon aller beſinnung beraubt, und ſprach im *Wahnwiz* — und daſs dies der fall *nicht ſeyn konnte*, beweiſet der ganze zuſammenhang der erzählung (S. 194 195 196 l. c.) augenſcheinlich — oder *Rouſſeau*, der liebens-

würr-

würdige Enthuſiaſt für wahrheit und tugend, war der ſchändlichſte *heuchler* uud der entſchloſſenſte *Atheiſt*, den die erde jemals getragen hat.

O ihr Anekdotenkrämer! welch ein ſchweres gericht würde über euch ergehen, wenn ein tag käme, wo die ſo oft von euch miſshandelte, verunſtaltete, und zur lügen gemachte wahrheit auftreten, und um rache wider euch ſchreyen würde! Wenn werdet ihr, von ſo häuffigen täglichen erfahrungen gewarnt, endlich einmal behutſamkeit lernen!

Welcher von dieſen beyden erzählungen, die uns beyde für wahrheit gegeben werden, ſollen wir nun glauben? Welche iſt wahr?

Soll ich ihnen meines herzens meinung unverholen ſagen, mein freund? — keine von beyden!

Der *ſterbende Rouſſeau* hat die vorgebliche prahlerhafte apoſtrophe an das Ewige Weſen NICHT geſagt! KANN ſie nicht geſagt haben! Kein menſch, kein tugendhafter, kein heiliger *kann* das *zu ſei-*

nem

nem Schöpfer ſagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat ſeine ſêle ſo rein zurükgegeben, als er ſie empfangen hat. Und wenn es jemals einen ganz reinen menſchen gegeben hätte, ſo *würde* der ſo was nicht ſagen. Der reineſte menſch, der je geweſen iſt, ſagte ganz einfältig: Vater, in deine hände befehle ich meinen geiſt — Und dies iſt *wahre Reinheit!*

Aber es iſt *eben ſo wenig wahr*, „daſs die begebenheit mit dem dienſtmädchen Mariane dem „Rouſſeau ſein ganzes leben durch zur beſtändigen „folter geworden; daſs ihm überall wo er hingeblikt, das bild der unglüklichen Mariane vorgeſchwebt" — Das ſind *vednerische ſentimentaliſche vergrößerungen!* das hat der *merkwürdige reiſende*, dem die geheime geſchichte des menſchlichen herzens ein gegenſtand der ernſthafteſten betrachtungen iſt, *gewiß nicht in Rouſſeau's Memoiren geleſen!* Denn wenn ihm die *geheime* geſchichte des menſchlichen herzens ſo wichtig iſt: ſo wird er wahrſcheinlicherweiſe auch in der *natürlichen* geſchichte

ſchichte der menſchlichen ſêle ſo unerfahren nicht ſeyn, daſs er nicht wiſſen ſollte, was vermöge der menſchlichen Natur möglich iſt oder nicht. So *gefühlvoll* wir uns auch *einen* ROUSSEAU denken müſſen, ſo lebhaft und energiſch ſeine einbildung war, ſo war er doch — kein *ſchwacher* menſch: ſeine ſêle hatte innres leben und kräfte genug, um eine wunde wieder zuzuheilen, die ſie in der erſten jugend empfangen hatte, ſo tief ſie auch ſeyn mochte. Eine *narbe* muſste wohl zurükbleiben; und dies war mehr als genug, ihm, ſo oft er ſich dieſer begebenheit erinnerte, das bewuſstſeyn ſeiner ſelbſt zu verbittern: aber ſo weit als es *Hr. B.* treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was man ſagen könnte, wenn *Rouſſeau* das unſchuldige mädchen erſt durch eine reihe betrügeriſcher kunſtgriffe *verführt*, und dann, um ſeine ſchande zu verbergen, *ermordet* hätte. — Er hatte ſie, in einem alter, wo er kaum mehr als ein knabe war, fälſchlich der entwendung eines goldgeſtikten bandes beſchuldiget, und ſie war deſswegen aus dem hauſe, wo ſie diente, gejagt worden. Dies war

ſein

ſein ganzes verbrechen, und er muſste ſich bewuſst ſeyn, daſs er es nicht aus *muthwilliger bosheit*, ſondern *im Drang der noth*, und in einer leidenſchaft, die ihm die augen vor den folgen ſeiner lüge verſchloſs, begangen hatte. Das nachmalige ſchikſal des mädchens war *unbekannt*. Einige jahre lang konnte ſein innerer ſchmerz durch dieſen umſtand geſchärft werden. Aber natürlicherweiſe muſsten alle dieſe bilder, durch die manchfaltigkeit und wichtigkeit ſo vieler nachfolgenden ſcenen ſeines lebens, durch den vieljährigen auffenthalt in Paris, durch die innere ſtärke und immer angeſtrengte würkſamkeit ſeines geiſtes, u. ſ. w. binnen 30, 40 und mehr jahren nach und nach ſehr viel von ihrer erſten lebhaftigkeit verliehren; und, da es überdies eben ſo möglich war, daſs *Mariane* NICHT unglüklich durch dieſen zufall geworden: ſo war es vermöge der natur der ſêle unmöglich, daſs ein bloſses *vielleicht* nach ſo vielen jahren eine würkung auf ihn hätte thun ſollen, die das ärgſte iſt, was er hätte leiden können, wenn er der vor-

fezliche muthwillige mörder oder zerſtörer eines ſchuldloſen geſchöpfes geweſen wäre.

Vergeben ſie mir, daſs ich ſie ſo lange bey etwas aufgehalten habe, das kaum ſo viel aufmerkſamkeit werth war. Wer weiſs nicht, daſs gerade *um deswillen* beynahe keine einzige begebenheit in der welt rein erzählt wird, weil, in der ſehr natürlichen abſicht, die zuhörer deſto beſſer zu unterhalten und die ſache deſto rührender zu machen, jeder *erzähler*, (auch ohne ſich deſſen als einer ausdrücklichen abſicht bewuſst zu ſeyn) die backen voller nimmt; immer deſto mehr von dem ſeinigen hinzuthut, je mehr die ſache ſeine eigne einbildung erhizt, — mit einem worte, unvermerkt zum *dichter* wird. Möchten die guten leute nur auch ſo billig ſeyn, und ſich nicht der erlaubniſs *quidlibet audendi*, die Horaz den dichtern giebt, anmaſsen wollen; oder wenigſtens nur *die bedingung* nicht vergeſſen, wodurch er dieſe freyheit in die grenzen der Natur und wahrheitsähnlichkeit einſchlieſst!

Als ich ihnen vorhin ſagte: ROUSSEAU könne dem lieben Gott das phariſäiſche compliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein ſogenannter freund (einer von den dienſtfertigen freunden, deren unverſtand oft mehr ſchadet, als aller böſe wille eines feindes) noch in ſeiner lezten ſtunde ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht ſogleich, daſs in der *Relation des derniers jours de Mr.* J. J. ROUSSEAU *et des circonſtances de ſa mort*, welche Hr. *le Begue de Preſle*, Doctor der arzneywiſſenſchaft von der facultät zu Paris, im abgewichnen jahre zu *Neuſchatel* drucken laſſen, eine ſtelle iſt, die, wofern ſie ſich nicht ausdrüklich auf jene ausſtreuung, und ähnliche, womit das publikum hintergangen worden, bezieht, wenigſtens demjenigen ein neues gewicht giebt, was ich darüber geſagt habe. Der ganze auffatz iſt ſehr leſenswürdig. Alles was uns Hr. *le Begue* von den lezten tagen des edeln und in ſeinem leben ſo ſehr miſskannten und miſshandelten mannes ſagt, ſcheint aus den lauterſten quellen gefloſſen zu ſeyn; und ſelbſt die kürze

feiner nachricht von *Rouſſeaus* lezter ſtunde leiſtet die gewähr für ſeine glaubwürdigkeit. „*Ma-*
„*dame Rouſſeau* (ſagt er) die in dieſer ſtunde ganz
„allein bey dem ſterbenden war, war viel zu un-
„ruhig und betrübt, um die eigenen worte und aus-
„drücke der moraliſchen oder religiöſen geſinnun-
„gen, die ihr Mann noch äuſserte, zu behalten.
(Von ihr kommt alſo die emphatiſche anrede an
den Ewigen nicht her, die er in dieſer lezten ſtun-
de noch gehalten haben ſoll? Und wer konnte ſie
denn gehört haben, da *ſie*, die doch *allein* bey
ihm war, nichts davon gehört hatte?) „Ich bin, ſezt
„der Doctor *le Begue* hinzu, durch die genaueſten
„erkundigungen, die ich noch an ſeinem todestage
„und an den nächſtfolgenden eingezogen, gewiſs
„worden, daſs Rouſſeau in ſeinen lezten augenbli-
„cken *weder prahlerey (oſtentation) noch ſchwach-*
„*heit* von ſich blicken laſſen; alles was er äuſserte,
„war zuneigung zu ſeiner ehgattin, vertrauen zu
„Herrn *Gerardin* (dem Grafen von Gerardin, auf
„deſſen gute *Ermenonville* er ſtarb) und hoffnung
„auf die barmherzigkeit Gottes.

Ich

Ich brauche ihnen nun weiter nichts hierüber zu ſagen, als daſs herr *le Begue de Preſle* ein Mann von bekanntem anſehen, und von ſolchen eigenſchaften des geiſtes und herzens iſt, die keinen zweifel zulaſſen, ob das wahr ſey, was er für hiſtoriſche wahrheit giebt; und daſs ſeine nachrichten, noch zu allem überfluſs, von Hrn. *J. H. de Magellans*, einem gelehrten Portugieſiſchen edelmann, in einem denſelben beygefügten ſehr intereſſanten anhange bekräftiget werden.

IV.

NACHTRAG

ZU DEN

VORSTEHENDEN BRIEFEN

ÜBER

J. J. ROUSSEAU.

Diese Apologie für *J. J. Rousseau*, — in sofern durch die im ersten stücke der *Ephemeriden der Menschheit* von 1780. publicierte Anekdote, und die art wie ein gewisser Herr B. sie erzählte, meiner überzeugung nach dem andenken dieses grosen Mannes ein unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurükfiel, — war beynahe zwey jahre geschrieben und im *teutschen Merkur* 1780. bekannt gemacht: als endlich die zu Genf

im

im J. 1782. in zwey bänden herausgegebene CONFESSIONS de J. J. ROUSSEAU, *ſuivies des Reveries du Promeneur Solitaire*, ſelbſt erſchienen, und die ſache zwiſchen dem ſogenannten *merkwürdigen Reiſenden*, dann dem *Herrn B.* und dem *Herausgeber der Ephemeriden*, *an einem*, und *J. J. ROUSSEAU*, der *Menſchheit*, und mir, ihrem gutherzigen *Apologiſten*, *am andern theile*, auf eine art, die keine ausflüchte noch einwendungen übrig liefs, zu ende brachte.

Der *merkwürdige Reiſende*, hatte, ſeinem vorgeben nach, die Anekdote in den ſogenannten *Rouſſeauiſchen Memoiren* (den *Confeſſions* alſo) *ſelbſt geleſen.*

Herr B. hatte ſie dem Herausgeber der Ephemeriden in einem ſchreiben an denſelben mit einer wärme, die jedem unbefangenen leſer auffiel, und mit umſtänden, welche die ganze geſchichte ſehr verdächtig machten, mitgetheilt: und der *Herausgeber der Ephemeriden* hatte aus beweggründen, wobey vermuthlich ſein menſchenfreundliches *herz*

von einem falsch beleuchtenden *Raisonnement* getäuschet wurde. geeilt was er konnte, dieses schreiben mit einigen moralischen nuzanwendungen drucken zu lassen, wodurch meines erachtens, die sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Defension des armen, so übel mishandelten Rousseau, damals keine andere hülfsmittel, als einige kentnifs des *menschlichen herzens* (wenn anders eine langwierige aufrichtige und genaue beobachtung *meines eigenen* mir zu *jener* behülflich seyn konnte) und einige *data* über *J. J. Rousseaus* charakter, die mir seine allgemein bekannten schriften an die hand gaben. Beydes hatte mich beynahe mit moralischer gewisheit überzeugt: dafs verschiedene umstände in der erzählung des ungenannten Reisenden und des Hrn. B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müfsten: dafs Rousseaus vergehen, wofern auch die hauptsache wahr sey, unter gewissen *möglichen*, wiewohl uns *noch unbekannten* umständen, in einem weit mildern lichte erscheinen würde;

und

und dafs die *vielleichts* des Hrn. B. (welche alle *gegen Rouſſeau* gerichtet waren) möglicher weiſe durch andere *vielleichts*, die zu verminderung ſeiner ſchuld gereichten, nieder gewogen werden könnten. Da mir die ſache der genaueſten und unbefangenſten prüfung höchſt würdig ſchien, ſo hatte ich ſie auf alle ſeiten gewendet; und, weil ich es *unmöglich* fand, dafs ein menſch wie J. J. Rouſſeau jemals, geſchweige in ſeiner erſten jugend, ein ſo abſcheulicher *böſewicht* habe ſeyn können, als er wegen dieſer that in herrn B. augen erſchien: ſo hatte ſich mir eine *Hypotheſe* dargeſtellt, vermittelſt welcher ich mir des jungen Rouſſeaus betragen in dieſem falle pſychologiſch und moraliſch *begreiflich* machen konnte: und das Reſultat von dieſem allem war, in einem hohen grade wahrſcheinlich zu finden: dafs er dieſer vergehung wegen mehr *mitleiden* als *abſcheu* verdient habe, mehr *unglüklich* als *verdammenswürdig* geweſen, kurz, dafs er dieſe that nicht begangen habe weil er ein *böſewicht*, ſondern weil er ein *menſch* war; ja, dafs er ſie vermuthlich *nicht* begangen haben

würde, wenn er ſchon damals weniger anlage zu einem edeln und groſsen charakter in ſich gehabt hätte.

Die *Confeſſions de J. J. Rouſſeau*, worin man nun dieſe ganze Anekdote aus der quelle ſchöpfen konnte, rechtfertigten und beſtätigten das Raiſonnement und die hypotheſe des Apologiſten auf eine weiſe, wovon man vielleicht wenig beyſpiele hat. Einige *individuellen* umſtände ausgenommen, wovon ſich durch keine philoſophiſche oder dichteriſche *Divination* errathen lieſs, daſs der *Erzähler* in den *Ephemeriden* ſie ganz wahrheitswidrig angegeben habe, traf alles ſo ſchön zu, daſs der Apologiſt niemanden, dem er perſönlich unbekannt iſt, den argwohn hätte verdenken können, er habe, ſchon damals als er Rouſſeaus Vertheidigung übernahm, eine abſchrift der *Confeſſions* in händen gehabt, ohne es ſich merken zu laſſen.

Es fand ſich nun, daſs der erzähler der Anekdote (nach dem ſeltſamen ausdruk des *Herausgebers der Ephemeriden* in einer im VIIten ſtücke des jahr-

jahrgangs 1780. befindlichen Entſchuldigung (*) „Rouſſeaus *ſchatten* durch eine *etwas unrichtige* erzählung einer ſeiner *jugendlichen ſchwachheiten* beleidiget habe. Und es zeigte ſich nicht minder, daſs der *Apologiſt*, in der Beſchreibung des innerlichen kampfes und leidens, welche R. (ſeiner vermuthung nach) bey dieſer, durch kindiſche thorheit ſich zugezogenen ſchreklichen verlegenheit aus-

(*) *Sie kam nur ein wenig zu ſpät, und entſchuldigte* nichts; *wie im* Auguſt *des T. Merkurs 1780. S. 146. u f. deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewohl ſich der V. nicht das geringſte davon merken ließ) durch die im April und May des T. Merkurs 1780. erſchienene und mit allgemeiner aufmerkſamkeit und beyſtimmung vom Publico aufgenommene Apologie für Rouſſeau* veranlaſst, *aber mit einer Verlegenheit geſchrieben, welche ſich ein Mann erſparen kann, deſſen herz ſich mit ſeiner eigenliebe ein für allemal abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu geſtehen darf, daß ihm was menſchliches begegnet ſey, ohne ängſtliche furcht, daß er dadurch in der augen edler und guten menſchen verlieren werde.*

ausgeſtanden haben muſte, alles ſo richtig getroffen, als ob er in ſeiner ſêle geleſen hätte.

Die *umſtände* waren beynahe alle ganz von denen verſchieden, die der Anekdoten-Mann angegeben hatte. Rouſſeau befand ſich damals, in einem alter von ungefehr 16 jahren, zu Turin, wo er durch die veranſtaltungen der allzugutherzigen *Madame de Warens* und des frommen und bekehrſüchtigen *Biſchofs*, *von Bernex*, auf der einen, und durch ſeine jugend, unbeſonnenheit und unglükliche lage auf der andern ſeite, zum übergang in die Römiſche kirche mehr *betrogen* als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem glaubensbekenntniſse, von den vorſtehern des Proſelytenhauſes mit 20 franken abgefunden worden war, und endlich ſeinem leibe keinen andern rath wuſte, hatte er ſich noch glüklich ſchätzen müſsen, in dem hauſe einer verwittibten *Gräfin von Verſellis* als Lakay unterzukommen. Eine zeitlang war der hauptſächlichſte dienſt, den er bey dieſer Dame zu verrichten hätte, briefe zu ſchreiben die ſie ihm dic-

dictierte; denn sie hatte eine weitläufige Correspondenz, und ein krebs an der brust, von welchem sie grausam leiden musste, erlaubte ihr nicht, ihre briefe selbst zu schreiben. Der charakter der Gräfin, war nicht so beschaffen, dafs sie den verborgenen werth ihres jungen schreibers hätte ausfündig machen können; er blieb ihr immer fremde. Ihr hausmeister *Lorenzi*, dessen frau, und ihre Niece, Mlle *Contal*, die bey der Gräfin kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr möglichstes, ihn von ihrer gebieterin zu entfernen; und kurz, als die Gräfin starb, fand sichs, dafs er von allen ihren Domestiken der einzige war, den sie in ihrem lezten willen vergessen hatte. Ihr Neffe und erbe, *der Graf de la Roque*, verbesserte indessen diese vernachläfsigung, einigermâfsen, indem er ihm bey seiner entlafsung aus dem hause 30 Livres gab, ihm das neue kleid liefs, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, dafs er für ihn sorgen wollte. Ich muste den lesern diese kleinen umstände wieder ins gedächtnifs bringen, weil sie

uns zu einem anschaulichern begriffe der damaligen lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf *de la Roque* war nun der *vornehme Mann* von welchem in B's erzählung die rede ist, und das Haus der *Gräfin von Versellis*, war, unmittelbar nach ihrem tode, *die Scene* der fatalen Anekdote, die unsre aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die separation der Nippes der Kammerfrau von der garderobe der Gräfin, vorgenommen wurde, dass Mselle *Pontal* ein kleines schon abgetragenes *rosenfarbes band mit silber* vermisste. *Rousseau*, — der bey seinem ehmaligen Lehrherren, dem Pettschierstecher *Ducommun*, (aus Veranlassungen, die er mit einer für Eltern, Erzieher, Lehrherren und junge leute sehr lehrreichen umständlichkeit erzählt) sich die gewohnheit zugezogen hatte, naschwâren, obst, kleinigkeiten, denen blos seine kindische fantasie einen werth beylegte, und zuletzt *alles was ihn tentierte* *) sich ohne

*) *Geld und sachen von werth ausgenommen.* —

Je

ne erlaubnis des eigenthümers zuzueignen, — (liefs ſich von allen, was er eben ſo leicht hätte nehmen können, nichts als dieſes leidige alte roſenfarbe band mit ſilber gelüſten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, ſo wurde es gar bald bey ihm gefunden. Den weitern Erfolg wollen wir Rouſſeau ſelbſt erzählen hören: „Man wollte wiſſen woher ichs hätte. Ich wurde verwirrt, ich ſtotterte, und ſagte endlich, indem ich feuerroth wurde, *Marion* hab' es mir gegeben. Dieſe Marion (*Mariechen*, nicht *Mariane*) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die, ſeit einiger zeit köchin der verſtorbenen Gräfin geweſen war. Sie war mehr als nur hübſch; ſie hatte eine ſo ſchöne friſche farbe wie man ſie nur auf den gebürgen findet, und überdies ein ſolches *air* (*) von ſittſamkeit

Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comeſtible; je l'etendis bientot à tout ce qui me tentoit; *et ſi je ne devins pas un voleur en forme, c'eſt que je n'ai jamais été beaucoup tente d'argent, etc. etc.* Confeſſ. *de* l. I. R. *L. I. p. 88 ſeqq. Edit. de Geneve de 1782.*

(*) *Dies iſt eines von den fremden wörtern, die unſ-*

keit und ſanftheit, daſs man ſie nicht anſehen konnte ohne ihr gut zu ſeyn; übrigens ein wakres tugendliches mädchen und von der bewährteſten redlichkeit. Man war alſo ſehr erſtaunt da ich ſie nannte; und weil man nicht weniger zutrauen zu mir hatte als zu ihr, ſo hielt man es der mühe werth die ſache zu unterſuchen. Man liefs ſie auf der ſtelle kommen. Die Verſammlung war zahlreich und der *Graf von la Roque* ſelbſt zugegen. *Marion* kommt, man zeigt ihr das band, ich beſchuldige ſie mit unverſchämter dreiſtigkeit; ſie ſteht beſtürzt da, ſie kann kein wort herausbringen, und wirft mir einen blik zu, *der einen teufel hätte entwafnen müſſen*, und gegen den gleichwohl *mein barbariſches herz* aushielt. *) Sie läugnete endlich mit

unſre ſprache aufnehmen muß, weil wir ſie weder entbehren noch mit einem gleich bedenkenden erſetzen können.

*) *Man vergeſſe nicht, daß R. hier ſein eigner ankläger iſt; daſs eine fantaſie wie die ſeinige, bey einer ſolchen gelegenheit, ſich ſtark ausdrükt, und daſs der beredteſte Sachwalter des armen*

Marie-

mit zuverſichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; ſie wandte ſich an mich, ermahnte mich in mich ſelbſt zu gehen, ein unſchuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu leide gethan, nicht um ihren guten nahmen zu bringen; aber ich bekräftige mit einer *hölliſchen unverſchämtheit* meine auſſage, und behaupte ihr ins geſicht, daſs ſie mir das band gegeben hat. Das arme mädchen fieng an zu weinen und ſagte weiter nichts zu mir als dies: Ach! Rouſſeau! ich glaubte er hätte ein ſo gutes gemüth! Er macht mich ſehr unglüklich, aber ich möchte nicht an ſeiner ſtelle ſeyn. Das war alles. Sie fuhr fort ſich mit eben ſoviel ſimplicität als ſtandhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne ſich den mindeſten harten ausdruk gegen mich zu erlauben. Dieſe mäſſigung in vergleichung mit meinem entſchloſsnen

ton

Mariechens *nichts ſtärkers hätte ſagen können.* Wir, *als die richter in der ſache, müſſen uns durch niemands beredſamkeit, am allerwenigſten durch die ſeinige, beſtechen laſſen.*

tone that ihr ſchaden. (*) Es ſchien nicht natürlich,

auf

(*) *Aber was für richter müſsten das ſeyn die ſo urtheilen konnten? Alſo gerade das, was der ſtärkſte zug, der unzweydeutigſte Charakter der unſchuld und herzensgüte iſt, war das, was einem mädchen, die immer im beſten rufe geſtanden war, gegen den* decidierten *ton ihres anklägers, gegen das* zweydeutigſte *unter allen äuſserlichen zeichen der unſchuld, ſchaden that! — Und doch, beſorge ich, iſt dieſe art in dergleichen fällen zu urtheilen die* gewöhnlichſte. *Die urſache liegt nicht tief. Die meiſten leute gerathen, wenn ihnen unrecht geſchieht, in groſse hitze; man hat ſich alſo mechaniſch angewöhnt, die hitze in ſolchen fällen für Naturſprache der gekränkten unſchuld zu halten; unvermerkt iſt eine allgemeine erfahrungsregel daraus worden, womit man ſich in vorkommenden fällen behilft, und ſich dadurch die müe erſpart, auf das, worin ähnliche fälle verſchieden ſind, achtzugeben, um dieſe differenz, auf welche oft ſo viel ankommt, mit in rechnung zu bringen. In ſachen, wo es nur um* anderer, *zumal geringer leute wohl oder weh zu thun iſt, bemüht man ſich nicht gerne mit ſo genauen berechnungen, und macht lieber kurze arbeit.*

auf der einen ſeite eine ſo teufliſche kekheit, und auf der andern eine ſo engelmäſſige ſanftheit vorauszuſetzen. Man ſchien unentſchloſſen zu bleiben wen man für ſchuldig halten ſollte. aber die vorurtheile neigten ſich doch auf meine ſeite. In der geſchäftigen unruhe, worin ſich das haus befand, nahm man ſich nicht die zeit, der ſache auf den grund zu kommen; und der *Graf von Roque, indem er uns beyde fortſchikte*, begnügte ſich zu ſagen: das gewiſſen des ſchuldigen theiles würde des unſchuldigen ſtrengeſter rächer ſeyn. Seine weiſſagung war nicht in den wind geſprochen: es geht kein tag vorbey, an dem ſie nicht in erfüllung gienge."

Es iſt unmöglich, dieſe ſo naive erzählung zu leſen, ohne daſs unſer herz mit wärme und rührung für das gute liebenswürdige *Mariechen* partey nähme. Aber davon iſt jezt nicht die rede. Die frage iſt: wie verhält ſich das factum unter den umſtänden, mit welchen es der einzige zeuge deſſelben, ROUSSEAU ſelbſt, erzählt, zu dem, welches

wir oben (im erſten briefe) aus den *Ephemeriden* ausgezogen haben? Ich will nichts von der verwandlung des prächtigen goldgeſtikten bandes in ein armes kleines abgeſchoſſenes band *couleur de roſe et argent* ſagen. — Aber: *faſste man verdacht wider Rouſſeau?* War es *mit der unterſuchung* würklich *ſoweit gekommen*, daſs man es bey ihm entdekte? *Schien* R. wegen des wider ihn gehabten verdachts *ganz befremdet?* bürdete er die that derjenigen auf *die er liebte?* hatte er ihr das band ſchenken wollen, um ſie *vielleicht zu unedeln gunſtbezeugungen geneigt zu machen?* wurde das unglükliche mädchen *mit ſchimpf und ſchande belegt* und aus dem dienſte *gejagt?* hat alsdann *niemand* mehr erfahren was aus ihr geworden iſt? Und iſt Rouſſeau um dieſes alles willen ein BÖSEWICHT?“

Alles dies verhielt ſich in facto ganz anders. Jungfer *Pontal* vermiſste ihr band; man ſuchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bey *Rouſſeau*: er wurde auf der ſtelle gehohlt und befragt; er gerieth in verwirrung, ſtokte und ſagte mit erröthen,

Ma-

Marion hab es ihm gegeben. Er war dieſer Marion gut, aber ſie war nicht *die*, *die er liebte*. Es war ihm nie eingefallen, ſie mit dieſem bande zu nuedeln gunſtbezeugungen beſtechen zu wollen; ſie wurde nicht mit ſchimpf und ſchande belegt, ſondern, ohne daſs der Graf de le Roque zwiſchen ihnen entſcheiden wollte, bloſs *mit* Rouſſeau und *wie* Rouſſeau aus dem dienſt *entlaßen*; und wenn gleich *Rouſſeau* in der folge nichts mehr von ihr gehört hat, der (wie er ſelbſt geſteht und wie aus ſeiner folgenden geſchichtserzählung klar genug erſcheint) wenn es ihm wohl gieng, wenig an die zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakay im hauſe der Gräfin Vercellis geweſen war, dachte — ſo folgt daraus noch keinesweges, daſs *niemand* mehr was von ihr gehört und geſehen habe.

Aber warum verfiel denn Rouſſeau, — nicht in *angenommener beſremdung*, ſondern in der *beſtürzung*, in der *angſt*, worin er war, da er plözlich wegen ſeines banddiebſtahls zur rede geſezt wurde, auf den unglüklichen einfall, gerade die unſchuldi-

ge *Marion'* anzugeben? Vor allen dingen müfsen wir hier zum grunde legen, was freylich weder Hr. B. noch der Apologiſt wiſſen konnte, bis es uns Rouſſeau, in der offenherzigen beichte die er der welt abzulegen für gut gefunden, ſelbſt ſagte: dafs er damals (in ſeinem 16ten Jahre) noch ein grofser *Kindskopf* war: und das darf uns um ſo weniger befremden, da wir ſehen, dafs er es, mit allen in ihm ſchlummernden talenten und grofsen *ſchriftſtelleriſchen* kräften, noch in ſeinem 32ſten oft in einem beynahe unbegreiflichen grade war. Dies vorausgeſezt hören wir ſeine eigene beichte. Er hatte das band, in ſeiner *Otaheitiſchen* ſinnesart, genommen, weil es ihn gelüſtete. Da er es hatte, und es für ſich ſelbſt zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es *Mariechen* zu ſchenken; denn er, der allen lieben hübſchen mädchen und weibern ſo herzlich gut war, ohne dabey an arges zu denken, (*) *war Mariechen gut*, und hätte ihr gerne

was

(*) *Er bekennt ja aufrichtig; daſs* auch damals, *die ruthe, die er als Knabe von 7 oder 8 jahren*

was zum andenken geben mügen. Sie lag ihm alſo gerade damals im ſinne; und da er ſich ſo plözlich in dem falle ſah, entweder *vor ſo vielen zeugen* einen diebſtal zu geſtehen, oder ſich zu entſchuldigen: ſo entſchuldigte er ſich, in der angſt, auf unkoſten der erſten perſon die ihm einfiel, und beſchuldigte ſie, daſs *ſie* gethan hätte, was *er* hatte thun wollen. Als ich ſie hernach kommen ſah, (fährt er fort) ſo zerriſs mir ihr anblik das herz; aber die gegenwart ſo vieler leute hatte mehr gewalt über mich als meine reue. Ich fürchtete die *ſtrafe* wenig, ich fürchtete nichts als die *ſchande*; aber dieſe fürchtete ich mehr als den tod, mehr als das verbrechen, mehr als die ganze welt. Ich hätte anf der ſtelle in die erde verſinken mögen: aber die unüberwind-

liche

ren von der ältlichen Mſelle Lambercier *und von der kleinen Mſelle* Goton (*Gretchen*) *bekommen hatte, die einzige groſse* derniere faveur *war, wovon ſeine Imagination einen begriff hatte, und daſs z. b. alles, was, ſeinem wahne nach,* ARMIDE *ihrem* RINALDO *zu liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm ſein oft und tüchtig* die ruthe zu geben.

liche ſcham wurde über alle andere gefühle meiſter, die *ſchäm* allein machte mich *unverſchämt*, und je mehr ich mein verbrechen erſchwerte, (*) je unerſchrokner machte mich das ſentſetzen vor dem gedanken es zu geſtehen. Ich ſah nichts mehr als den ſchreklichen zuſtand, öffentlich, in meiner gegenwart, für einen dieb, lügner, falſchen ankläger eines unſchuldigen, erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine betäubung beraubte mich jedes andern gefühls. *Hätte man mich zu mir ſelbſt kommen laſſen, ich würde unfehlbar alles entdekt haben.* Hätte mich der Hr. von la Roque in ein anderes zimmer genommen, hätt' er mir geſagt: richtet das arme mädchen nicht zu grunde; wenn ihr ſchuldig ſeyd, ſo geſteht es mir: „ich hätte mich „ihm auf der ſtelle, zu füſsen geworfen, deſsen bin „ich vollkommen gewiſs. Aber, anſtatt mir muth „zu machen, that man alles mögliche um mir angſt „einzujagen. Mein alter iſt auch noch ein umſtand, „der billig in betrachtung gezogen werden muſs."

Ich

(*) *Nemlich, durch das halsſtarrige beharren auf der falſchen anklage.*

Ich hatte kaum die kinderjahre zurükgelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein kind. In der jugend sind *schwarze verbrechen*, die es würklich sind, noch *crimineller* als in reiffen jahren: aber was an sich *bloße schwäche* ist, ist es in diesem alter weit weniger; und mein vergehen war im grunde doch nichts anders. Auch quält mich die erinnerung daran nicht sowohl um des übels in *der that* selbst, als um dessen willen, was die folge davon (für das arme mädchen) war — " Aber gerade hierüber hat ihn seine Imagination, die ewige Peinigerin seines lebens, wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen schrekbildern, über alle gebühr, gequält. Die entlassung der *Marion* aus dem hause des Grafen de la Roque, wegen einer so armseligen kleinigkeit als die entwendung eines alten rosenfarben bandes, die nicht einmal auf sie erwiesen war, sondern blos auf einem verdächtigen zeugnisse beruhte, konnte für ein so gutes mädchen schwehrlich die grausamen folgen haben die er sich vorstellte; und der umstand, dass er in seinem leben nichts wieder von ihr gehört,

mehr *unglüklich für ihn selbst*, weil er ihn sein ganzes leben durch einer ängstlichen einbildungskraft preis gab, als dafs sich mit grunde daraus schliefsen liefse, er würde traurige nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte. (*)

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhafte und geschäftige, romantische, alles aufs äufserste treibende, und so gern ins schwarze mahlende Fantasie die böfsen folgen dieses einzigen verbre-

(*) *Rousseau sagt nicht, daß er dieses jemals gethan habe. Unmittelbar nach der that ließ es ihm die mächtigste der* Furien, *die scham, nicht zu: und nachdem er einmal wieder über die gebürge war, hatte er keine gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem menschen von seiner gemüthsart mit moralischer gewisheit zutrauen, daß, in der folge, die bloße furcht, traurige nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre, ihn von genauen nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die lage gekommen wäre, den aufenthalt und die umstände einer in der welt so wenig bedeutenden person auszukundschaften.*

brechens, das eine narbe in seiner sêle zurükliefs, vergröfsert haben mochte: so war es doch von einem herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als dafs er nie aufhören würde, sich selbst wegen dieses unglüklichen fleckens in seinem leben vorwürfe zu machen. Demungeachtet behaupte ich ohne bedenken, und ohne furcht, von einem tiefern forscher des menschlichen herzens desswegen angefochten zu werden: dafs — alle umstände welche ROUSSEAU im ersten buche seiner *Confessions* von seiner kindkeit, und angehenden jugend erzählt, vorausgesezt, er, entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht seyn oder ein physisches wunder in ihm hätte gewürkt werden müssen, wenn er in jenem critischen augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem wahrheit liebenden leser, dem alles, was ihn zu genauerer und lauterer kentnifs des menschlichen herzens führt, wichtig ist, eigene betrachtungen über die Anekdote der Ephemeri-

meriden, meine briefe über dieſelbe, und Rouſſeau's ſelbſtgeſtändniſs und ſelbſtvertheidigung in den Confeſſions — einem an ſtoff zu den intereſſanteſten betrachtungen ſo reichhaltigen buche, anzuſtellen. Wenn ſich bey vergleichung dieſer drey verſchiedenen urkunden über einerley gegenſtand zeigen wird, daſs Rouſſeau's Apologiſt, durch die billige vorausſetzung, daſs wenigſtens nicht *alle umſtände* in Hrn. B. erzählung verfälſcht ſeyn würden, öfters von derſelben irre geführt, und auf zwar an ſich richtige ſchlüſſe, aber doch ſchlüſſe aus unrichtigen *Datis* geleitet worden ſey: So wird man doch nicht deſto weniger finden, daſs er ſeiner hauptabſicht, in ſofern ſie von der hiſtoriſchen wahrheit der *Facti* unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daſs dieſe ganze verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen jahren ſo viel aufſehen machte, noch immer nüzlich genug wäre, wenn ſie auch zu weiter nichts als einem beyſpiele diente, mit welcher behutſamkeit und delicateſſe man im urtheilen über die Triebfedern, abſichten und

in-

innere moralität einzelner menſchen und handlungen verfahren müſse, und welche feine inſtrumente, welch eine leichte und geübte hand erfodert werde, um, bey zergliederung des menſchlichen herzens, die zarten und oft kaum ſichtbarn faſern nicht zu zerreiſsen, die man entdecken will, und von deren feinem und verwickeltem zuſammenhange die erklärung der ſchwerſten pſychologiſchen aufgaben abhängt.

V.

PATRIOTISCHER BEYTRAG

ZU

TEUTSCHLANDS HOECHSTEM FLOR

VERANLAST DURCH EINEN IM J. 1780 GEDRUKTEN *VORSCHLAG* DIESES NAHMENS.

So haben wir ſie denn endlich erlebt, dieſe von *Barden* und *Allraunen* geweiſſagte, aber ſelbſt von Barden und Allraunen nicht ſo nahe geglaubte zeit! nicht erſt unſre ürenkel, oder die enkel unſrer urenkel, nein, *wir ſelbſt* werden ſie ſehen! Es nähert ſich das goldne alter Teutſchlands — ja, was ſag ich? Es iſt ſchon da!

Magnus ab integro ſeclorum naſcitur ordo,
Jam redit et virgo! redeunt Saturnia regna!

TEUTSCH-

TEUTSCHLAND IN SEINEM HOECHSTEN FLOR! in einem flor, worin noch kein land, kein volk der erde geſtanden, ſeitdem es völker auf erden giebt! In einem flor, der *Germanien* zur königin der länder, die zukünftige *Teutſche Akademie* zur königin aller Akademien, und das *neue reichs-Cammergerichts - Archiv* zum urbild aller Archive machen wird. Selige, goldner als goldne zeit!

Eilet, ſagten die Parzen zu ihren ſpindeln, die ſchönen Tage zu ſpinnen! —

Und dreymal glücklich *wir* daſs wir ſie erlebt haben! Und o! des glorreichen, vor allen andern jahrhunderten verherrlichten achtzehnten jahrhunderts, deſſen leztes fünftel auserſehen iſt, ſeine zahlreichen wunder mit dieſer unſre verwegenſten wünſche übertreffenden fülle von immerdaurender, immerſteigender Nationalglükſeligkeit zu krönen!

Sage mir niemand: „Es iſt ja nur ein *Vorſchlag*„ — Was Vorſchlag! Alles iſt ſo gut als ob

es ſchon wäre. Das neue Reichs-Cammergerichts-Archiv ſteht ſchon, in Altgothiſcher Majeſtät, vor meinen augen da! Schon ſeh ich die zehn oder zwölf mitglieder der teutſchen Akademie pragmatiſcher wiſſenſchaften ihre jährlichen penſionen von 10,000 fl. einſtreichen! Schon haben die teutſchen fürſten und herren, (die reichsſtädte hoffentlich mit eingeſchloſſen) von dem ihnen ſo edelmüthig zu 2. 1/2 pro Cent vorgeſtrekten kapital von 72 *Millionen Gulden* ihre ſchulden bezahlt! Kurz, was in 6 oder 10 oder 12 jahren *unfehlbar ſeyn wird*, iſt ſoviel als ob es *izt ſchon* wäre. Teutſchland in ſeinem höchſten flor wenn es will! Da haben wirs mit klaren worten! Teutſchland darf nur wollen. Denn *der Mann* mit der *wundervollen Naſenwurzel* ſagte: MAN KANN ALLES WAS MAN WILL; und alles volk ſprach Amen! und ſeitdem ſagen und glauben leute mit allerley Naſenwurzeln, daſs man *nur wollen* dürfe!

Und, wer wollte nicht wollen? Was iſt leichter, und mehr in eines jeden gewalt, als *wollen*?

Oder,

Oder, falls es auch eines bewegungsgrundes bedürfte, was für ein ſtärkerer antrieb zum wollen, als ALLES *können ſobald man will?* Unſre ſchwachmüthigen, einfältigen vorfahren, die lieſſen ſich freylich ſo was nicht träumen! Die würden ſich eingebildet haben, dafs ein ſolcher vorſchlag zu den ſüſsen patriotiſchen träumen gehöre, deren man ſich in guter laune auf einen tag bey dutzenden und ſchocken träumen laſſen kann, weil man nur träumen wollen darf — und gegen die weiter nichts einzuwenden iſt, als nur dafs ſie — in dieſer armen Alletagswelt — *moraliſch - politiſch -* und *ökonomiſch -* UNMÖGLICH ſind. Aber, ſeitdem uns die grofse wahrheit geoffenbart iſt, dafs man alles kann was man will: ſeitdem kann von einer ſo ſchwachherzigen einwendung nur die rede nicht mehr ſeyn. *Teutſchland in ſeinem höchſten flor* WENN ES WILL — Zweifeln ſie nicht, edler, vaterländiſcher teutſcher mann! TEUTSCHLAND WILL. *Warum* ſollte es nicht wollen? Wer ſollte nicht den höchſten flor ſeines vaterlandes wollen? O ganz gewifs es will! Die herrlichen zeiten! Ich ſeh

ſie ſchon! Sie ſind da! Teutſchland will! Die allgemeine freude, die allgemeine ſchwärmerey, womit dieſer eben ſo unverhofte als glüklich erſonnene vorſchlag aufgenommen wurde, iſt uns bürge dafür. *Kayſer und Reich*, an welche derſelbe gerichtet iſt, können unmöglich die *ſo offenbaren, ſo einleuchtenden vortheile*, die ihnen dargeboten werden, von ſich weiſen! Und es iſt gar nicht zu zweifeln, daſs ſie, ſobald das Ratificationsgeſchäfte des Teſchnerfriedens und die Weſtphäliſche Grafenſache beendiget ſind, nichts dringenders haben werden als zu WOLLEN „*daſs Teutſchland die höchſte ſtufe ſeines glüks und anſehens erreiche.*“

Und man bedenke, *nur mit einem fond von hundert Millionen gulden Reiniſch!* Welch ein geringer aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unſrer aller taſchen (ſo wenig auch darin ſeyn mag) liegendes mittel zu einem ſo groſsen zwecke! Was ſind hundert Millionen gulden? Was ſind ſie für ein *ſo reiches land wie Teutſchland?* Für ein land, deſſen einwohner, wenn man auch nur 40 fl. auf jeden

kopf

kopf im durchschnit rechnet, wenigstens 1000 Millionen jährlicher einkünfte haben? Welcher ehrenmann, der z. B. tausend gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit freuden 100 fl. hergeben wollen, um die sämtlichen teutschen reichslande in die allerblühendste umstände zu setzen? Hat der edle erfinder des vorschlags also nicht vollkommen recht zu sagen, dass Teutschland *nur wollen* dürfe?

Indessen, so einleuchtend dies alles ist, so ist doch nicht zu bergen, dass sein vorschlag über die *art und weise*, wie diese wahre kleinigkeit der 100 Millionen gulden *zusammengebracht werden* soll, in der ausführung mehr schwierigkeiten finden dürfte, als sich der Patriotische verfasser im ersten feuer der erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt, (spricht er) im durchschnitte, von je„dem morgen land, 5, 6 oder 10 kreuzer; so geben „die 90 Millionen morgen, die in Teutschland wirk„lich angebant werden, gerade 90 Millionen gul„den.“ — Das ist freylich leicht zu sagen; und eben so leicht ists in der vorstellung, „*die teutschen*

„*Zins und Zehntherren, die Juden, die getauften*
„*handels- und gewerbsleute, die inhaber der fisch-*
„*wasser, und die gesammte dienerschaft der teut-*
„*schen Stâten,* binnen 12, 10 oder 6 jahren mit ei-
„ner abgabe von 12 Millionen zu belegen.“ Aber Sie glauben nicht, wertheſter herr, was dieſe auflage, *in Concreto*, in den zehn reichskreiſen, rükſichtlich auf die (wie ſie wiſſen) ſo ſehr verſchiedene *phyſiſch- ökonomiſche* und noch ungleich verſchiedenere und zum theil (wie ſie gleichfalls wiſſen) höchſt verwickelte *bürgerliche* verfaſſung und verhältniſſe der unzählichen teutſchen Stâten, in der ausführung für leidige ſchwierigkeiten und hinderniſſe finden würde!

Ich habe daher aus patriotiſchem triebe, das meinige nach möglichkeit zu beſchleunigung eines ſo erwünſchten werkes beyzutragen, auf einen *kürzern*, *einfachern*, und nicht der geringſten *erheblichen* ſchwierigkeit ausgeſezten weg gedacht, wie die erfoderlichen hundert Millionen Gulden zuſammengebracht werden könnten, und mein unmaſsgeblicher vorſchlag iſt folgender.

Man

Man rechnet, bekanntermâſsen, die anzahl der ſämmtlichen bewohner des heil. Röm. Reichs Teütſcher Nation auf 24 Millionen. Wahrſcheinlich iſt dieſe zahl zu gering, und ein berühmter gelehrter iſt der meinung, daſs bey einer genauern zählung des volkes wohl 27 bis 28 Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um deſto weniger einer übereilung beſchuldiget zu werden, bey der runden zahl der beſagten 24 Millionen laſſen.

Dieſe 24 Millionen *Menſchen vel quaſi* würden, *wenn Teutſchland* (wie nicht zu zweifeln) *will*, auf die noch übrigen 20 jahre dieſes gegenwärtigen jahrhunderts mit einer KOPFSTEUER von *einem Pfennig wöchentlich* belegt, welche an jedem orte; auf die bequemſte weiſe erhoben, und der ganze betrag quartaliter von den höchſten und hohen ſtänden an die allgemeine *Reichs- Flor- Caſſa* franco abgeliefert würde.

Die 24 Millionen pfennige, welche ſolchergeſtallt wöchentlich erhoben werden, machen 6 Mil-

 lionen

lionen kreuzer, und diese 6 Millionen kreuzer geben uſt die runde ſumme von *hundert tauſend gulden Rheiniſch.* Dieſe kopfſteuer würde alſo in einem jahre genau 5 *Millionen* und 200 *tauſend Gulden* abwerfen; folglich, in 20 jahren, die von dem Hrn. erfinder des Projekts verlangten *100 Millionen*, mit einem überſchuſs von vier Millionen, über deren anwendung ich mich im folgenden erklären werde.

Einem jeden muſs ſogleich in die augen leuchten, daſs die jährlichen 5'200 000 fl. unmöglich auf eine einfachere und das werthe publikum weniger beläſtigende weiſe erhoben werden können, als durch die vorgeſchlagene wöchentliche pfennigſteuer. Einzelnlebende perſonen zahlen für ſich ſelbſt; jeder hausherr oder hausvater für ſich und ſeine ſämmtlichen hausgenoſſen. Ich geſtehe, daſs dies bey den perſonen von den oberſten Claſſen jährlich eine abgabe von 6, 8 bis 10 fl. machen kann. Allein, wer ein groſses haus halten kann, hat auch einkünfte dazu; und ich bin verſichert, daſs in ganz Germanien kein einziger bidermann athmet, der

den

den höchſten flor des lieben teutſchen vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen beytrag von etlichen pfennigen mit tauſend Millionen freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieſes, der nur einen ſehr unbedeutenden Pfahlbürger des heil. Reichs vorſtellt, würde es wöchentlich mit 16 pf. und alſo jährlich mit 3 fl. 28 kr. betreffen: er erklärt ſich aber hiemit bereit, nicht nur dieſe 3 fl. 28 kr. ſondern ſelbſt das *Duplum* und *Triplum*, wenn's nöthig ſeyn ſollte, willigſt beyzutragen, wenn dadurch auch nur der höchſte flor von *Neuholland*, *Neuſéland*, *Feuerland*, oder *Californien* bewirkt werden könnte; geſchweige denn zu einem Inſtitut, wo es um nichts geringers als den höchſten flor von TEUTSCHLAND zu thun iſt. Und welcher teutſcher Patriot ſollte nicht eben ſo denken, und allenfalls nicht lieber zwier in der wochen faſten oder ohne frühſtük bleiben, als ſich ſeinem beytrage zu einem ſo glorreichen werke entziehen wollen?

Was diejenigen anbetrift, die ſo arm ſind, daſs ſie auch nicht einmal einen pfennig wöchent-

ſich entbehren können, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daſs ihnen (übrigens dem *bettel-mandate jedes ortes* in allewege unbeſchadet) erlaubt ſeyn müſſe, ihren pfennig von wohlthätigen herzen zu *erbetteln:* da dann mit nichten zu zweifeln iſt, daſs ſich nicht unter den reichen und vermöglichen ihrer genug und überflüſſig finden ſollten, die einander das vergnügen noch ſtreitig machen werden, ihre dürftigen mitbürger durch ein ſo geringes allmoſen in den ſtand zu ſetzen, zu Teutſchlands höchſtem flor *Praeſtanda zu präſtiren.*

Da nun, nach dieſem meinem vorſchlage, zu ende des jahrs 1781 bereits 5 Millionen und 200 tauſend Gulden erhoben ſeyn werden: ſo kann ſogleich im jahre 1782 mit erbauung des vorgeſchlagenen *Reichs-Cammergerichts Kanzley- und Archiv-Gebäudes* der anfang gemacht, *die zu Strasburg* und *Aſchaffenburg zerſtreuten Cammergerichts-Acten* herbeygeſchaft, das teutſche *Richter- und Advocaten-Seminarium*, wie auch die *zwey groſſe* PHILANTHROPINE in *jedem der zehn reichskreiſe* erbaut

baut, das *Cammergericht* friedensſchluſsmäſsig *beſezt*, und das ſehr reſpectable *beſondere Executions-Regiment* zum gebrauch deſſelben aufgerichtet werden.

Da alles dies, incluſive der zu *bezahlung der Philanthropiniſchen lehrer*, und *verſorgung armer Philanthropiniſten* jährlich erfoderlichen 200 T. Gulden, nach dem anſchlage des Hrn. V., erſt 4 Millionen wegnehmen wird: ſo könnte, ohnmâſsgeblich, von der noch übrigen Million noch im jahre 1782 das *beträchtliche Landgut*, das *tüchtige gebäude*, und *das Laboratorium*, für *die* TEUTSCHE AKADEMIE *erkauft*, *erbaut*, und *mit den nöthigen geräthſchaften verſehen werden*. Mit den noch übrigen 200 T. Gulden müſsten ſich die Bediente und Commiſſarien zur ausführung und beſorgung dieſer wichtigen geſchäfte, der Caſſe und rechnungen, anſtatt der ihnen ausgeworfenen 250 tauſend einsweilen begnügen laſſen; jedoch mit der ausdrüklichen bedingung, daſs ihnen der abgang von dem ertrage der künftigen jahre baldmöglichſt erſtattet werde.

Die im jahr 1782 eingehenden 5 Millionen könnten (nach dem vorſchlage des Hrn. V. S. 6. n. 9.) im jahre 1783 *zu vermehrung des nöthigen Vieh*ſtandes im *Heil. Röm. Reich*, verwandt werden. Den. ſpöttern, welche bey dieſem artikel einwenden könnten, daſs es nöthiger ſeyn dürfte, auf *verminderung des vieh*ſtandes, zumal in gewiſſen bekannten reichskreiſen, den bedacht zu nehmen — gebührt gar keine antwort.

Im jahre 1784 können *die zwey Arbeits- und Manufacturhäuſer in jedem Kreiſe*, und im jahre 1785 auch die für jeden kreis zu erbauenden *beyden armenhäuſer* zu ſtande kommen; und wenn dann der überſchuſs, nebſt dem ertrag der jahre 85 und 86 auf die *urbarmachung und reſp. austrocknung und anbauung der moraſtigen gegenden und öden Diſtricte* verwandt würde: ſo würde man im jahr 1787 bereits mit allem fertig ſeyn, wozu der Hr. V. die erſten 28 Millionen beſtimmt hat; und ſo könnte gleich im jahre 1788 mit *den anlehen* an die höchſten und hohen Stände *zu erleichterung ihrer ſchuldenlaſt* der anfang gemacht werden.

Mein

Mein teutſch - patriotiſches herz wallet und überwallet mir vor freuden, wenn ich an den blühenden, glüklichen und ehrenvollen zuſtand denke, worin ich mein geliebtes vaterland noch vor abfluſs dieſes jahrzehnts zu ſehen hoffen kann. Und wenn ich mir erſt vorſtelle, wie *die leidigen Franzoſen* vor neid über *unſre vorzüge* gelb werden, wie die *ſtolzen Engländer* uns anſtaunen, kurz, wie ſonne, mond, und ſterne kommen, und ſich vor uns zur erde neigen werden: ſo verjüngt ſich meine ſêle in mir, und ich fange an vor freuden zu ſpringen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, *Teutſchland* hiemit ſtehendes fuſses um erlaubnis zu bitten, daſs ich dem urheber unſrer glükſeligkeit, dem preiswürdigen erfinder dieſes weiſen und in ſeiner art einzigen vorſchlags, von den erſten eingehenden 5 Millionen eine jährliche Penſion von 25000. ſage fünf und zwanzig tauſend Gulden Rheiniſch, für ihn und ſeine ehliche leibeserben, männlicher und weiblicher linien, ſchöpfe und auswerfe: zu einem, wiewohl geringen, zeichen der unendli-

chen

chen dankbarkeit der ganzen Nation für eine wohl-
that, welche nur durch das innere bewufstfeyn des
verdienftvollen urhebers nach würden belohnt wer-
den kann.

Sollte *Teutfchland* noch überdies *wollen*, dafs ihm, etwa auf dem platze des neuen Cammergerichts, Canzley- und Archivgebäudes, deffen ftifter er ift, oder im vorhofe der teutfchen Akademie eine *metallene Coloffalifche bildfäule* errichtet würde: fo würde ich einer folchen auswirkung vaterländifchen Enthufiasmus und verdienftelektrifirender Nationaldankbarkeit nicht anders als meinen wärmften beyfall zujauchzen können. Auch ift zu vermuthen, dafs der *Burgundifche kreis*, dem der herr V. über alles billige verhoffen, eben fo gut wie dem *Schwäbifchen* und *Weftphälifchen*, *zwey* Philantropine, *zwey* Armenhäufer, *zwey* Arbeits- und Manufacturhäufer, 1200 taufend Gulden für *urbarmachung und grundverbefferung*, und 500 taufend gulden zu *vermehrung des nöthigen viehftandes*, angewiefen hat, für diefe grofsmüthige gleichftellung eine

befon-

besondere verhältnifsmäfsige erkenntlichkeit zufliessen lassen werde.

Der ganze ertrag, den die vorgeschlagene *pfennigsteuer* in 20 jahren abwirft, macht (wie schon gesagt) 104 Millionen, und also *vier bare Millionen mehr* als der herr verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen 20 jahren beyzurechnenden 5 *schalttage*, als welche noch 5/7 einer woche, und also 71'428 Gulden 3 Kreuzer, und ich weifs nicht wie viele Heller, eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses überschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der hand nur zwey vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in anregung bringen; wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören; die der Hr. Verfasser des Projects §. 6 seines werkes *in petto* behalten hat.

Der erste betrift die vermuthliche not hwendigkeit, aufser dem obenbemeldten besondern Executionsregiment zum gebrauch des Höchstpreisl. Cammergerichts, *noch* ein *besonderes Executionsregi-*

ment

ment zu allfalliger *eintreibung der jährlichen Interessen*, welche die teutschen Fürsten und Herren von denen ihnen zu 2. 1/2 pro Cent vorgestrekten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmâfsgeblich die jährlichen interessen von 3 Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen 1071'428 fl. 3 kr. schwerlich besser, und gemein-ersprieslicher benuzt werden können, als zu erbauung und reichlicher Dotierung eines *allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals*, worin alle die wackern leute, die vor übermäfsiger weisheit, teutschheit, empfindsamkeit, menschen- und vaterlandsliebe, in *Abfall ihres Verstandes* gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäfs versorgt würden.

Sollte dieser mein bey- und nachtrag zu beförderung des *groſsen werkes*, dessen ausführung gewifs jeder wakre teutsche landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beytragen können — wer würde glüklicher seyn als ich? — Ich

muſs indeſſen unter der hand geſtehen, daſs ich ſelbſt desfalls in gewiſſen augenblicken etwas ſchwachgläubiger bin, als einem tapfern manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen furcht losmachen kann, TEUTSCHLAND möchte etwa am ende wohl gar nicht — WOLLEN wollen. Das wäre ein verzweifelter ſtreich! — Und doch — warum ſollten wir uns ſolche kleinmüthige gedanken machen? Daſs der vorſchlag Teutſchlands höchſten flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein zweifel ſeyn. Die hundert Millionen ſind auch da. Woran ſollt' es alſo liegen? Iſt denn TEUTSCHLAND nicht *eine moraliſche perſon?* Kann denn Teutſchland, als eine ſolche, nicht wollen, was zu ſeinem beſten dient? Und da dieſer groſse *moraliſche Coloſs* 48000000 *Arme* hat (ſind freylich auch einige Millionen *Aermchen* drunter!) warum ſollte er nicht alles können, was er will? — Alſo, wer ein ächter blauäugiger und goldhâriger Teutſcher iſt (*), ziehe ſeinen ſeckel, und die ſpötter ſollen bald zu ſchanden werden! —

Doch

(*) *Caerulei Germanis oculi, rutilae comae. Tacitus.*

Doch nein! — in diesem Lucianischen tone will und darf ich über einen gegenstand wie dieser nicht aufhören. Die wörter *vaterland*, *vaterlandsliebe*, *allgemeines beste*, bezeichnen *heilige* dinge; und wie lächerlich auch bey einzelnen personen die *ausbrüche* ihrer vaterlandsliebe seyn mögen, so verdient doch die *quelle* und die *absicht* derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine art von wahnsinn an den respect, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige menschen tragen, anspruch machen kann, so ist es gewiss *der Patriotische*. Also noch ein pâr worte in vollem ernste.

Ein jedes Project, dessen ausführung vorausszt, dass zwanzig, oder zehn, oder fünf Millionen oder auch nur *eine* Million Menschen, uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer theilnehmung an dem besten aller übrigen, voll anhaltenden eifers zu thätiger beförderung des höchst möglichen glückes ihrer zeitgenossen und der nachwelt, seyn sollte — oder, mit andern worten, jedes project, welches

auch

auch nur bey *einer* Million menſchen eine ſinnes- und denkens-art vorausſezt, die man kaum bey *einem* von *hunderten* findet, — iſt ein unmögliches Project; aber ſeine moraliſche unmöglichkeit ſteigt auf den höchſten grad, wenn es vorausſezt, daſs fünf Millionen köpfe, oder auch nur 500'000, nur 50'000 *denkende köpfe* unter *einen* huth gebracht, und in eine *zuſammenſtimmende* würkſamkeit zu ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unüberſehbaren *Détail* eingehenden, und von allen ſeiten mit ſchwierigkeiten umringten plans, geſezt werden müſsten.

Kein menſch in der welt *kann* alles was er *will*, es ſey dann, daſs er weiſe genug iſt, nichts zu *wollen* als was er *kann*. Eine ganze groſse Nation *kann* freylich mit vereinigten kräften ungeheure würkungen hervorbringen; aber dann liegt die ſchwierigkeit im *wollen*, oder in dem mittel, *ihr den willen zu machen. — Gebt mir wo ich ſtehen könne, ſo will ich die erde von ihrer ſtelle rücken*, ſagte ARCHIMEDES, ohne furcht, nicht wort hal-

ten zu können. Aber diejenige, denen er dies zumuthete, konnten eben sowohl den Mond mit den zähnen fassen oder auf einem sonnenstrale nach dem ringe des Saturens reiten, als ihm geben wo er stehen könne um die erde fortzurücken.

Die tägliche erfahrung lehrt zu Paris und London, dafs einige tausend, ja nur einige hundert Particuliers sehr viel gutes thun können wenn sie wollen; und dafs, sobald es blofs um *wohlthätigkeit gegen die armen*, oder um die errichtung eines *Museums*, um ein herrliches *musikalisches Fest*, oder nur um das steigen eines grofsen *Luftballs* zu thun ist, sehr ansehnliche summen ohne grofse schwierigkeit zusammen gebracnt werden. Aber versuche es einmal ein patriotischer Projectmacher zu Paris, durch freywillige beyträge *zweyhundert — Millionen Livres*, zu anlegung, grofse Philanthropine, und arbeitshäuser, urbarmachung wüster plätze, und vermehrung des viehstandes in jeder französischen hauptprovinz, zusammenzubringen; und man wird sehen, ob er mit seinem antrag mehr

ein-

eingang finden wird, als unſer wohlmeynender Landsmann mit dem ſeinigen!

Und gleichwohl wäre der unterſchied zwiſchen beyden Nationen ganz zum vortheil des franzöſi-chen Patrioten. Denn alle einwohner Frankreichs machen unter einem *einzigen ſouverainen haupte* nur Ein volk, nur Einen Nationalkörper aus, deſſen kräfte in einer groſsen National-hauptſtadt, wie in dem *herzen* des Ganzen, concentriert ſind: Teutſchland hingegen iſt ein *vielköpfiges Aggregat* von einer groſsen anzahl ganz verſchiedener völker und ſtâten; eine Republik von fürſten und ſtänden unter einem durch geſeze und capitulationen beſchränkten, *Wahlkönige*; durch eine ſtâtsverfaſsung verbunden, die niemals ihres gleichen gehabt hat; — durch nichts als dieſe ſtâtsverfaſſung und eine gemeinſchaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene, *ſchriftſprache* verbunden; ſonſt durch alles andere, Religion, Regierung, Stâtswirthſchaft, Polizey, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältniſſe und Intereſſe, zum theil himmel weit verſchieden.

getrennt und in collision geſezt. Dieſe unſre ſtats-verfaſſung, vermöge welcher Teutſchland, in gewiſſen ſinne, noch eben ſo wie das *alte Germanien*, in mehr als zweyhundert beſondere, gröſsere, mittelmäſsige und kleine, zum theil ſehr mächtige, zum theil ſehr unmächtige ſtaten zerſtückelt iſt, wovon der geringſte, als ein unmittelbarer ſtand des reiches die landeshoheit in ſeinem bezirke eben ſo vollkommen auszuüben berechtigt iſt, als der gröſte; dieſe ſtatsverfaſſung iſt es, welche jeder vorſchlag, jede beſtrebung, die auf allgemeines National-Beſtes, allgemeinen National-Ruhm, allgemeine National-Reformen, abzwekt, in ihrem wege findet. Dieſe ſtatsverfaſſung iſt es, die uns ewig verhindern wird, ein anderes allgemeines National-intereſſe zu haben als die bloſse erhaltung derſelben; wiewohl *nie alle* glieder des ganzen hievon überzeugt ſeyn werden. Sie iſt es, weswegen die Teutſchen nie als *Ein volk denken* und *handeln*, nie das was man in moraliſchem ſinne *National-Uniform* nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten kräften gleichſam

für

für *einen Mann* stehen, oder, in so ferne wir Einen Staatskörper vorstellen, eine grosse thätige Rolle in Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir niemals einen gemeinsamen mittelpunct, nie einen gemeinschaftlichen schauplaz für talente, künste, und wissenschaften, nie ein allgemeines und lebendiges modell für geschmak und urbanität, nie eine wahre National-schaubühne, kurz, nie eine allgemein anerkannte *Hauptstadt Germaniens* haben, von deren daseyn jenes alles die natürlichen folgen seyn würden. Um ihrentwillen wird unsre sprache, unsre litteratur, unsre kunst, und unser ruhm in diesem allem, nie das werden, was sie, vermöge unsrer fähigkeiten werden könnten; — und ach! um ihrentwillen werden alle solche Projecte, die Teutschlands möglichsten flor zum gegenstande haben, ewig patriotische träume bleiben; und, nie wird es dahin kommen, dass die *Ravensteiner* oder *Waldecker* sich um den viehstand der *Ellwanger*, oder die stände von *Meklenburg* um die bestmöglichste erziehung der bürgerskinder der reichsstadt *Buchhorn* bekümmern werden.

Aber alle diese nachtheile unsrer stâtsverfassung werden (anderer minder wichtiger vortheile jezt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschâzbaren gewinn weit überwogen: dass, so lange wir sie erhalten, kein poliziertes volk in der welt einen höhern grad *menschlicher* und *bürgerlicher* FREYHEIT geniessen, und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer politischer, und kirchlicher unterjochung und sclaverey sicherer seyn wird. Zwey einander immer entgegendrückende kräfte werden das aus so ungleichartigen theilen bestehende Ganze immer in gleichgewicht erhalten, und selbst jede gefahr, diese verfassung reissen zu sehen, wird sie fester zusammenziehen. Wir werden, so lange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür gewissensfreyheit und das recht behalten, aus dem alten oder neuen kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher freyheit philosophieren, untersuchen, reden, lesen, und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche gewalt über seine untergebene herausnehmen wollte, ausserdem dass die gesetze

immer hülfe gegen ihn verſchaffen, wird dem abſcheu aller übrigen theile der Nation ausgeſezt ſeyn. Unſre ſchriftſteller und künſtler werden weniger belohnt, weniger träge oder übermuthig gemacht, aber dafür auch weniger gefeſſelt, gedrükt und eingezwängt werden; wir werden ihrer eine deſto gröſsre anzahl beſitzen, und der wetteifer unter ihnen wird gewinn für die Nation ſeyn. Alle talente werden ſich mit gröſsrer freyheit, mannichfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abſchleifen, aber den ſtempel, den die Natur jedem aufgedrükt hat, deſto ſchärfer erhalten. Wir werden keine teutſche Akademie haben, die ſich anmaſsen dürfte, über werke des Genies ex cathedra zu entſcheiden; hofgunſt, grille und eigenſinn der reichen und groſsen wird keinen ſo mächtigen einfluſs auf geſchmak, denkart und ſitten bey uns behaupten können als in einer unbeſchränkten Monarchie. Selbſt die Sprache wird (zu groſſem behuf der Litteratur) an der Nationalfreyheit theil nehmen; man wird uns ſo wenig ein *wörterbuch* als ein *glaubensformular* aufdringen kön-

können, und jeder, den eine parthey, eine Cabale, unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten theil der Nation einen Beschützer und Rächer finden.

Dies sind einige der wesentlichsten vortheile die wir unsrer gesezmäßigen Constitution zu danken haben; und wahrlich! sie allein sind schon wichtig genug, und von unsern vorfahren theuer genug erkauft worden, um sie über alles hoch zu achten, stolz auf sie zu seyn, und sie als das allgemeine Palladium der Nation anzusehen, an dessen besiz oder verlust, ihre freyheit, ihre stärke, ihr ruhm, ihr des steigens noch immer fähiger wohlstand geheftet ist.

Diese beobachtung führt uns, meines bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat: wovon uns das eine zur *aufmunterung*, und das andre, auf alle fälle zum *troste* dienen kann.

Das erste ist: unserm Patriotismus — besonders dem schriftstellerischen, der seit geraumer zeit wie die taube Noahs herumflattert, und, weil er nirgends grund finden kann, im lande der träume hin

und

und her fährt, schimären ausbrütet, auf die erfindungen, talente und verdienste einzelner mitbürger sich viel zu gute thut, oder durch verachtung fremder vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach art des berühmten fuchses in der fabel zu helfen sucht, — seine *wahre* richtung und sein ächtes geschäfte anzuweisen. Wenn unsre dermalige gesezmäfsige Constitution das einzige ist was uns Teutsche zu einer Nation macht, und wenn sie augenscheinlich der grund unser wesentlichsten vortheile ist: was kann denn also *Teutscher Patriotismus* anders seyn als *liebe der gegenwärtigen verfassung des gemeinen wesens*, und aufrichtiges bestreben, zu erhaltung und möglichsten vervollkommnung derselben alles beyzutragen, was jeder, nach seinem stande, vermögen, und verhältnisse zum Ganzen, dazu beyzutragen fähig ist? Mit wie vielem rechte kann man von uns Teutschen sagen was der römische Dichter von den landleuten sagt: *Felices sua si bona norint!* Glüklich, wenn der schlummer der gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die grösten wohlthaten unsrer Constitution gemacht hätte; wenn wir ihrer

nicht genöſsen, wie der geſundheit, deren hohen werth man erſt fühlt wenn man ſie verlohren hat!

Sollte dies aber — wie es denn nicht unmöglich iſt — jemals bey unſern nachkommen der fall ſeyn: ſo würden ſie, beym verluſt einer verfaſſung, von welcher ſo mancherley nachtheile unzertrennlich ſind, ſich mit dem tröſten können, was ſie dabey auf einer andern ſeite gewinnen würden; und, da der menſch glüklicher weiſe nun einmal ſo organiſiert iſt, daſs er ſich, mit der zeit, in alles finden, und ſeine vorſtellungsart und lebensweiſe unvermerkt zu ſeinen umſtänden umſtimmen kann: ſo würden ſie ſich an die vortheile halten müſſen, die ihnen durch dieſe veränderung der Nationalverfaſſung zuwachſen würden (vortheile deren *wir* gern und zu unſerm glücke entbehren) und vermuthlich hinlängliche beweggründe darin finden, ſich ein ſchickſal gefallen zu laſſen, das ſo manche edle Nation ſchon betroffen hat, und, vermöge der unbeſtändigkeit der menſchlichen dinge und der natürlichen verkettung zwiſchen urſachen und würkungen, über lang oder kurz auch das unſrige werden dürfte.

VI.

VI.

GESPRÄCHE

ÜBER

EINIGE NEUESTE WELTBEGEBENHEITEN

GEHALTEN IM JAHRE 1782.

ERSTES GESPRÄCH.

WALDER.

Aus dem munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer tafel sass, hätte ich mir eine so eifrige vertheidigung des *Mönchswesens* und der *Hierarchie* nicht vermuthet.

DIETHELM. *Eifrige* sagen sie! — Das wäre mehr als meine meynung war. Aber beynahe besorge ich selbst, der muthwillen, womit diese jungen Neulinge auf alles was ihren voreltern heilig

war

war losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter gelaßnern gegnern geblieben wäre.

WALDER. Dafür haben sie auch mit aller ihrer beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als dass jeder ihrer zuhörer mit der überzeugung weggegangen ist, sie könnten eine schlimme sache sehr gut vertheidigen.

DIETHELM. Was das *gewinnen* betrift, so glauben sie wohl, dass ich mir von dieser seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmal den fatalen zeitpunct erlebt, wo selbst die beredsamkeit eines *Basilius*, *Chrysostomus*, und *Bernardus* — wenn diese Heiligen auch in person wiederkämen und ihre vertheidigung übernehmen wollten — zu schanden darüber würde. Aber wir sind jezt unter vier augen, und niemand wehrt uns, einander unsre wahren gedanken ohne zurükhaltung mitzutheilen. Halten sie die sache, deren ich mich annahm weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte — würklich für so schlimm, dass sie keine gute seite hätte?

WAL-

WALDER. Welche frage! Wo iſt ein ding in der welt, das keine gute ſeite hätte?

DIETHELM. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daſs eine zeit war, wo das Mönchswesen —

WALDER. (*ironiſch*) ein *vernünftiges*, dem *erſten* allen GÖTTLICHEN *geſetze* — *dem geſetze der Natur*, gemäſses, und den *weſentlichſten endzwecken der bürgerlichen geſellſchaft* ſehr beförderliches inſtitut geweſen? nicht wahr?

DIETHELM. (*gelaſſen*) Nun, das möchte ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dies werden ſie mir doch zugeben: daſs eine zeit war, wo das Mönchswesen der *kirche* und dem *ſtate* viele *groſſe* und *weſentliche dienſte* geleiſtet hat?

WALDER. Ich hätte groſse luſt ihnen dies — *nicht* zuzugeben; und ich würde nicht verlegen ſeyn, zu zeigen, wie *kirche* und *ſtat* mittel gefunden haben könnten, ſich dieſe *groſſe* und *weſentliche dienſte* durch andre leute auf eine wohlfeilere

und unschädlichere art leisten zu lassen, als durch die Mönche. Aber dies würde uns zu weit führen, und am ende doch zur entscheidung der frage, *wie sie jezt gestellt wird*, wenig beytragen. Gesezt also, ich hätte ihnen zugegeben was sie verlangt haben: gesezt, das Mönchswesen habe in jenen finstern jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der welt würklich gutes gethan: was beweiset dies für seinen nutzen, für seine schiklichkeit *im unsrigen?* — Es war eine zeit, wo die bewohner Europens eicheln assen und büffelshörner vor der stirne trugen, und sich wohl dabey zu befinden glaubten. Es war eine zeit, wo der Adel, von kopf zu fuss gepanzert, mit schild und spêr auf abenteuer auszog, um räuber und heiden zu bekämpfen, bedrängte jungfrauen zu erlösen, witwen und waisen zu beschützen, kurz, überall sich des schwächern gegen den stärkern anzunehmen — welches wahrlich! ein sehr löbliches unternehmen ist, und dem Institut der fahrenden Ritterschaft zu seiner zeit grossen ruhm und anse-

hen

hen zuwegebrachte. Wollten wir aber darum diese zeiten wieder hergestellt sehen?

DIETHELM. Warum nicht? Die menschheit gewänne vielleicht mehr dabey als sie verlöhre —

WALDER. *(erstaunt)* Das Institut der alten Ritterschaft in *unsern* zeiten?

DIETHELM. Nicht doch! *die zeiten mit dazu*, das versteht sich! zeiten, worin dies Institut an seinem rechten platze war, und ausser welchen freilich *Reinhold von Montalban*, und der *groſse Roland* selbst. nur DON QUICHOTTEN wären.

WALDER. O! das ist ein anders, mein herr! Ich dachte wir sprächen im ernste. Wenn es aber aufs *wünschen* ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit Einem grosen zauberwunsche das ganze geschlecht Adams nach *Eldorado*, oder ins *Severambenland?* — Bis dahin liessen wir, dächte ich, die zeiten wie sie sind; und da möchten denn wohl in den unsrigen die *Mönche* gerade so nöthig und nüzlich seyn als — *die Ritter von der runden tafel.*

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen leute an ihre Scapuliere, Lorettenglökchen, Lucas- und Agatha-zettel, Ignatius-bleche, C † M † B †, wunderthätige bilder, gespensterhistorien, Exorcismen, u. s. w. gerade soviel als an die bezauberten waffen, Talismane, unsichtbarmachende ringe, Hippogryfen, Wasser-nixen, Zauberer und Fêen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein freund, die runde tafel, die turnierspiele, und das ganze irrende ritterwesen ist *vorbey*: das Mönchswesen hingegen hat sich, troz aller polizierung, aufklärung und bessern staats-organisierung des christlichen Europa, bis anfangs dieses 1782sten jahres im besiz aller seiner, wohl oder übel, erworbenen rechte, befreyungen, güter und reichthümer — und (was nicht das unbedeutendste ist) auch im besize seines einflusses auf den grösern theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern *Popelli in der katholischen christenheit* erhalten — und dies, däucht mich, macht einen grosen unterschied.

W. A. C.

WALDER. Sie meynen alſo, ein ſo weit ausgebreitetes, ſo tief eingewurzeltes ſuſtitut, wie das Mönchswesen noch bis dieſen tag iſt; könne leichter *verbeſſert* als *gänzlich aufgehoben* werden?

DIETHELM. O, was das betrift, auch das lezztere möchte in unſern tagen leichter zu bewerkſtelligen ſeyn, als man beym erſten anblik denken ſollte. Weder die *Münche* noch die *Layen* ſind in dieſem lezten viertel des achtzehenten jahrhunderts mehr was ſie ehmals waren. *Jene* ſcheinen *die unfüglichkeit ihres daſeyns* in einer welt, wo der Mann im Mond kaum eine ſeltſamere figur machen würde, unter menſchen denen ſie theils ſehr entbehrlich, theils überläſtig, theils gar verächtlich ſind, ſelbſt zu fühlen. Nichts entſchädigt ſie mehr für das opfer aller ihrer menſchenrechte und anſprüche an häusliches glük, das ſie ihrem unnatürlichen ſtande bringen müſſen. Die beſten unter ihnen, (und wer läugnet, daſs es nicht ſehr vortrefliche, ſehr ehrwürdige männer unter ihnen giebt?) wiſſen ſehr wohl, daſs ſie das was ſie ſind

auch in einem andern stande seyn könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden last ihrer gelübde, welche zu tragen man entweder ein halbgott oder — ein vieh sein muss. Ueberall sezt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den besiz ihrer unverlierbaren rechte, und selbst von den augen des volks fällt eine schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern ständen blenden die alten blendwerke niemand mehr. Popanze, deren blosser nahme sonst helden zittern machte, werden jezt sogar von knaben verlacht. Der furchtbare *fluch des Ernulfus*, der ehemals so grosse politische wunder würkte, hat die magische kraft verlohren, die ihm die unwissende einfalt unsrer voreltern beylegte — kurz, alles ist zu einer grosen *Revolution* vorbereitet, die der herrschaft des aberglaubens den untergang droht, und die Religion in ihre ursprüngliche edle Simplicität und wohlthätige lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

WALDER. Dank sey dem himmel wenn es so ist! — Aber was für aussichten giebt ihnen dies für

die

die ſache, die ſie in ihren ſchuz genommen haben? Was meynen ſie daſs *die geiſtliche Ritterſchaft des Römiſchen Hofes* ſich von dem tage, der in den köpfen aller guten katholiken aufzugehen anfängt, zu verſprechen hat?

DIETHELM. Wenn ich glaube, daſs die gänzliche einziehung und abſchaffung aller religiöſen ordensſtiftungen in unſern zeiten eine ſehr *mögliche* ſache ſey; ſo habe ich damit noch nicht eingeſtanden, daſs ich ſie ſo geradezu für *billig*, oder der kirche und dem ſtat für *zuträglich* halte.

WALDER. (*befremdet*) Wie? Die *Mönche*, unter irgend einer geſtalt oder Modification, bey welcher ſie Mönche *bleiben*, der *Kirche*, dem *Stat*, NÜZLICH? Sie machen mich auf den beweis eines ſo paradoxen ſatzes ſehr begierig!

DIETHELM. Ich ſage nicht, daſs die Mönche, unter irgend einer Modification, bey welcher ſie *ſolche* Mönche bleiben wie ſie bis jezt ſind, von einigem nutzen, der ſie der erhaltung werth machte, ſeyn würden. Ganz gewiſs iſt das, was ſie und ich

unter dem *Münchsgeiſte* verſtehen, einer der unſaubersten geiſter, die jemals von menſchlichen leibern beſiz genommen haben. Aber, was hat die *urſprüngliche Regel* des heil. AUGUSTINS oder BENEDICTS mit dem *Münchsgeiſte* zu ſchaffen? Und wenn nun eine anzahl klöſter in jedem katholiſchen lande auf die *genaueſte* aber *freywillige* beobachtung dieſer regeln zurükgeſezt würde, (ſo lange es noch menſchen geben mag, die ſich aus eigner bewegung dazu entſchlieſsen) hätten wir nicht urſache, ſolche inſtitute, zumal *wenn ſie noch alle Modificationen*, die der *Aufklärung* und *Bedürfnis unſrer zeit* angemeſſen ſind, *erhalten hätten*, für *nüzlich* anzuſehen?

WALDER. Und dieſe *Modificationen?* worin ſollen ſie beſtehen?

DIETHELM. Ich denke mir, zum beyſpiel, eine art von klöſterlichen ſtiftungen, worinn eine *kleine anzahl* (denn klein wird ſie unter dieſen umſtänden immer bleiben) von perſonen, *die ſich zu einem contemplativen und abgeſchiednen leben berufen fühl-*

fühlten, mit freywilliger begebung aller vortheile der welt, aber auch ohne ihre pflichten, sorgen und zerstreuungen, sich lediglich *der ruhigen betrachtung der himmlischen wahrheiten* widmeten, und in ihrem wandel die *unschuld*, *einfalt* und *reinigkeit des ersten Christenthums* darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle formen, gebräuche und übungen, die an der beschränkten vorstellungsart jener zeiten der unwissenheit und einfalt hangen, und mit den richtigern begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem zwang *ewiger* gelübde, lasse ihnen die freyheit in die welt zurükzukehren —

WALDER. Kurz, sie heben die religiosen orden mit ihrer ganzen dermaligen verfassung, ihre gesetze, gebräuche und übungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren geist und zwek auf, nehmen den reichen ordensleuten ihren unnützen reichthum, den armen ihren dem volk' überlästigen bettelsack ab, und verwandeln, durch eine operation die alle verwandlungen der fabel übertrift, die klöster und ihre

dermaligen einwohner, aus dem was sie jezt grö-
stentheils sind,

— *fruges consumere nati,*
remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apostolische christen, wie sie sich dem guten mystischen FENELON, in den seligen träumen seiner sanften sêle, nach dem *Ideal* eines *Ignatius*, *Polycarpus* u. s. w. darstellten! — Lieber freund! was soll ich ihnen antworten, wenn sie die beybehaltung des Mönchswesens auf *Ovidische Metamorphosen* gründen?

DIETHELM. Lassen sie mich den ausleger meiner meynung seyn, Walder! Ich gestehe gerne, dass die ungeheure anzahl der Mönche, die jezt für manchen stât so drückend ist, durch meinen vorschlag im ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammenschmelzen würde. Desto besser! Diese wenigen würden der welt in zehn jahren mehr gutes thun, als die ganze Möncherey, wie sie bisher gewesen ist, in eben soviel jahrhunderten. In ihren einsamen wohnungen würden sich menschen

bil-

bilden, wie man in der *welt* keine mehr ſieht, und wie die welt doch ſo ſehr *vonnöthen* hat — wahre *Gottesmänner*, ächte *Weiſe*, über welche die verführungen und verſuchungen, denen wir andern weltleute faſt immer unterliegen, keine gewalt hätten; die, zu erduldung jedes ungemachs, zu entbehrung jeder gemächlichkeit und annehmlichkeit des lebens gewöhnt, den feſten muth und die aushaltende ſtärke hätten, ſich dem ſtrome des ſittlichen verderbens entgegen zu ſtellen, und wahrheit, gerechtigkeit, allgemeines beſtes zu ihrem einzigen zwecke zu machen. Sagen ſie mir, wo anders als in einer ſolchen lebensordnung hätte ſich ein mann wie der groſse XIMENES bilden können? Ein mann, deſſen charakter der menſchheit ſoviel ehre bringt, daſs ich (falls die ſache von mir abhienge) verſucht wäre, die ganze unzählbare familie des guten *ſeraphiſchen vaters* — ſo wenig ihrer auch darunter ſind die er für ſeine ſöhne erkennen würde — beyzubehalten, wenn ich gewiſs wäre, daſs alle fünfzig jahre nur ein einziger XIMENES aus ihrem ſchooſse hervorgehen ſollte.

WALDER. Ich verehre den grofsen mann wie sie: aber wahrlich, das hieffe einen Ximenes theuer erkauft! Und warum so theuer? Erinnern sie sich des eben so vortreflichen, vielleicht im grunde noch gröfsern und beffern JOHANN VON PALAFOX! Welchem Helden der tugend, den irgend ein zeitalter hervorbrachte, kann man diesen mann nicht an die seite stellen? — *Und* PALAFOX *war kein Mönch*! — Männer von dieser art sind ausserordentliche erscheinungen in der moralischen welt. Sie werden weder in *klöstern* noch *Philanthropinen* gebildet: sie fallen gleichsam aus den wolken herab. *Der Himmel selbst hat sie erzogen*, sie zu besondern verrichtungen, die nur durch sie geschehen konnten, herabgeschikt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren auftrag aus, und verschwinden wieder, ohne einen nachfolger zu hinterlassen. — Lieber freund! So wenig an der zahl auch die klöster seyn möchten, welche sie beybehalten wissen wollen: so würden auch diese wenige *zuviel* seyn, wenn sie keine andre absicht dabey hätten, als männer Gottes, in der reinen bedeu-

tung

tung dieſes wortes, darin gebildet zu ſehen. Schulen, Seminarien, Inſtitute, unter welchem namen ſie wollen, können (wenns noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geſchäftsmänner, Kammeraliſten, Negocianten, Kriegsleute, u. ſ. w. erzienen: aber die *Ximenes*, die *Paolo Sarpi*, die *Palafox*, kommen von ſelbſt. Ich ſage noch mehr. Wenn ſie die ſaiten auch nicht ſo hoch ſpannen, wenn ſie in den wenigen Klöſtern, auf welche ſie das Mönchswesen zurükſetzen, auch nur eine gewöhnlichere art von menſchen, aber reine ſitten, exemplariſche frömmigkeit, und den geiſt des unverfälſchten Chriſtenthums ſehen wollten: ſo würden ſie gleichwohl ihres zweckes verfehlen; und dieſe wenigen, ſo gut auch ihr anfang ſeyn möchte, würden binnen funfzig jahren ſchon wieder ſo unlauter und verdorben ſeyn, als der orden der Mindern Brüder ſchon bey lebzeiten ſeines unſchuldigen und wohlmeynenden ſtifters war.

DIETHELM. Die urſachen, warum die familie des H. Franciſcus ſobald ausartete, würden bey

meinen Klöstern, unter den Modificationen die ich voraussetze, gänzlich wegfalien. —

WALDER. Nun ja — ich besinne mich! IHRE Mönche würden freylich — *keine Mönche* seyn. —

DIETHELM. Eine art von *Cönobiten*, *christliche Pythagoräer*, wenn sie wollen, auf eine kleine anzahl und auf das blosse nothwendige eingeschränkt, einer zwekmässigen lebensordnung oder regel freiwillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie ganz abgeschnitten — *wo sollte da die verderbniß herkommen?*

WALDER. Wo sie herkam, als nur ein pâr menschen in der welt war, und unschuldigere menschen, als sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinausgehen, was ich sagen könnte, um zu beweisen, dass *ihre christliche Pythagoräer* sich unvermerkt entweder in blosse Philosophen, Mathematiker, sternseher, sprach- und alterthums-forscher — oder in *eine neue art von* IESUITEN — verwandeln, oder *ganz ausserben* würden. Ich will ihnen

nen die etliche hundert Cönobiten, die ſie auf ihre vorgeſchlagene weiſe beybehalten oder vielmehr neugeſtiftet wiſſen wollen, gelten laſſen. Aber, was ſind dieſe gegen das ganze unermeſsliche Mönchsweſen, welches ſie *entweder abſchaffen*, oder wie es jezt iſt, *laſſen* müſſen? Daſs das *lezte-re* ungereimt ſey, haben ſie ſelbſt eingeſtanden: und das *erſtere* würde, wie ſie ſagten, weder billig, noch dem Stât und der Kirche zuträglich ſeyn.

DIETHELM. Sie erinnern mich, daſs ich ihnen meine erklärung über einen heutigs tages ſo paradox klingenden ſaz noch ſchuldig bin. Gut! — ich will ihnen aufrichtig ſagen, wie ich die ſache anſehe. — Sie hat viele ſeiten, und kann aus mehr als einem geſichtspunkte betrachtet werden! Allein unter dieſen verſchiedenen geſichtspunkten iſt doch nur einer, woraus ſie angeſehen werden muſs, wenn die frage iſt, ob die klöſterlichen ſtiftungen länger beſtehen ſollen oder nicht? Und dieſen geſichtspunkt kann doch bloſs die *gerechtigkeit* und

das

das *allgemeine beſte* angeben? Die religioſen orden, ſowohl diejenige, deren

wohlbegründete fruchtbare Capitale
aus fetten gütern uns entgegen glänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Kyklopen,

— — — Sich auf die Götter verlaſſend
nimmer pflanzen noch ſäen und nimmer die
erde beackern,

alle dieſe orden ſind nun einmal gröſstentheils ſeit vielen jahrhunderten im *rechtmäſsigſten*, auf landesfürſtliche und päbſtliche vergünſtigungen, und — was ihre *güter* betrift — entweder auf fromme ſtiftungen und ſchenkungen, oder auf bürgerliche Contracte beſtens begründeten beſiz ihrer rechte, befreyungen, güter und einkünfte. Wenn *ein ſo wohl begründeter beſizſtand* nicht hinlänglich iſt, eine geſellſchaft oder gemeinheit bey ihrem eigenthume zu ſchützen: wer würde künftig bey dem ſeinigen ſicher ſeyn? — Aber, wenn *dieſe* betrachtung auch nicht im wege ſtünde: wie ungewiſs iſt es immer, ob der gebrauch, den man von den

reich-

reichthümern der geiſtlichen orden machen wird, den Stât für das, was er durch ihre aufhebung verlöre, entſchädigen werde? Ich verſtehe unter dem *Stâte* diejenigen, *um derentwillen der Stât*, oder die bürgerliche verfaſſung *da iſt* — denn ein grundſaz, über welchen wir hoffentlich einig ſind, iſt: daſs *der Stât* der MENSCHEN *wegen*, und nicht *die menſchen* des STÂTS *wegen*, da ſind.

WALDER. Eh der Stât iſt, müſsen freylich menſchen ſeyn, und alsdenn wird er allerdings um der menſchen willen errichtet: ſobald er aber eingerichtet iſt, kann man mit der gröſsten richtigkeit ſagen, daſs die menſchen eben ſowohl des Stâts wegen da ſind, als dieſer der menſchen wegen. Aber was wollen ſie aus ihrem grundſaz erweiſen?

DIETHELM. Ich denke, ſie werden mir zugeben, daſs es nicht bloſs aberglauben oder dumme ehrfurcht vor uralten vorurtheilen iſt, was die klöſter, bey den groſsen veränderungen, die in allen übrigen theilen der alten verfaſſung Europa's vorgegangen ſind, bis auf dieſen tag erhalten hat. Ohn-

ne zweifel hat der weitausgebreitete vortheil, den die bewohner der katholischen Stâten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das meiste dazu beygetragen. Man kann sie als eine art von *Fidei-Commissen* ansehen, die eben so viele nie versiegende quellen von versorgung vornehmlich für den bürger- und baurenstand sind, welche diesen ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr die bedürfnis solcher hülfsquellen täglich zunimmt. So lange die klöster beybehalten werden, kann doch jeder hausvater, der sich mit einer zahlreichen familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner kinder auf diese weise --

WALDER. *(ihm einfallend) sich mit ehren vom halse zu schaffen?* — Bey den *Sinesern* wirft man die neugebohrnen, wenn man nicht lust hat sich mit ihrer erhaltung abzugeben, in die Canäle oder auf die strasse; und dies mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als ihr angerühmtes versorgungsmittel, wenigstens in manchen fällen. Sprechen sie, im ernste, Diethelm? oder soll ich ihnen

die

die schriften nennen, worinn sie diesen angeblichen vortheil der klöster auf seinen wahren werth reduziert finden können, und die — in jedermanns händen sind?

DIETHELM. Ich will ihnen diese mühe ersparen. Alle stände in der welt haben ihr gutes und böses. Der klosterstand hat ungemächlichkeiten, welche durch die blosse freyheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet würden.

WALDER. Die untersuchung dieses puncts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese art von *kinder-aussetzung*, die man versorgung in einem kloster nennt, in rükficht auf die *ausgesezten* für eine würkliche versorgung gelten lassen wollten: so blieben noch immer die fragen zu beantworten: befinden sich die *Familien* deito besser dabey? Würde es für den bürger und bauerstand nicht zuträglicher seyn, wenn er, für das was es ihm kostet einen sohn in ein kloster zu bringen, und (falls es in einem Mendicanten orden ist) ein lebenslänglicher wohlthäter dieses ordens

zu

zu seyn, — wenn er, sage ich, seinen sohn dafür irgend eine bürgerliche handthierung ergreiffen liesse, wobey er durch geschiklichkeit, fleifs und gute auffiihrung sich selbst, seiner familie und dem Stâte nüzlicher seyn könnte als in dem unfruchtbringenden stand eines geweyhten müfiggängers?

Dafs dies wahrheit sey, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er, in Teutschland, die volksmenge und den nahrungsstand der *Protestantischen länder* (wo man seit dritthalbhundert jahren von dieser traurigen *Ressource* nichts weifs) mit beydem in den *Katholischen* vergleichen will. Wie hoch sich *der geistliche vortheil* belauffen kann, den ein Stât von so oder soviel tausenden, zehntausenden oder hunderttausenden meistens wohlgenährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren sêlen und leibeskräfte (wenigstens in so ferne sie ihren gelübden treu bleiben) für das gemeine wesen gänzlich verlohren gehen, und die ihren mitbürgern mit nichts als — *singen* und *beten* dienen, — will ich andern zu

be-

berechnen überlaſſen. Aber dies iſt offenbar: daſs ſich ſowohl von den *kloſtergütern* als von den *kloſter-menſchen* kein gebrauch erdenken läſst, der dem weſen der bürgerlichen geſellſchaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen weltverfaſſung unverträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, ſo lange das Mönchsweſen auf dem fuſse bleibt, wie es bisher in Teutſchland und einigen andern Europäiſchen ländern geweſen iſt.

DIETHELM. Habe ich ihnen die nothwendigkeit einer *durchgängigen gründlichen Reformation* deſſelben nicht ſchon eingeſtanden? Aber *reformieren* iſt nicht *aufheben*; und alles was ich am ende behaupten will, iſt bloſs: daſs die klöſter nicht aufgehoben werden ſollten, ſo lange eine möglichkeit iſt, ſie dem gemeinen weſen nüzlich zu machen. Und wer kann an dieſer möglichkeit zweifeln? Die kloſterleute leiſteten ehmals der kirche und dem ſtat gute dienſte. Warum ſollten ſie das, unter den gehörigen abänderungen, nicht auch noch izt thun können? Man gebe ihnen eine unſern zeiten

angemeſſene einrichtung und beſtimmung. Man verwandle den gröſten theil der klöſter, nach mâsgabe ihrer lage, einkünfte, u. ſ. w. in wohleingerichtete *Hoſpitäler*, *Findelhäuſer*, *Wayſenhäuſer*, *Arbeitshäuſer* u. ſ. w. und beſchäftige die Mönche mit der aufſicht, beſorgung und bedienung derſelben im leiblichen und geiſtlichen. Man ſchaffe einige andre in *Erziehungs-Inſtitute* um — etwa nach dem muſter der würtembergiſchen kloſterſchulen, oder der *Schul - Pforte*, des *Kloſters Berga* bey Magdeburg, u. a. in welchen ſeit einem pâr jahrhunderten ſo viele gelehrte und berühmte männer ihre erſte bildung erhalten haben — ſo werden ſie auch *unſern zeiten* nüzlich werden! Ihre ſtiftungen, ihre güter und reichthümer ſind nun einmal zu frommen verwendungen geſtiftet. Die wohlmeynende aber übelberichtete einfalt unſrer voreltern hat ſie *Gott und ſeinen Heiligen geſchenkt*, und *auf ewig zum unveräuſſerlichen eigenthum übergeben* — Gott und ſeine heiligen (ſagt man) können nichts von dieſen geſchenken und vermächtniſſen brauchen. — Gut! Aber der *geiſt* des chriſtenthums und

die

die klaren *vorſchriften* JESU CHRISTI ſollen die *ausleger* der frommen meynung jener ſtifter und wohlthäter der klöſter ſeyn. Was GOTT gewidmet wird, iſt zu GOTT GEFÄLLIGEN WERKEN gewidmet. Die Gottgefälligſten werke ſind die *werke der menſchenliebe;* und die wohlthätigſten von dieſen ſind fortdaurende, wohl eingerichtete, wohl unterhaltene, und gewiſſenhaft verwaltete öffentliche anſtalten zu verſorgung hülfsbedürftiger nothleidenden: anſtalten, wodurch der menſchlichen geſellſchaft unzählige brauchbare glieder erhalten werden, die ſonſt zu grunde gehen müſsten, unzählige brauchbar gemacht werden, die ihr ſonſt nur überläſtig wären. Ordensleute — die ſich auf eine beſondere art, und mit verdienſtvoller verläugnung aller zeitlichen vortheile und weltfreuden, lediglich GOTT, d. i, *ihrem neben-menſchen um Gotteswillen*, zu dienen, verlobt haben — ſchicken ſich am beſten, den verſchiednen ämtern und bedienungen, welche in ſolchen inſtituten nöthig ſind, vorzuſtehen — da ſie reinere beweggründe als die weltleute, und weder ihre zerſtreuungen, noch verſuchun-

gen, noch eigennützige neben - abſichten haben. Wie wohlthätig, wie ſegensvoll könnten auf dieſe weiſe die kloſterſtiftungen für die menſchheit und für die ſtâten werden, worinn ſie ſich noch in ſo groſser anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im himmel (wie die katholiſche kirche glaubt) noch immer den wärmſten antheil an allem guten was auf erden geſchieht, nehmen: wie ſehr würden ſich die frommen ordensſtifter *Auguſtin*, *Benedict*, *Bernhard*, *Benno*, *Norbert*, *Franziscus*, *Dominicus*, u. ſ. w. erfreuen, ihre ſo zahlreichen, und gröſtentheils ſo wohl begüterten *Familien* aus einer anſtöſſigen und verächtlichen unbrauchbarkeit herausgehoben, und aus *fruges conſumere natis* (wie ſie izt meiſtens ſind) in die wohlthätigſten und ehrwürdigſten glieder der menſchlichen geſellſchaft verwandelt zu ſehen!

WALDER. Und glauben ſie, mein freund, daſs die ſöhne der vorbelobten heiligen Ordens - Patriarchen Auguſtin, Benedict, Bernhard, Benno, u. ſ. w. geneigt ſeyn würden, dieſe heilſame verwand-

wandlung zu erleiden, wenn es von ihrem willen abhinge?

DIETHELM. Ich habe, wenigſtens von vielen unter ihnen, eine ſo gute meynung, daſs ich mir getraute, es auf ihren willen ankommen zu laſſen. Geſezt aber auch, der willigen wären weniger als ich mir vorſtelle: ſollte dies eine ſo löbliche, ſo gemeinnüzliche, ſo nöthige veränderung aufhalten können? In einem ſolchen falle iſt die höchſte macht im ſtât berechtigt, leuten, die nicht wollen was ſie ſollen, den willen zu machen.

WALDER. Aber ſie ſcheinen vergeſſen zu haben, daſs ſich alle dieſe ehrwürdige herren, aus denen ſie ſpitalvorſteher, wayſenpfleger, krankenwärter, u. ſ. w. machen wollen, der *Kirche* und nicht dem *ſtâte* gewidmet haben? Daſs die meiſten unter ihnen *prieſter* ſind —

DIETHELM. Was ſie, nach dem bedürfnis der Kirche, und ſelbſt nach der urſprünglichen regel und beſtimmung ihres ordens, NICHT ſeyn ſollten! — Da treffen ſie juſt auf den rechten flek, Walder!

Das prieſterthum der Mönche iſt gerade der erſte miſsbrauch, deſſen abſchaffung in unſern zeiten unumgänglich nöthig iſt. Die kirche braucht keine gröſsere anzahl von prieſtern, als die handhabung des öffentlichen gottesdienſtes und das was man ſeelſorge nennt, erfordern. Dieſer grundſaz macht wenigſtens den gröſten theil der *Prieſter - Mönche* zu höchſtentbehrlichen überzähligen, die im weinberge des Herrn müſsig, und (wie die erfahrung lehrt) den würklich angeſtellten arbeitern nur im wege ſtehen. Wenn es alſo unläugbar iſt, daſs die kirche ihrer nicht bedarf: warum ſollte der umſtand, daſs ſie ſich *der kirche*, oder vielmehr *dem dienſte Gottes* gewidmet haben, ein rechtmäſsiges hinderniſs ſeyn können, ſie ſamt und ſonders zu ſolchen wohlthätigen verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil ſie dem ſtâte wichtig und unentbehrlich ſind, dem allgemeinen vater der menſchen gewiſs nicht weniger wohlgefällig ſeyn können?

WALDER. Sie kommen dem grunde der ſache immer näher, und ſo nahe, daſs wir unvermerkt zuſam-

zuſammentreffen, und die auflöſung des problems, die wir ſuchen, auf einmal gefunden haben werden. Alles kömmt zuförderſt darauf an, *daß wir uns recht verſtehen*, d. i. bey den worten, die wir gebrauchen, einerley denken, und die frage in ihre einfachſten beſtandtheile auflöſen. Fürs erſte alſo, laſſen ſie uns alles zweydeutige von den worten *Kirche* und *Stât* entfernen. Man hört und lieſt nur allzuhäuffig, daſs von beyden ſo geſprochen wird, als ob ſie *einander entgegengeſezte* dinge wären, und *ganz verſchiedenes Intereſſe* hätten. Dieſe art zu reden ſezt ſehr verworrene und irrige begriffe voraus. In einem *chriſtlichen Stâte* können Kirche und Stât unmöglich zweyerlei intereſſe haben: man müſste den (durch einen offenbaren groben miſsbrauch der worte) Kirche und *Kleriſey* für einerley nehmen; welches gerade ſo wäre, als wenn man Stât und *Stâtsbediente* für gleichbedeutende dinge ausgeben wollte. In einem Stâte ſoll und darf es keine mitglieder geben die den allgemeinen geſetzen *nicht* unterworfen ſind, von demjenigen, dem die höchſte gewalt des Stâts übertra-

gen iſt, *nicht* abhängen, und zum gemeinen beſten *nichts* beytragen; giebt es aber würklich ſolche glieder, ſo müſſen ſie, eben darum, als unnütze und ſchädliche auswüchſe, kröpfe, ſchwämme u. ſ. w. auf jede mögliche art, wie es mit der mindeſten gefahr des Ganzen geſchehen könnte, ausgerottet werden. Ein *chriſtlicher* Stât hat hierin vor den übrigen nichts beſonders. Was man in ihm *die Kirche* nennt, iſt kein eigner unabhängiger *Stât im Stâte*. Sie iſt die Totalſumme aller glieder des gemeinen weſens, in ſo ferne ſie ſich zum chriſtlichen glauben bekennen. Setzen ſie noch das wort *katholiſch* hinzu; die natur des Stâts bleibt immer eben dieſelbe. Kirche und Stât, Stât und Kirche, immer *Ein Ganzes* aus eben denſelben theilen, *Eine geſellſchaft eben derſelben menſchen*; STÂT genannt, *in ſo fern ſie ihr gemeinſchaftliches irdiſches wohl betreiben*; KIRCHE, *in ſo fern ſie an Chriſtum glauben*. Es iſt alſo ungereimt, die nehmliche geſellſchaft von menſchen, unter verſchiedenen benennungen und in verſchiednen aber vollkommen verträglichen anſichten, *ſich ſelbſt entgegenzuſtellen*. —

Was

Was zur wohlfart des Stâtes weſentlich iſt, kann der Kirche eben ſo wenig nachtheilig ſeyn, als der Kirche etwas nüzlich ſeyn kann, was dem Stâte verderblich iſt.

DIETHELM. Setzen ſie immer voraus, daſs wir in *grundſätzen von ſolcher unläugbarkeit wie dieſe* einverſtanden ſind.

WALDER. Gut! So laſſen ſie uns denn ſehen, wohin ſie uns führen werden.

WALDER. Man ſagt: „es war eine zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Stât zugleich nüzlich waren.“ Wenn je ſo eine zeit war, ſo iſt ſie wenigſtens ſchon lange vorbey. Und *was* für eine zeit war das, *mußte* das ſeyn, in welcher *ein ſolches Inſtitut* dem gemeinen weſen *wohlthätig* ſeyn konnte? Jahrhunderte der barbarey und verfinſterung, die man zur ehre der menſchheit aus ihren jahrbüchern möchte auslöſchen können, wenn ſie nicht als *warnendes beyſpiel* für die künftigen zeiten lehrreich wären; wenn den völkern, die jezt (ohne den werth davon zu fühlen) der unendlichen

vortheile der aufklärung genieſsen, ſoviel daran gelegen wäre, zu wiſſen, durch welche ſtufen die Nationen, die vor 2000 jahren der halben welt Künſte, Wiſſenſchaften, Geſetze und Sitten gaben, nach und nach ſo tief verfallen, zu einem grade von ſchwäche, verderbniſs, unwiſſenheit, aberglauben und verwilderung herabſinken konnten, daſs die wilden in Nordamerika mit ihnen verglichen für edle und glükliche menſchen gelten mögen! Wenn auch in ſo abſcheulichen zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beygetragen haben, daſs es nicht noch ſchlimmer wurde: ſollen wir, dieſes verdienſtes ihrer vorfahrer vor ſechs oder achthundert jahren wegen, Inſtitute fortdauren laſſen, die ſoweit entfernt ſind der *jetzigen* weltverfaſſung *nüzlich* zu ſeyn, daſs es nicht einmal möglich iſt, ein mittel zu erdenken wie ſie *nur unſchädlich* gemacht werden könnten?

Aber, wieviel geht auch, bey näherer und unbefangener überlegung, von jenen vorgeblichen verdienſten *ihrer vorfahrer* in den barbariſchen

jahr-

jahrhunderten, ab; und wie unbedeutend werden die würklichen dienste die sie der welt gethan haben, gegen das unendliche böse, das auf ihre rechnung kommt! „Sie haben, sagt man, so viele wild„nisse und öden in Paradiese verwandelt!“ — Können wir blöde genug seyn uns einzubilden, dafs diefs alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können, und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben „so viele gute bücher abgeschrieben! Ihrem fleifse „haben wirs zu danken, dafs sich in jenen finstern „zeiten noch so viele werke der besten alten grie„chischen und lateinischen schriftsteller erhalten ha„ben!“ — Aber, wer hat denn mehr zur verfinsterung dieser zeiten beygetragen, als die Mönche? Warens nicht die Mönche, die, so bald sie zu ansehn und einfluss gelangten, nichts angelegners hatten, als allen freyen gebrauch der vernunft, alle wahre Philosophie zu unterdrücken, und jenen meisterstücken der alten dichter und weisen, welche sie den leuten auf alle mögliche art aus den händen rifsen, ihre eignen mifsgeschafnen hirngeburten zu unterschieben? Was für dank ist man ih-

nen

nen alſo dafür ſchuldig, daſs ſie, einige jahrhunderte ſpäter, alte bücher abgeſchrieben, nachdem ſie es dahin gebracht hatten, daſs ſie beynah allein ſchreiben und leſen konnten? Unter allen Monopolien iſt gewiſs dasjenige, welches ſie ſo lange zeit mit der gelehrſamkeit trieben, das verderblichſte. Und wer iſt der Litterargeſchichte ſo unkundig, um nicht zu wiſſen, in was für einem heilloſen zuſtande Litteratur, Philoſophie und Theologie ſich befanden, ſo lange ſie in den händen der Mönche blieben? Wem iſt unbekannt, wie ſehr es in jenen zeiten — und in der that zu allen zeiten — das intereſſe der Mönche war, ſich aller aufklärung, aller ausbreitung der nüzlichſten kenntniſſe, allem geiſte der unterſuchung und des ſelbſtdenkens, zu widerſetzen? Sogar das, was ſie unverſchämt genug waren für *Philoſophie* auszugeben, was war es anders als ſchlingen für den menſchenverſtand? Spinnengewebe, in welchen ſich diejenigen verfangen ſollten und muſsten, die etwas in ſich fühlten, das ſich dem unterdrückenden Deſpotismus der Hierarchie entgegenbäumte?

DIETHELM. Die reine wahrheit zu ſagen, die Mönche ſind verlohren, wenn ſie keine beſſern behelfe vor ſich haben, als die verdienſte ihrer orden in den vergangnen zeiten. Ich zweifle ſehr, daſs eine genaue Prüfung derſelben im Detail ihnen vortheilhaft ſeyn würde. Was ſie allenfalls gutes geſtiftet, haben ſie für ihr eignes intereſſe gethan, —

WALDER. und, (was wir nie vergeſſen müſſen) es war bloſs *zufällig*, und würde, wenn gar keine Möncherey in der Chriſtenheit exiſtiret hätte, durch andre mittel und wege eben ſo gut und mit unendlich wenigerm ſchaden des Stâts bewürkt worden ſeyn. Doch, ich habe dieſes armſeligen behelfs nur erwähnt, weil es noch immer leute giebt, die einen beweis ihrer gerechtigkeit und unpartheilichkeit abzulegen glauben, wenn ſie entweder jene zufälligen und zweydeutigen verdienſte der Klöſter, oder die wirklichen verdienſte einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchs-Inſtitut überhaupt zum verdienſt anſchreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtſchafner, oder aufgeklärter

und

und mit nüzlichen talenten begabter mann ist, es nicht auch ohne kapuz und kutte gewesen wäre. Ich weiss sehr wohl, dass sich, in diesem augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte, und brauchbare männer, ja hier und da subjecte von den grösten fähigkeiten; unter den ordensleuten befinden. Aber gerade dies ist, in meinen augen, ein grosser und dringender beweggrund mehr, die ordens-institute selbst je bälder je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen ordensglieder, als menschen betrachtet, sind; je nüzlicher sie dem Stât werden könnten, wenn sie ihm wiedergegeben und jeder dazu gebraucht würde wozu er sich am besten schikt: je mehr verliert das gemeine wesen dabey, so viele brauchbare personen länger in einem stande zu lassen, worin ihre besten fähigkeiten für die menschliche gesellschaft verlohren gehen; worin sie, durch sinnlose und tyrannische gelübde gefesselt, unmöglich das gute thun können, was sie in andern umständen und verhältnissen thun würden; a worin sie entweder unwürksam bleiben, oder, vom geiste ihres standes, vom Interesse ihres ordens,

oder der mechanischen gewalt der subordination überwältigt, zum schaden der grosen politischen gesellschaft würken müssen, so gut und redlich auch die gesinnungen, absichten und wünsche vieler einzelnen unter ihnen seyn mögen.

DIETHELM. Wollte der himmel, dass diese leztern zahlreich genug wären, um die mehrheit der stimmen auf ihre seite zu bekommen! Die reduktion der Klöster würde dann eine so leichte sache seyn, als sie jezt schwehr, mühselig, und vielleicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die ersten seyn, die auf die gänzliche abschaffung des Mönchswesens äntragen würden. Denn wer kann und muss von dem ungeheuren übergewichte seiner missbräuche überzeugter seyn als diejenigen, welche am ersten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein (verhältnismäsig) die anzahl derjenigen ist, die durch die höhern grade und dignitäten ihres ordens für das was sie ihm aufgeopfert eine art von armseliger entschädigung erhalten, und wie gering bey jedem einzelnen ordens-manne

die

die wahrſcheinlichkeit iſt, eine dieſer ſtufen zu erſteigen: ſo ſcheint es ganz unbegreiflich, daſs nicht unter jedem hundert Mönchen wenigſtens achtzig ſeyn ſollten, die der angebotenen freyheit nicht mit ofnen armen, und mit fuſsfälligem danke gegen den groſsmüthigen befreyer, entgegen eilen ſollten.

WALDER. Mir ſcheint dies nicht unbegreiflicher, als daſs es in gewiſſen ländern landſtreichendes geſindel bey tauſenden giebt, die, ſo lange man die wahl in ihre willkühr ſtellt, lieber ohne arbeit und ſorgen von bettelbrod und Kapuzinerſuppen leben, als durch arbeit und wirthſchaftlichen fleiſs wie ehrliche leute ihren unterhalt ſuchen wollen. Unter *hundert*, lieber Diethelm, wes ſtandes ſie immer ſeyn mögen, ſind gewöhnlicherweiſe *achtzig*, die weder in ihrem kopfe noch in ihrem herzen dasjenige haben, was die edlern menſchen bey allem ihren thun und laſſen leitet. Mich befremdets alſo gar nicht, wenn (ungeachtet aller anſcheinenden beweggründe zum gegentheil) *bey weitem der gröſsere*

re theil der Mönche, wofern ihnen die wahl gelaſſen würde, lieber bleiben würden was ſie ſind, als daſs ſie ſich freywillig zu einer ſtandes-veränderung bequemen ſollten, worin ſie genöthigt ſeyn würden, *beſſere Menſchen* zu ſeyn als ſie jezt ſind. Die bloſse macht der gewohnheit; die bequemlichkeit einer ſorgloſen lebensart, deren beſchäftigung in vergleichung mit den anſtrengungen des landmanns, handwerkers, gelehrten, künſtlers, kaufmanns, u. ſ. f. wahrer müſſiggang iſt; die bequemlichkeit, ohne perſönlichen werth, bloſs *durch den Habit eines Religioſen*, und durch den begriff der heiligkeit, den ein ſinnloſes vorurtheil an dieſen ſtand geheftet hat, ſich bey dem unverſtändigen theile der Layen einen reſpect zu verſchaffen, an welchen der verdienſtvolleſte mann in einem ſchlechten bürgerlichen rocke weder anſpruch macht, noch machen darf; tauſend kleine perſönliche erleichterungen von der laſt ihrer gelübde, und animaliſche befriedigungen von allerley art, welche ſich die meiſten unter ihnen unter dem Mantel der

gleisnerey reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmal sagt, der *unüberſehliche einfluß*, in dessen besiz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden grundsätze der ächten regierungskunst noch nicht wurzel gefaſst haben: — überlegen sie nur einen augenblik, mein freund, wie grofs diese vortheile in den augen eines in armuth und niedrigkeit gebohrnen, in roher verwilderung aufgewachſnen, in elenden ſchulen *zum Mönch* erzognen, und von dem augenblik ſeines ausgangs aus der welt (wie ſie es nennen) mit lauter findernifs und Möncherey umfangnen erdenſohns ſeyn müſſen — und ſagen mir dann, ob zu erwarten ſey, daſs die Mönche ſelbſt zu dem heilſamen werke ihrer *entmönchung* willige und dankbare hände bieten werden?

DIETHELM. Wenn auch der beſſere theil von ihnen, doch gewifs nicht der gröſsere!

WALDER. Es iſt ihnen gar nicht zuzumuthen — ſo lang' es für den fleiſchlichen menſchen, für den *Bruder Eſel* (wie der gute redliche SANCT FRAN-

ZISCUS seine *animalische hälfte* nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist, ein Mönch zu seyn.

DIETHELM. Ich weifs ein trefliches mittel, es dem *Bruder Esel* ein wenig sauer zu machen. Man dürfte die herren samt und sonders nur im buchstäblichen verstand auf ihre ältesten regeln und auf die ganze lebensordnung ihrer heiligen ordensstifter reduzieren.

WALDER. Das mittel, lieber freund, ist schon zu oft versucht, und unwürksam, oder vielmehr impracticabel befunden worden, um noch einmal auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weifs ein besseres, und wahrlich das einzige, dessen effect unfehlbar ist. Dem *ganzen Mönchs-wesen* mufs *ohne ausnahme* gethan werden wie man dem *Jesuiter-wesen* gethan hat! DELENDA EST CARTHAGO!

DIETHELM. Und sie halten ein so heroisches mittel für practicabler? — Glauben sie, dafs die brut der *Clements* und *Ravaillacs* ausgestorben sey?

WALDER. So lang es noch *Fanatiker* in der welt geben wird, ist kein bubenstük so gräfslich, das nicht irgend ein betrogner wahnsinniger *in majorem Dei gloriam* zu verüben fähig seyn sollte. Von den *dicken köpfen* und *runden bäuchen* beforg' ich nichts; von den *gleißnern* und *betrügern* auch nichts, als was sie durch heimliche cabalen, verhetzungen, indirecte ausstreuungen, kurz *unter grund* thun können. Aber von *ehrlichen selbstbetrognen Schwärmern*, von *Energumenen* mit rauchendem kopf und brennendem herzen, ist alles zu erwarten. Zum glücke sind menschen dieses gelichters seltne erscheinungen in unsern tagen; und, auf alle fälle, wird freylich vorsicht und behutsamkeit nöthig seyn. Mancher wäre nicht in den fall gekommen *unter henkers händen* zu sterben, wenn er zeitig genug im *Tollhause* versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglüksahnenden vorstellungen! Der *Heldengeist*, den die vorsehung zum wohlthäter seines zeitalters, zum schöpfer einer bessern welt, berufen hat, ist über alle furcht erhaben; auch sind *alle gute menschen auf seiner sei-*

ze — und, laſſen ſie mir immer den tröſtlichen wahn, wenn der glaube, *daß auch unſichtbare beſchützer für ihn wachen*, wahn ſeyn könnte. Groſse ſelen haben ſich noch nie durch kleinmüthige vorſtellungen und geſpenſter möglicher gefahren von ausführung eines plans, der für Millionen auf undenkliche zeiten wohlthätig iſt, abhalten laſſen. — Doch, mein freund, dies iſts nicht wovon zwiſchen uns die rede war. Ich ſpreche nicht von dem was geſchehen *wird*, ſondern von dem, was (meiner überzeugung nach) über lang oder kurz geſchehen *muß*, wenn irgend eine mit dem Mönchsweſen vorgehende veränderung einen wahrhaft groſsen, für Religion und Stât weſentlichen nutzen ſchaffen ſoll. Werfen ſie ihre augen auf den zuſtand Europens im vierzehnten jahrhundert zurük, und vergleichen ſie ihn mit demjenigen, worin ſich der gröſsere und glüklichere theil deſſelben jezt befindet. Welch eine menge von miſsbräuchen, von religioſen, politiſchen, militariſchen, wiſſenſchaftlichen, und andern ungeheuern ſind ſchon ausgerottet worden! Wie wenig iſt in manchen ländern von der alten

barbarey der mittlern jahrhunderte übrig? Und *das Mönchswesen allein*, der unschiklichste, mit der aufklärung unsrer zeiten, mit der verfassung und dem Interesse unsrer heutigen Stâten unverträglichste aller misbräuche — ein Institut, das, seiner natur nach, keiner wahren, keiner dauerhaften verbesserung fähig ist, *sollte übriggelassen werden?* Und warum? — Es ist ausgemacht: *die* KIRCHE *bedarf keiner Mönche* — *der* STÂT *bedarf keiner Mönche* — *Wer bedarf ihrer also?*

DIETHELM. Auf *diese* frage ist die antwort bald gefunden. *Der* RÖMISCHE HOF *bedarf ihrer*, als derjenigen, die immer die eifrigsten verfechter seiner übertriebensten anmasungen gewesen sind — der römische hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine *stehende armée*, die ihm keinen heller kostet und Millionen einträgt, in den ländern aller römisch katholischen Souverains auf den beinen hält, und also ein unläugbares Interesse hat, ihre erhaltung zu wünschen.

WAL-

WALDER. (*lachend*) Ein vortreflicher beweggrund für die befagten Souverains, ihre ohren vor der ſtimme der geſunden vernunft zu verſtopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: wozu braucht der Römiſche hof dieſe ſtehende armée, in Stâten, wo er (von rechtswegen) nichts zu befehlen noch zu beſchützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

DIETHELM. Wozu er ſie braucht? — oder wenigſtens, ſobald zeit und gelegenheit günſtig wären, ſie brauchen könnte? — Die antwort wäre zu weitläufig. Aber ſie liegt in *der geſchichte der Römiſchen Päbſte*, die ihnen beſſer als mir bekannt iſt.

WALDER. Ich will ihnen die mühe gerne ſchenken ſich weitläufiger zu erklären. Es würde ſehr überflüſsig ſeyn, nachdem ſie ſelbſt den wahren geſichtspunct, woraus man die Mönche betrachten muſs, ſo richtig angegeben haben, ein wort mehr von den urſachen zu ſagen, die ihre abſchaffung nach allen grundſätzen einer vernünftigen Stâts-kunſt nothwendig machen.

DIETHELM. Sie ſehen, lieber Walder, daſs ich ein ſehr unbefangner ſachwalter bin, und meine Clienten nicht auf koſten der wahrheit zu vertheidigen verlange.

WALDER. Ich ſehe auch, daſs ihren Clienten mit einem ſo ehrlichen ſachwalter wenig gedient ſeyn wird.

DIETHELM. Aufrichtig zu reden — ich bin von der wichtigkeit aller grünnde, welche *gegen die Mönche* ſtreiten, und von der unzulänglichkeit aller ausflüchte, womit man ihnen durchhelfen will, ſo vollkommen überzeugt als Sie ſelbſt. Ich ſehe ihre abſchaffung für eine der nüzlichſten unternehmungen an, die ein fürſt zum beſten ſeiner ſtäten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daſs das Mönchsweſen dem *Lernäiſchen Drachen* auch darin gleicht, daſs es vergebens wäre, ihm *nur einige köpfe* abzuhauen. Wenn der heilſame zwek vollſtändig und dauerhaft erreicht werden ſoll, wenn man nicht nur für gegenwärtige bedürfniſſe ſondern auch gegen künftige übel arbeiten, und der nach-

welt

welt die mühe wieder von vorn anzufangen erſpa-
ren will: ſo muſs das unkraut mit der wurzel aus-
gerottet werden. Wer das recht hat ein einziges
kloſter aufzuheben, hat, aus den nämlichen urſa-
chen, das recht alle aufzuheben. Dies alles geb
ich ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer
ein ſtein des anſtoſses im wege, über den ich nicht
ſo ſchnell hinwegkommen kann.

WALDER. Laſſen ſie ſehen!

DIETHELM. Lieber freund! Wem das beſte der
menſchheit am herzen liegt, dem kann wahrlich bey
dem ſchnellen anwachs des Deſpotismus in unſerm
von uralten zeiten her ſo freyen welttheile, und bey
den verfahrungsarten, wovon wir in unſern zeiten
einige ſehr auffallende beyſpiele geſehen haben,
nicht wohl zu muthe ſeyn. Was iſt in der bürgerli-
chen geſellſchaft weſentlicher, was ſoll der ober-
ſten gewalt im Stât heiliger ſeyn, als das recht des
eigenthums? — Und, da ſie mir dies unfehlbar zu-
geſtehen werden, warum ſollen die klöſter in die-

sem stücke nicht mit *jedem einzelnen bürger des Stats* gleiches recht genieſſen?

WALDER. Sind die klosterleute denn *bürger des Stats?* Gehören sie zu einer classe, die dem Stât unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen lasten, zu seiner aufnahme, zu seinem ruhme bey?

DIETHELM. Es mag seyn, dass die beantwortung dieser fragen nicht zum vortheil der Münche ausfallen würde. Aber sie glauben doch hoffentlich nicht, die *meinige* dadurch beantwortet zu haben? Dem Stât nüzlich oder nicht, genug die klöster besitzen güter im stât; sie besitzen sie unter den rechtmäſsigsten titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne dass die heiligkeit des eigenthums-rechts angegriffen würde, auf welche sich die sicherheit eines jeden bey dem seinigen gründet. Was würde aus dieser sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines vermögens deswegen zu entsetzen, *weil er dem gemeinen wesen nicht nüzlich genug* sey? Wenn ein jeder, um im besiz seines erbgutes gelassen zu werden, erst

be-

beweifen müfste: „dafs er eine *unentbehrliche perſon* fey, und dafs ſein vermögen nicht auf dieſe oder jene art *zu grüßerm vortheil des Fürſten* „oder *des Stats* angewendet werden könne?“

WALDER. Dies geb' ich ihnen gerne zu. Aber mit *Gemeinheiten* möchte es hierin eine andre bewandtnis haben als mit einzelnen perſonen und familien.

DIETHELM. Auf keine weiſe! Gemeinheiten ſind als einzelne *moraliſche perſonen* zu betrachten, und genieſsen als ſolche der nämlichen rechte wie andre.

WALDER. So hat es wenigſtens mit den Klöſtern eine andre bewandtnis.

DIETHELM. Walder; Nehmen ſie ſich in acht! JEDEM DAS SEINE, und wenn's der leibhafte — *Baphometus* ſelber wäre! Warum ſollte, was gegen alle andere menſchen unrecht wäre, nur gegen die klöſter recht ſeyn?

WALDER. Erlauben ſie mir, daſs ich ihnen eine kleine geſchichte erzähle, die ich in einer alten reiſebeſchreibung geleſen habe, und, wobey es vorerſt gar nicht darum zu thun ſeyn ſoll, wieviel oder wenig ſie auf unſer gegenwärtiges problema paſſen mag.

In CALIFORNIEN (ſagt meine nachricht) herrſchte in uralten zeiten der ſeltſame aberglauben, daſs *die Hamſter* für unverlezliche, den göttern beſonders angenehme, und aus dieſem grunde dem gemeinen weſen ſehr erſprieſsliche thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dies klingen mag, ſo läſst ſich doch die möglichkeit eines ſolchen wahns begreiffen, da wir wiſſen, wie weit eine ihrer weisheit wegen einſt berühmte Nation die verehrung ihrer *heiligen thiere* getrieben, und welche unermeſsliche ſummen auf den unterhalt und religioſen dienſt derſelben aufgewandt wurden. Was im alten EGYPTEN der *Stier Apis* und ſeine conſorten waren, das konnten ja wohl *in* CALIFORNIEN die *Hamſter* ſeyn.

DIET-

DIETHELM. O! das verſteht ſich — nur weiter, wenn ich bitten darf.

WALDER. Die *Californier* waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die philoſophie hatte noch keine ſonderliche progreſſen unter ihnen gemacht, als die *Hamſter* bey ihnen in ſo hohem anſehen ſtanden. Indeſſen war es nun einmal eine ausgemachte ſache, daſs jeder ort, um ſich wohl zu befinden, ſeinen *Hamſter-bau* haben müſſe; und, wie man in dergleichen dingen immer weiter zu gehen pflegt, ſo geſchah es auch, daſs ſich gar bald leute fanden, die aus beſonderm eifer, oder aus luſt zum müſsiggange, ſich lediglich der bedienung und verpflegung der *Hamſter* widmeten. Unvermerkt wurde aus dieſen leuten eine beſondere claſſe, deren anzahl und wichtigkeit eben ſo unvermerkt zunahm, ohne daſs den *Californiern* geahnet hätte, welche folgen dies neue inſtitut nothwendig nach ſich ziehen müſste. Da dieſe herren (die, um ihrem neuen orden mehr ehrfurcht zuzuziehen, ſelbſt den namen *der* HAMSTER annahmen) die ehre, die den gebohrnen Hamſtern erwieſen

wiesen würde, mit ihnen theilten: so wüsten sie es auch mit guter art so einzurichten, dass sie in allen übrigen stücken einerley interesse hatten. In wenigen jahrhunderten war *Californien* mit *Hamster-höfen* angefüllt, die der aberglaube des volks so reichlich mit liegenden gründen, zinsen und andern einkünften begabte, dass endlich der vierte theil des ertrags vom ganzen lande *in den pfoten der Hamster* war. Es versteht sich von selbst, dass diese leztern nicht so ungrosmüthig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wusten sich vielmehr auf mancherley art und weise um ihre wohlthäter und deren nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besassen eine menge geheimnisse gegen alle krankheiten an menschen und vieh, in so fern solche *von bezauberung durch böse leute* herrührten; sie verstanden *die sprache der vögel*, legten die *träume* aus, hatten ein mittel gegen *die unfruchtbarkeit der frauen*, konnten *gespenster in einem sacke forttragen*, und präparierten aus der losung eines Hamsters, der zwey monate lang mit hechtlebern und fasanenzungen genährt werden

mufste, gewiffe *Amulete*, die den ſchwangern frauen eine leichte geburt machten, und das zahnen der kinder beförderten. Die *Californier* waren mit dieſen guten dienſten ſo wohl zufrieden, daſs ihnen drey bis vier jahrhunderte lang nichts billiger und ſchiklicher zu ſeyn ſchien, als das mark ihres landes von ſo *nüzlichen* und *verdienſtvollen leuten* verzehren zu ſehen.

Mittlerweile giengen nach und nach mit der Nation allerley veränderungen vor. Kultur und polizierung nahm zu; fleifs und handlung gebahren reichthum; der reichthum neue bedürfniſſe, und beydes jene auſtrengung, wodurch neue künſte erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt ſchliff ſich die roheit der *Californier* ab; es wurde heller in ihren köpfen; ſie lernten allmählich ihren verſtand brauchen, um zu ſehen was ihnen gut oder ſchädlich war. Der ſandige grund der alten vorurtheile ſenkte ſich. Zulezt fanden ſich leute, die es wagten *laut zu denken*, und ihren trägern oder blödſichtigern mitbürgern die

zu-

augen über *unzählige mißbräuche* zu öfnen, die an dem ſchlechten zuſtande der Nation ſchuld hatten, und deren abſtellung lediglich von DER BELEHRUNG der guten *Californier* abhieng.

Ich brauche ihnen nicht zu ſagen, ob den *Hamſtern* bey dieſer wendung der ſachen wohl zu muthe war. Es wäre beynahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daſs ſie einer national-verbeſſerung, bey der ſie nichts zu gewinnen, wohl aber vermuthlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche weiſe entgegen würkten. Ihr Inſtitut war ungereimt, widerſinniſch, lächerlich, und ſtieſs wider alle begriffe des gemeinen menſchenverſtandes an. Das war nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten ſie die vorſicht gebraucht, vorlängſt *ein geſez* auszuwürken, vermöge deſſen *niemand als den* HAMSTERN *ſelbſt erlaubt war, irgend etwas das die* HAMSTER oder ihre *höfe und angelegenheiten betraf, in unterſuchung zu ziehen*; und da es endlich, dem ungeachtet, nachdem man beynahe mit allen andern miſsbräuchen fertig war, auch über die *Hamſter-*

höfe

höfe zur sprache kam: so hatten ihre gegner nichts als *die gesunde vernunft*, die *Hamster* hingegen einen *besizstand von mehrern jahrhunderten* und *die dummheit des volkes* für sich, dem es gar nicht in den kopf zu bringen war, dafs fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres mittel gegen das kalte fieber sey, als ein stückchen von einem Hamsterfell auf dem magen zu tragen. Funfzig und mehr jahre giengen drüber hin, ehe die *Californier* soviel zutrauen zu ihrem eignen menschensinn bekamen, um eine vernünftige entschliessung in dieser albernen Stats-Angelegenheit zu fassen. Endlich mufste es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige umstände begünstigten die revolution; und kurz, an einem schönen morgen fand sich, dafs irgend *ein mitleidiger Genius* den *Californiern* zu soviel verstand verholfen hatte, dafs sie von den *Hamstern* und *Hamsterhöfen* ungefehr eben so dachten, wie — bey uns jedermann davon denken würde. Die leute waren nun auf einmal so klug, dafs sie gar nicht begreiffen konnten, wie sie so einfältig hätten seyn können, den vierten theil ihres landes *Ham-*

ſtern abzutreten, und den ſechsten theil ihrer mitbürger hungern zu laſſen, um etliche Myriaden vier- und zweybeinichte thiere von der entbehrlichſten gattung fett zu machen.

Die ſache wurde vor eine art von landsgemeinde *der ganzen Californiſchen Nation* gebracht; und da die aufhebung des *Hamſter-Weſens* mit einem groſſen mehr von ſtimmen durchgegangen war: ſo entſtand nun die doppelte frage: erſtlich, was mit den *Hamſter-Höfen?* und dann, was mit den *Hamſtern ſelbſt* anzufangen ſey?

Die *Hamſter* behaupteten: die *Californier* hätten kein recht, ſie aus dem beſiz der höfe und güter zu werfen, die ihrem inſtitut vor jahrhunderten von den frommen vorfahren einer ausgearteten nachkommenſchaft (wie ſie ſich ausdrückten) wohlmeynend, ohne bedingung, und auf ewige zeiten geſchenkt worden ſeyen.

Die noch lebenden *abkömmlinge der beſagten ſtifter und gutthäter* behaupteten: wenn die *Hamſter*, wie billig, abgeſchaft würden, ſo wäre es eben

ſo

so billig, die güter, die von ihren voreltern, zu ihrem schaden, auf eine so widersinnische art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäfsigen erben zurükzugeben.

Der *Advocat des Fiscus* behauptete: die familien der stifter hätten nicht den mindesten anspruch an güter zu machen, die von ihren vorfahren vor so langer zeit ohne einige bedingung von rükfall veräussert worden seyen. Wenn das institut der Hamster eingezogen werde, so seyen die besagten güter als verlasne herrenlose dinge zu betrachten, die dem fiscus anheimfielen; welcher ihrer auch zu so vielen guten anstalten, deren das Californische gemeine wesen aus mangel an hinlänglichen mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benöthigt wäre.

Endlich trat auch *die Californische Priesterschaft* hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre deputierten, an dem ganzen bisherigen *Hamster-Wesen*, aus bewegenden ursachen, niemals sonderliches wohlgefallen getragen. Indessen sey doch unläugbar, dafs

die ſtifter und wohlthäter der Hamſter-Höfe bey ihren ſchenkungen keine andre abſicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen dienſt zu erweiſen: ſo wie etwa *ein liebhaber* den ſchooshund ſeiner Dame zuckerbrod giebt, nicht um den *hund*, ſondern *die Dame*, deren günſtling der hund iſt, ſich verbindlich zu machen. Die ſämtlichen Hamſtergüter ſeyen alſo offenbar als heilige, *den Göttern* angehörige dinge anzuſehen; und wenn das Hamſter-Weſen aufgehoben werden ſollte — wogegen ſie, ihres orts, nichts erhebliches einzuwenden wüſsten — ſo könnten doch die dazu gehörigen güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der prieſterſchaft allein zu, über die künftige verwendung derſelben zu erkennen.

Dieſes leztere war ein kizlichter punkt. Die *Californier* waren noch nicht ſo weit gekommen, um die rechte des Stâts und der prieſterſchaft, deren grenzen immer ſehr ſchwankend geweſen waren, auf deutliche grundſätze zuriikzuführen, und in gemäſsheit derſelben auf einen feſten fuſs zu ſetzen.

ſetzen. Die lands - gemeinde theilte ſich in partheyen. Man ſprach für und wider; man erhizte ſich: und vermuthlich würden die Hamſter, wiewohl ihre aufhebung eine beſchloſsne ſache war, mittel gefunden haben, dieſe uneinigkeit zu ihrem vortheil zu wenden: wenn nicht ein *alter mann*, den ſeine grauen hâre und viele verdienſte um das gemeine weſen dem volke lieb und ehrwürdig machten, aufgeſtanden wäre, und folgende meynung eröfnet hätte:

„Lieben brüder, ihr wiſst, daſs unſer land, „wiewohl es von den Göttern reichlich geſegnet „iſt, weder ſo viele noch ſo glükliche menſchen „nährt, als es ſeinem umfang und ſeiner frucht„barkeit nach billig ernähren ſollte. Es war unge„reimt, mit dem vierten theil unſers landes ſech„zigtauſend *Hamſter* zu mäſten, und dagegen eine „halbe Million armer *Californier* zu ſtillung ihres „hungers an die magern ſuppen zu verweiſen, die „vor den pforten der *Hamſterhöfe* ausgetheilt wer„den. Die Götter haben uns endlich die guade ver-

„liehen, einzusehen, dass dies nicht länger so be-
„stehen könne. Wir haben eine menge armer
„wayſen, welche erziehung, eine menge dürfti-
„ger haushaltungen, welche arbeit und brodt, ei-
„ne menge hülfloſer alter und kranker leute, die
„für den kurzen reſt eines mühſeligen lebens ver-
„ſorgung nöthig haben. Wir bedürfen alſo höchſt-
„nothwendig wayſenhäuſer, erziehungshäuſer, ar-
„beitshäuſer, krankenhäuſer und ſpitäler in allen
„gegenden unſers weitläuffigen reiches; und dazu
„kämen uns nun, wie ihr ſeht, die fetten Hamſter-
„höfe treflich zu paſſe. Aber ſie gehören, wie die
„ehrwürdige Prieſterſchaft ſagt, den *Göttern* an; und
„die Götter bewahren mich, dass ich ihnen ſtreitig
„machen ſollte, was ihnen angehört! Die rede kann
„alſo nur von der *Nuzniesung* dieſer güter ſeyn.
„Die Götter ſelbſt bedürfen nichts, weil ſie bereits
„alles haben; auch lehrt man uns (und die ver-
„nunft würde es uns geſagt haben, wenn uns auch
„die ehrwürdigen prieſter ein geheimnis daraus
„hätten machen wollen) dass die Görter den men-
„ſchen hold ſind und gerne gutes thun. Sie bedür-

„fen

„fen der Hamſterhöfe, die ihnen von unſern vorfah-
„ren geſchenkt worden, nicht: aber ſie wollen, daſs
„unſre wayſen und findlinge erhalten, unſre kinder
„erzogen, unſre armen verſorgt, unſre kranken und
„ſchwachen verpflegt werden. Die Götter haben
„freude an unſerm wohlſtand; ſie wollen, daſs die
„Californier fleiſsig, betriebſam, wohlhabend, wohl-
„genährt, wohlgekleidet, wohlgemuth, und mit
„dem leben, das ſie von ihnen empfangen, zufrie-
„den ſeyen, und ſich vermehren wie ſand am mêr.
„Sie haben keinen gefallen am fette der Hamſter:
„aber ſie haben freude daran, unſre felder wohlbe-
„ſtellt, unſre anger von ſchafen wimmelnd, unſern
„flachs, unſre wolle von Californien verarbeitet,
„unſre ſtädte mit ämſigen handwerkern, künſtlern
„und handelsleuten angefüllt, unſre landſtraſsen
„mit beladnen wagen, unſre flüſſe und ſêen mit
„reichen ſchiffen bedekt zu ſehen, die den über-
„flufs und die früchte des fleiſſes, gleich einem
„allbelebenden und erhaltenden nahrungsſaft, durch
„alle theile unſers glüklichen reiches tragen. *Sie*
„*ſchenken uns, zu dieſem ende, den gebrauch und*

„*die nuznießung ihrer* HAMSTERHÖFE, und wir „alle nehmen ein geſchenk, deſſen wir ſo ſehr be„dürfen, aus den wohlthätigen händen, deren ei„genthum die ganze ſchöpfung iſt, dankbar und oh„ne bedenken an; und machen uns anheiſchig ge„gen ſie, dieſe ſchenkung zu dem guten endzwe„ke, wozu ſie uns verliehen worden, redlich an„zuwenden!“

Hier hörte der alte mann auf zu ſprechen, und alles volk jauchzte ihm den lauteſten und einmüthigſten beyfall zu. Die *Prieſter* ſelbſt konnten nicht ſo unverſchämt ſeyn, etwas gegen einen ſo billigen ausweg einzwenden, und *bekräftigten die ſchenkung der Götter — mit zuſammengebißenen lippen.*

DIETHELM. Und die *Hamſter?* Was ward aus denen?

WALDER. Da die meiſten von ihnen *zum pfluge gebohren* waren, ſo wurde für recht und billig angeſehen, daſs ſie zum pfluge zurükkehrten. Diejenigen, die dazu nicht verſtand genug zu haben

ſchie-

ſchienen, wurden zum dreſchflegel und zur holzaxt verwieſen. Die untauglichſten lernten wolle kämmen; und zum beſten derjenigen, die im müſſiggang und wohlleben ihres ſtandes grau und unbehülflich worden waren, wurden ein pâr Hamſterhöfe in ſpitäler verwandelt. — Die *gebohrnen Hamſter* überlieſs man ihrem ſchikſale. Sind ſie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer ſchärfern erörterung?

DIETHELM. Sie ſind ein loſer vogel, Walder! Ihr *alter* ſprach wie ein Orakel. *Ich* bin zufrieden, und *die Californier* warens vermuthlich auch. Wenigſtens konnten ſie DAS GESCHENK DER GÖTTER mit gutem gewiſſen annehmen. Wenn die *Hamſter* am ſchlechteſten dabey wegkamen, ſo wars *ein kleines übel um ein groſses gut.* Wer wollte auch immer jedermann zufrieden ſtellen können?

VII.

ZWEYTES GESPRÄCH.

Diethelm.

Ihre Californier haben mir diese nacht den schönsten traum gegeben, den ich in meinem leben gehabt habe. Mir war als ob ich flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten behendigkeit, die in träumen ein so grosses vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle klöster ohne ausnahme in Erziehungs-Anstalten, Frey-Schulen, Gymnasien, Akademien der wissenschaften, Wayfenhäuser, Findelhäuser, Blatternhäuser, Arbeitshäuser, und Spitäler verwandelt. Stellen sie sich mein entzücken über diesen anblik vor, aber auch

mei-

meinen verdrufs; als ich beym erwachen fand, dafs ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, ſollte der wahre Gott den wir anbeten, der liebreiche vater der menſchen und aller weſen, Er, der ſo gar nichts bedarf, weniger geneigt ſeyn als die Götter der Californier, uns, die ſo viel bedürfen, zu einem ſo guten gebrauch, ein geſchenk mit den häufern und gütern zu machen, die ihm in zeiten der unwiſſenheit und verblendung von der einfalt unſrer guten alten *wider ſeinen willen aufgedrungen wurden?*

Walder. Auch fehlt es gewifs nicht an Seinem guten willen; alles kommt wohl blofs darauf an, dafs *wir*, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichſte quelle von ſo vielem guten werden könnte — anzunehmen wiſſen. Keines von allen geſchenken, die er uns macht, wird auf eine andre art gemacht. Sie ſind da; wir haben ſinne, gliedmafsen, vernunft, ſie in empfang zu nehmen, zu genieſsen, in unſern möglichſten nutzen

zu

zu verwandeln. Unterlaſſen wir dies, thun wir das unſrige nicht dabey; ſo hat er uns mit ſonne, mond und ſternen, mit feuer, luft, waſſer und erde, und allem was drinnen iſt, ja mit unſern ſinnen, unſern gliedmaſsen und unſrer vernunft ſelbſt, ein vergebliches geſchenke gemacht. Es wäre ungereimt, zu warten, bis ein engel herabſtiege, und den chriſtlichen völkern, bey denen das *Mönchsweſen*, zum unermeſslichen ſchaden des *gemeinen weſens*, noch in ſeinem alten ſtande iſt, einen förmlichen ſchenkungs-brief über die kloſtergüter, oder einen ausdrüklichen befehl ſ nüzlicher anzuwenden, vom himmel brächte. Der ſchenkungsbrief iſt unnöthig, denn der befehl iſt ſchon da; wenn anders *die ſtimme der geſunden vernunft*, die ſo laut ruft, daſs ſie der ganze erdboden hört, ſo gut *ein Orakel Gottes* iſt als irgend ein geſchriebenes.

DIETHELM. Nichts iſt klärer — und es iſt mit den Anti-Mönchiſchen grundſätzen wie mit der Epiktetiſchen Moral und der ſentimentaliſchen Stâtsweisheit, die unſer wohlmeynender und redſeliger

freund

freund RAYNAL den königen und völkern der erde auf allen blättern seines voluminosen werckes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die *grundsätze* betrift, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, dass es menschlicher, edler, besser, vortheilhafter wäre, in allen fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und consequent zu seyn. Aber gleichwohl werden die könige und völker der erde — so oft sie ihr *besonders Interesse* dabey zu finden *glauben* — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inconsequent und dem interesse des ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm freunde RAYNAL seine Moral streitig zu machen, immer den fall, wo sie ihr entgegen handeln, für eine *ausnahme* von der allgemeinen regel halten. Gerade so ists auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen köpfe in der welt denken so richtig darüber, als *Plato* und *Aristoteles* thun würden, wenn sie von den todten auferstünden, und die seine wirthschaft ansähen, die ein dutzend barbarische jahrhunderte in dem theile des erdbodens angerichtet haben, über, welchen sie einst

foviel licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem lichte den böfen Dämon des menfchengefchlecht verjagen zu können, welcher es ewig im nämlichen kreife von tugend und laster, weisheit und thorheit, wohlftand und elend, herumtreiben, und ewig verhindern wird, dafs es durch feine vergangene thorheiten nicht klüger werde.

WALDER. Indeffen ift, wie fie fehen, ein guter anfang gemacht.

DIETHELM. Allerdings! Ein fo guter anfang, dafs es würklich jammerfchade wäre, wenn es beym blofsen anfang bleiben follte. Was fchon gefchehen ift, ift in gewiffer rükficht viel; aber was ift es gleichwohl gegen das gute das noch gefchehen könnte?

WALDER. Wir haben noch nie foviel urfache gehabt das befte zu hoffen als in diefem augenblik.

DIETHELM. Die *Hyder* erfchrekt mich, der für jeden abgehaunen kopf wieder ein pâr andre wachfen.

WALDER. Deſto gröſser das verdienſt des *Herkules*, der ſie vertilgen wird! — Wir verſtehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet ſehen möchten, iſt ein *unſichtbares* ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchs-Klöſter, nicht die Mönchsorden — der MÖNCHS-GEIST iſt es, was vertilgt werden muſs. Aber dieſer *Kakodämon* iſt von einer ſo *Polypen*-artigen natur, daſs er, man ſchneide ſoviel ſtücke von ihm ab als man will, ſich immer wieder ergänzen und bey leben bleiben wird, ſo lange noch eine einzige runde oder ſpitzige kapuz, eine einzige ſchwarze, weiſſe, oder braune kutte übrig iſt, in die er ſich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen männern, die in dieſen masken ſtecken, nicht beſſer meynen als ich. — Wenn ich ſie von dem gefährlichen *Habit*, der heutigs tages einen ſo wunderlichen contraſt mit der auſſen-ſeite aller übrigen ehrlichen leute macht, befreyt ſehen möchte: ſo möchte ich ihnen hingegen von ihren perſönlichen gerechtſamen und anſprüchen an einen anſtändigen und glüklichen plaz in der menſchli-

chen

chen gesellschaft nicht einen sonnenstaub entzogen wissen.

DIETHELM. Ich kenne manche unter ihnen, die bey der veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr verstand, ihre talente, ihre wissenschaft, ihre geschiklichkeit zu geschäften, ihre annehmlichkeit im gesellschaftlichen umgang, würden durch ihre rükkehr in die welt, durch versetzung in einen grösern oder wenigstens nüzlichern und freyern würkungskreis sich ganz anders ausnehmen, als jezt, da ihr licht unter einem scheffel steht, und persönliche vorzüge, anstatt ihnen zum vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren brüdern und obern nicht selten zum verbrechen gemacht werden. In der that sind ihre Ordens-Geistliche was diesen punkt betrift, ohne alle vergleichung besser dran als die *Californischen Hamster*; und in so ferne sie nur soviel gnade vom himmel empfangen, mit der *kutte* auch den vorbesagten *unsaubern geist* von sich zu werfen, so bin ich versichert, dass es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern bestimmungen in der menschlichen gesellschaft brauchbar wären.

WAL-

WALDER. Hier, beſorge ich, lieber Diethelm, möchten ſie um ein gutes theil zuviel geſagt haben! Aber laſſen wirs auch dabey bewenden: ſo würde doch in dem *prieſterlichen ſtande*, der (wie ſie wiſſen) bey uns einen *unauslöſchlichen Charakter* aufdrükt, immer die gröſste ſchwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Inſtitut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die ſtelle zu ſetzen, wo er dem Stât und ſich ſelbſt am nüzlichſten wäre.

DIETHELM. Wie ſelten läſst ſich von irgend einem andern ſubject ſagen, daſs es juſt an dieſer ſtelle ſey! Warum wollte mans nun gerade mit den Mönchen ſo genau nehmen? Im nothfall läſst ſich ein ſuppentopf für einen kaffétopf gebrauchen; der kaffétopf kann ſich alſo im nothfall auch wohl zum ſuppenkochen gebrauchen laſſen. Vorzügliche geſchiklichkeiten werden, (zumal in einem Stât wo ſie ſelten ſind, und wo man das bedürfniſs derſelben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber, zugeſtanden, daſs der gröſste theil der Mönche, ihres prieſterthums wegen, zu ſogenann-

ten weltlichen geschäften und ämtern nicht qualifiziert wären: dies würde mich, wenn ich ihnen ihre bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unläugbar, dass in den meisten katholischen Staten an der einrichtung des kirchen- und schulwesens — auch was das gehörige verhältnis der anzahl der kirchen und schuldiener zu dem bedürfnifs der gemeinen betrift — noch vieles zu verbessern ist. In manchen gegenden sind der kirchspiele zu wenig; die pfarreyen sind, oft bey einem kaum zureichenden einkommen, mit mehrern filialen belastet; und manche dorfschaften haben zwey und mehr stunden zur kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine, oder so schlecht besoldete und übelversehene schulen, dafs es eben soviel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen gebrechen könnte durch aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten klöster würden einen fundus herstellen, woraus die zu jeder solchen verbesserung nöthige ausgaben bestritten würden. An orten, wo die pfarrey bisher durch einen ordensgeistlichen im na-

men seines Abbts versehen worden, würde die neue einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An anderu, wo neue pfarrkirchen und schulen zu dotieren wären, würden die güter eines benachbarten klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen klöstern könnten Seminarien künftiger kirchendiener, aus andern Seminarien tauglicher schullehrer, besonders für das landvolk gemacht werden. Die reichthümer der klöster reichen für das alles und noch mehrers zu. Und wie glüklich sind die Katholischen Stâten in diesem stücke vor den Protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche anstalten müssen in vielen der letzern unterbleiben, weil es an den mitteln zur ausführung fehlt: Jenen hingegen darf es nur an verstand und willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer verbesserung bedarf; vor den unkosten, so beträchtlich solche immer seyn mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitz an den reichen klöstern innerhalb seiner greuzen ein

ein POTOSI, einen ſchaz, der zu den treflichſten unternehmungen reichlich zureicht. —

WALDER. Und der, wiewohl er von allerley ſchwarzen und weiſſen geiſtern bewacht wird, doch viel leichter und ſichrer zu *heben* iſt, als die unterirdiſchen ſchätze, die den ſonntagskindern zuweilen von geſpenſtern oder erdgeiſtern gezeigt werden. Denn, zu gutem glücke, ſind es meiſtens ſehr materielle geiſter, die ſoviele berührungspunkte haben, daſs man es wahrlich ungeſchikt angehen müſste, wenn man ſie nicht dahinbringen könnte, ihre ſchätze gutwillig herzugeben: zumal da ſie im grunde, *wie die Greiffen in den alten Rittermährchen*, doch nur bloſs *die hüter* davon ſind, und deswegen keinen beſſern wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige ſeyn mag, dem ihre güter und ſchätze zugehören. — Ernſthaft zu reden, ich glaube daſs ſie auf den eigentlichen flek getroffen haben, wenn ſie behaupten, daſs man die *Kloſtergüter* nicht beſſer und ſchiklicher als auf *Kirchen und Schulen* verwenden könnte. Aber ihre

re meynung ist doch wohl nicht auch, aus den *Klo-sterherren* selbst — *Pfarrer* und *Schuldiener* zu machen?

DIETHELM. Warum nicht?

WALDER. Nun freylich, bey dem günstigen vorurtheile, so sie (wie es scheint) von der rechtschaffenheit, geschiklichkeit und frömmigkeit unsrer ordensgeistlichen gefasst haben, begreiffe ich leicht, wie sie sich überreden können, dass man ihnen einen so grosen einfluss auf die gegenwärtige und nächstkünftige generation ohne gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

DIETHELM. Ich verstehe ihr *Aber*, mein vorsichtiger Herr! Ihr misstrauen möchte wohl so ungegründet nicht seyn. *Aber* ich weiss ein mittel, wodurch wir uns der wackern männer gänzlich versichern, und sie so zuverläfsig machen können, dafs man ihnen, ohne mindeste gefahr, etwas noch wichtigers anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch wichtigers in einem Stât wäre, als die erzie-

hung der jugend und die moraliſche bildung und leitung des volks.

WALDER. Das mufs ein ſonderbares arcanum ſeyn! laſſen ſie hören, wofern meine neugier nicht zu unbeſcheiden iſt?

DIETHELM. Ganz und gar nicht. Mein mittel iſt ſo wenig ein arcanum, dafs es ſogar in Italien, ſogar mitten in der heiligen ſtadt Rom, auf den dächern gepredigt wird; und für ſeine wirkſamkeit wollte ich mit meinen leben ſtehen.

WALDER. Ach! Nun errath ichs! Sie wollen den geiſtlichen Herren — *Weiber geben?*

DIETHELM. Allerdings! und zwar *ohne ausnahme*; auch den *Biſchöffen*, nach der ausdrüklichen *apoſtoliſchen* verordnung des *Heil. Paulus*: EIN BISCHOFF SOLL EINES WEIBES MANN SEYN!

WALDER. Alſo — auch ohne den *Pabſt* auszunehmen?

DIETHELM. Warum nicht? Als *Biſchof von St. Johann im Lateran* (welches, wie ſie wiſſen,

sein älteſter, und — unter uns gesagt — *sein einziger inconteſtabler titel* iſt) kann er ſo gut eines weibes Mann ſeyn als der Erzbiſchof von Canterbury, der darum nicht weniger Primas und erſter geiſtlicher Lord von Groſs-Brittanien iſt.

WALDER. Es läſst ſich hören! Alles wohl überlegt denke ich nicht, daſs *die Gemahlin und kinder* eines jeweiligen Pabſts den *H. H. Apoſteln Peter und Paul* und dem *Stato della Chieſa* läſtiger fallen würden, als ſeine *Neffen und Baſen* — Es käme bloſs auf eine gute einrichtung an.

DIETHELM. Der *Apoſtel* PETRUS war verheurathet, (denn er hatte eine ſchwiegermutter, wie ſie aus dem Evangelio wiſſen) ohne daſs das witthum ſeiner frau oder daſs établiſſement ſeiner kinder der kirche (ſoviel man weiſs) viel gekoſtet hätten. Warum ſollte das bey ſeinem *nachfolger* nicht eben ſo gut angehen? Aber — ſoweit wollen wir uns vor der hand noch nicht verſteigen. Ich ſehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daſs die biſchöffe und fürſten der kirche ſchlechterdings ver-

verheurathet seyn müfsten. Ich möchte dies selbst bey den blofsen pfarrherren nicht zu einem *indispensablen gesetze* gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen würklichen kirchendienst mit hinlänglicher versorgung haben — heurathen *dürften*, und wenn es als eine *moralische pflicht* angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner mann ohne wichtige ursache sich selbst dispensiert. Sie wissen ohnezweifel, wie es hierin bey uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar *nicht bey strafe verbunden* sich zu verheurathen; aber das volk hat überhaupt kein rechtes zutrauen zu ehlosen pfarrern. Selbst der höchste grad von exemplarischer tugend und frömmigkeit würde kaum hinlänglich seyn, einen solchen Geistlichen mit den vorurtheilen seiner gemeine über diesen punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, dafs er sich nicht in den stand setze, seinen pfarrkindern auch durch die tugenden eines ehmannes und hausvaters vorzuleuchten: und dies allein mufs die würkung thun, dafs wenige Geistliche unter

den

den Protestanten ehlos bleiben; gesezt auch, dafs die freyheit — der stimme der natur und dem ersten gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

WALDER. Bey *unserm* volke würde die priester - ehe, wenn unsre klerisey auch durch den schluss einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegengesezte vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen vergünstigung bedienen wollten, allen respect bey ihrer hêrde verlieren; und ich glaube, sie sind hievon so überzeugt, dafs keiner der erste seyn wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte vorurtheile anstossenden schritt dem spotte der weltleute und der verachtung des gemeinen volkes ausseżte.

DIETHELM. Ich zweifle nicht, dafs die sache, wie alle ungewöhnlichen dinge, anfangs auffehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweyten viertel des sechszehnten jahrhunderts das volk in den Stâten, die sich der geistlichen ober-

herrſchaft des römiſchen ſtuhls entzogen, an die prieſter-ehe? Wie es damals gieng, ſo würde es wieder gehen. Ueberdies iſt auch der gemeine mann in den Katholiſchen ländern ſo einfältig nicht mehr, daſs er den eheloſen ſtand der geiſtlichen *in Concreto* würklich für etwas ſo heiliges und erbauliches halten ſollte, wie er ihm wohl zuweilen von der kanzel *in Abſtrakto* vorgeſpiegelt wird. Die Layen wiſſen über dieſen punkt zuviel von den kleinen geheimniſſen der geiſtlichkeit, und denken auch überhaupt, gröſstentheils ſchon zu vernünftig, als daſs eine bulle des heil. Vaters, worinn die vortheile der prieſter-ehe angeprieſen würden, nicht hinlänglich ſeyn ſollte, alle etwa noch übrigen *groſsmütterlichen ſcrupel* (*veteres avias*, wie ſie JUVENAL nennt) aus dem grunde auszureuten.

WALDER. Alles dies kömmt ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was ſie von kindheit an gehört und geſehen haben, übereinſtimmt, viel leichter vor, als es in der ausführung ſeyn würde. Wenn auch alle andere hinderniſſe gehoben wären,

ſo

o würde, dies bin ich gewifs, kein Prieſter von einiger delikateſſe ſich entſchlieſsen können, das erſte beyſpiel zu geben.

DIETHELM. *(lächelnd)* So müſste es nur *von oben herab* gegeben werden. Aber, in ganzem ernſt, ich bin gewifs, ein mann wie PIUS VI. dem alle verrichtungen und feyerlichkeiten des *Prophetiſchen* und *Hohen-Prieſterlichen amtes* ſowohl anſtehen, würde auch in *die Cerimonie ſeiner öffentlichen vermählung* ſoviel würde und etwas ſo rührendes und auferbauliches zu bringen wiſſen, daſs alles volk *Amen!* dazu ſagen, und kein einziger von denen, die ſein *Apoſtolat* anerkennen, länger anſtand nehmen würde, einem ſo ſchönen beyſpiele nachzufolgen. Ich bin gewifs, dies wäre der kürzeſte weg, alle hinderniſſe, die der ſache noch entgegen ſtehen, wegzuräumen. Und weggeräumt *müſſen ſie doch werden*, über lang oder kurz; oder es wird nie keine wahre Harmonie zwiſchen Kirche und Stât hergeſtellt, die kleriſey nie in ihre gehörigen ſchranken und in das bürgerliche verhältniſs

geſezt

gesezt werden, worinn sie stehen *muß*, wenn sie nicht ewig ein Stât im Stâte bleiben, und durch tausend Collisionen, die alle augenblicke wiederkommen, dem wohlstande des Ganzen immer im lichte stehen soll.

WALDER. Ich besorge in der that, dafs es endlich, wie sie sagen, dazu kommen *wird*.

DIETHELM. Wie? Sie *besorgen* es?

WALDER. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, dafs die vortheile, die dem gemeinen wesen durch die Priester-ehe, oder (welches eben soviel ist) durch herabwürdigung des *geistlichen* standes in den *bürgerlichen* zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehlosen stande der Priester entstehen, und durch den vorschlag, der jezt einigen wohlmeynenden leuten so sehr am herzen liegt, verlohren gehen würden.

DIETHELM. Ich habe wohl nicht nöthig. Ihnen die alten gründe zu wiederholen, die für die auf-

aufhebung des verbots der Prieſter- ehe ſeit einiger zeit in öffentlichen ſchriften wieder aufgewärmt worden ſind? Mir ſcheinen ſie von der entſcheidendſten ſtärke zu ſeyn.

WALDER. Das ſind ſie auch unſtreitig, aus dem geſichtspunkte, woraus ſie, mein freund, mit allen die — ſeit dem unſchuldigen alten ketzer Vigilantius bis auf dieſen tag — ihre ſtimme gegen den Cölibat der Geiſtlichen erhoben haben, die ſache anſehen. Ich geſtehe ihnen auch gerne, daſs der eifer womit die Biſchöffe von Rom, vom vierten jahrhundert an, auf dieſen punkt der kirchen- diſciplin gedrungen haben, hinlänglich ſeyn könnte, die abſicht deſſelben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürſten in unſern zeiten macht und mittel genug haben, die kleriſey ihrer Stâten, ehloſes oder verehlicht, in gebührendem reſpecte zu erhalten: ſo dünkt mich, *die alte geheimabſicht des Römiſchen hofes* komme gar nicht mehr in betrachtung; und wenn ich die aufhebung des Cölibats unſrer geiſtlichkeit mehr befürchte als wünſche, ſo

habe

habe ich dazu gründe, die auf einer ganz andern seite liegen.

DIETHELM. Sie erregen meine aufmerksamkeit.

WALDER. Ich setze als einen ausgemachten grundsatz voraus, dafs *gute sitten*, und eine *Religion*, *welche die sitten unterstüzt* und vor der verderbnifs müglichst verwahren hilft, die wesentlichste angelegenheit eines stâtes sind. Es braucht nur einen aufmerksamen blik auf den zustand der heutigen welt, um zu sehen, wie wichtig der dienst ist, den die *Chriſtliche Religion* dem Stât von dieſer seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das gegengewicht gegen die einflüſse der übermüthigen und unbesonnenen philosophie unsrer zeiten, die, unter dem vorwand uns aufzuklären und von vorurtheilen zu befreyen, alle bande der menschlichen gesellschaft in ihre zartesten faden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureiſſen? Je weniger das ist, was unsre angebliche aufklärung uns von der Religion unsrer väter übrig gelaſſen hat; je gemei-

meiner es unter den Grosen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angesehensten ständen zu werden anfängt, die Religion noch blos als ein *Politisch-Moralisches Mährchen*, gelten zu lassen, und jemehr sie durch diese art zu denken täglich von ihrem ansehen und nüzlichen einflus verliert, um so nöthiger scheint es mir, dass man bey abstellung und verbesserung offenbarer misbräuche (wie z. B. das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche theile der kirchlichen disciplin hand zu legen, die, *in unsern zeiten wenigstens*, vielleicht noch das würksamste mittel sind, die Religion bey demjenigen ansehen und einflusse zu erhalten, dessen erhaltung oder verlust keinem wohlgesinnten gleichgültig seyn darf. So wie in unsern zeiten misbrauch seyn kann, was vor einigen jahrhunderten ein guter brauch war: so ists auch sehr möglich, dass jezt, in rüksicht auf die gegenwärtige lage der sachen, etwas ein guter brauch ist, was vormals unter ganz andern umständen misbrauch war. Ehmals hatte die Klerisey zuviel ansehen und einfluss; izt hat sie zu wenig. Immerhin schaffe

man

man alle unnütze, alle entbehrliche Klericos ab. — Aber man laſſe den unentbehrlichen, denen, welchen die ſêlſorge anvertraut iſt, das anſehen, ohne welches ſie ihr amt nicht mit nutzen verwalten können. Dieſe ſêlſorge — (ich nehme das wort, wie billig, in ſeiner unverfälſchten bedeutung) macht den groſsen unterſchied zwiſchen ächten *chriſtlichen Pfarrherren* und den *Sacrificulis*, *Pfaffen*, *Bonzen*, *Fakirn*, *Lama's*, *Fufu's* und *Kakafus* unſrer und aller Religionen in der welt. Ein pfarrer iſt, als ſêlſorger ſeiner gemeine, eine art von moraliſcher vormund und auffeher; dies iſt es was ihn zu ihrem hirten, ſie zu ſeiner hêrde, ihn zu ihrem geiſtlichen vater, ſie zu ſeinen geiſtlichen kindern macht. Aber, wie ſoll er, ohne das anſehen und die macht eines auffehers, hirten und vaters, den pflichten dieſer ihm aufgetragnen ämter genugthun können? Und wie kann er dieſes anſehen behaupten, ohne die möglichſte unabhängigkeit von denen, die unter ſeiner moraliſchen aufſicht ſtehen?

DIETHELM. *Unabhängigkeit?*

WALDER. Sie erſchrecken ja vor dem wort unabhängigkeit wie vor einem popanz? — Bey euch Proteſtanten mag es freylich zu einem politiſchen grundſatze geworden ſeyn, die Geiſtlichen ſo tief niederzudrücken als möglich. Aber mich däucht, eine kleine aufmerkſamkeit auf das was Religion und ſitten bey euch dadurch gewonnen haben, ſollte uns Katholiken in adoptierung eurer grundſätze über dieſen punct ein wenig behutſam machen. — Doch, auf dieſem wege würden wir zu weit von dem unſrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verſtanden, lieber Diethelm, das wort unabhängigkeit ſoll uns nicht entzweyen! Meine meynung iſt, wie ſie wiſſen, nichts weniger, als der Kleriſey *Politiſche unabhängigkeit* und *exemtion* von der höchſten gewalt im Stât, welcher jedermann unterthan ſeyn ſoll, zuzugeſtehen. Ich will nicht, daſs die Geiſtlichen eingriffe in das obrigkeitliche amt ſollen thun können; oder daſs die heiligkeit des ihrigen ſie vor dem ſchwerte der ge-

rechtigkeit ſchütze, wenn ſie es durch verbrechen ſchänden. Ich räume ihnen keine gewalt über vermögen, ehre und leben der geiſtlichen ſchafe, ſo ſie weiden ſollen, ein; keine bannkeile, womit ſie ſogar die könige von ihren thronen herunterdonnern könnten; — kurz, ich verwandle die nachfolger der Propheten und Apoſtel in keine *Druiden*, wie unſre rohen neubekehrten väter vor 1300 jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingeſtehet, wie *bey uns* wenigſtens geſchieht — daſs ſie die nachfolger und ſtellevertreter der Propheten und Apoſtel ſind: ſo müſsen ſie auch das anſehen, die würde und die art von unabhängigkeit haben, ohne, welche ſie nicht würklich ſeyn können was ſie vorſtellen ſollen. Sie müſſen von dem volke nicht als *ihresgleichen*, ſondern als diener und geſandte desjenigen angeſehen werden können, der auch die könige der erden richtet. Ihr mund muſs frey ſeyn, die laſter des volks und der groſsen zu ſtrafen. Keine rükſichten auf perſönliche und ökonomiſche nachtheile, die ihnen daraus entſtehen könnten, müſſen ihre zunge binden, und die öffent-

lichen

lichen vertreter der wahrheit und tugend nöthigen, das intereſſe derſelben zu verrathen, oder läſsig und furchtſam zu bleiben. Und, was eben ſo weſentlich iſt, ſie müſſen in ſolchen umſtänden ſeyn, daſs ſie die erhabne ſittenlehre des Evangeliums, die geringachtung der vergänglichen befriedigungen dieſes irdiſchen lebens gegen die ewigen güter des zukünftigen, den himmliſchen ſinn, die allgemeine liebe und wohlthätigkeit, die aufopfrung ihrer ſelbſt für ihre gemeine u. ſ. w. noch ſtärker *durch ihr beyſpiel und leben* als durch lehren und declamationen predigen können. Aber wie ſoll alles dies möglich ſeyn, wenn wir ſie, bey ihrem ohnehin ſo mäſsigen und meiſtens kärglich zugemäſsenen einkommen, noch mit der ſorge für weib und kinder beladen? ſie dadurch in allerley ihrem erhabnen beruf hinderliche geſchäfte und zerſtreuungen verwickeln? ſie durch alles dies mit dem geringſten ihrer untergebnen in einerley categorie ſtellen, und nicht nur von den weltlichen herren und ihren dienern, ſondern von dem gemeinen manne ſelbſt in tauſend rückſichten abhängig machten?

ten? Wie ſoll derjenige gaſtfreyheit und wohl-
thätigkeit ausüben, und alles, was er ſeinem noth-
dürftigen bedürfniſs entziehen kann, immer mit
den armen und nothleidenden zu theilen bereit
ſeyn können, der öfters (wie es bey euch Prote-
ſtanten ganz gewöhnlich ſeyn ſoll) mit der ange-
ſtrengteſten nebenarbeit kaum noch ſoviel zu ſei-
nem armſeligen taglöhnersgehalt verdienen kann,
als er gebraucht, um ſeinen kindern brod und noth-
dürftigen kleidung zu ſchaffen? Wie ſoll der die
geſchäfte des reichs Gottes mit würde treiben, die
fache der wahrheit und gerechtigkeit mit dem ge-
hörigen eifer führen, und die ſünden des volks mit
freymüthigem ernſt und nachdruk ſtrafen können,
oder zu einem *David* ſagen dürfen: „*du biſt der
mann des todes*“ — der dem volke wegen ſeiner
dürftigkeit verächtlich iſt, und dem eine lage, wo-
rin er jedermann in acht nehmen und ſchonen
muſs, allen muth benimmt, als einer der gewalt hat
zu ſprechen? — Sehen ſie, lieber Diethelm, von
dieſer ſeite betrachte ich den ſeit einiger zeit diſ-
ſeits und jenſeits der Alpen ſo eifrig in bewegung

ge-

gebrachten vorſchlag, unſrer geiſtlichkeit den eheſtand zu erlauben. In meinen augen würde dies einer der tödtlichſten ſtöſse ſeyn, den unſre Mode-Philoſophie dem nöthigen anſehen der kleriſey, und dadurch mittelbarerweiſe der Religion ſelbſt beybringen könnte; und, ſo ſehr auch die gebieter über unſer irdiſches ſchikſal die bevölkerung (aus urſachen, über die ich mir leider! keine illuſion machen kann) auf alle mögliche weiſe zu begünſtigen geneigt ſeyn mögen: — ſo däucht mir doch der vortheil, der dem Stât dadurch zugehen könnte, wenn auch unſre geiſtlichkeit zum bevölkern angehalten würde, nur eine ſehr ſchlechte entſchädigung für die nachtheiligen folgen zu ſeyn, die ich aus dieſer ſtâtswirthſchaftlichen ſpeculation hauffenweiſe und in einer unendlichen progreſſion hervorwimmeln ſehe.

DIETHELM. Ich müſste groſse luſt haben den Sophiſten zu ſpielen, wenn ich läugnen wollte, das in ihrer vorſtellungsart über dieſen punct etwas wahres iſt. Aber *entſcheidend* kann ich ihre ein-

wendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: dafs die fache mehr als *eine* feite hat; dafs fich unter den gegenwärtigen umftänden, eben fo wichtige gründe für als wider den Cölibat der Geiftlichen hervorthun; und dafs es alfo um fo nöthiger wäre, auf ein auskunfts-mittel zu denken wodurch den beyderfeitigen Inconvenienzien geholfen werden könnte, ohne dafs man genöthigt wäre, die Geiftlichen an ein für die meiften fo widernatürliches, und für die gemeine, denen ihr beyfpiel vorleuchten foll, fo wenig erbauliches enthaltungs-gelübde anzufeffeln.

WALDER. Und *dies auskunftsmittel?*

DIETHELM. *Ift fchon gefunden*, liegt vor uns! Wie ifts möglich, dafs fie es überfehen können? Die KLOSTERGÜTER, lieber Walder, *die klofter-güter reichen zu allem zu.* Sie haben doch nicht fchon wieder vergeffen, dafs wir *alle* Mönchsorden aufgehoben, und *alle* ihre güter und kirchenfchätze eingezogen haben? Der dritte theil davon ift, wie ich gewifs glaube, mehr als hinlänglich, um

allen

allen pfarrherrn in jedem katholiſchen lande ein ſo reichliches einkommen zu ſtiften, daſs ſie, ſo gut als irgend ein *Rector in der Engliſchen Kirche*, mit ihren familien ſtandesmäſsig davon leben, ihre kinder gebührlich erziehen und verſorgen, und dennoch immer ſoviel übrig haben können, um die pflichten der gaſtfreyheit und menſchenliebe auf eine ſehr edle art auszuüben.

WALDER. Nun, *daran hab' ich freylich nicht gedacht* — und es lag mir doch, wie ſie ſagen vor der naſe! Das muſs man ihnen laſſen, Dietheim, Sie haben eine glükliche Imagination! Eh man ſichs verſieht, iſt ſie mit ihnen — im SEVERAMBENLANDE. Aber, im ernſte, ſollten ſie wohl eine ſo gutherzige ſêle ſeyn, zu glauben, daſs auf dieſem unſerm armen *Globus Terraqueus*, wo von allen politiſchen und patriotiſchen träumen der menſchenfreunde und kosmopoliten, ſeit dem Babyloniſchen thurmbau bis auf dieſen tag, nicht ein einziger jemals zur würklichkeit reif geworden iſt, ſoviel weisheit und tugend wäre, daſs ein ſolches

ches project wie das ihrige zu ſtande kommen könnte?

DIETHELM. Ich beſorge beynahe ſelbſt, daſs ich immer zu gut von den menſchen denke.

WALDER. *Nicht zu gut* — denn man kann nicht zu gut von den menſchen denken: *nur zu zeiten nicht ſchlecht genug*; denn man kann auch nicht ſchlecht genug von ihnen denken. Suchen ſie bey den bewohnern unſers planeten alles was ſie wollen, nur *keine reine abſichten*, nur *keine conſequenz im kopfe*, und kein *ausharren beym wahren und guten*, *weil* es *wahr* und *gut* iſt! — Mir iſt kein einziges beyſpiel bekannt, daſs menſchen jemals ein gutes werk unternommen hätten, ohne etwas daran *unvollendet* zu laſſen, oder irgend einen ſchwanz *dranzuflicken*, und *gerade durch das, was ſie unvollendet ließen oder dran flikten, alles übrige, was ſie gut gemacht hatten, wieder zu verderben.* Wiſſen ſie eines, Diethelm, ſo bitte ich ſie, bereichern ſie mich durch die mittheilung einer ſo ſeltnen ſeltenheit.

DIET-

DIETHELM. Ich will mich beſinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten ſie von dem project, die proteſtantiſchen kirchen mit der katholiſchen wieder zuſammen zu ſchmelzen, woran, dem vernehmen nach, einige kosmopoliten und menſchenfreunde von neuem ſo eifrig arbeiten ſollen?

WALDER. Und was halten ſie von der neuen Menſchen-Generation, die jezt nach dem ſchönen project der frau *Gräfin von Genlis* gezeugt, gebohren und erzogen werden wird; und von den herrlichen wundern, die durch dieſe menſchen -- wie noch keine geweſen ſind — im neunzehnten jahrhundert werden zu tage gefödert werden?

DIETHELM. Und ſie, Walder, was halten ſie von einer *Toleranz*, vermöge deren (wie neulich gewiſſe zeitungen verſicherten) der übergang von der herrſchenden Religion zur geduldeten als ein *verbrechen* geſtraft werden ſoll?

WALDER. Und von der groſsen reformation, die in dieſem lezten viertel des achtzehnten jahrhunderts noch zu ſtande kommen ſoll?

DIETHELM. Und von den gewaltigen weltbegebenheiten, welche die den 3ten November a. c. bevorstehende grofse zusammenkunft des Jupiters mit seinem vater Saturnus nach sich ziehen wird?

WALDER. Wissen sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug ist, um alles was gleifst gleich für gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen *Juvenal* zu muthe seyn mochte, da es ihm so schwer vorkam *Satyram non scribere.* Aber bey dem allem ist *für leute die gern in heiler haut schlafen* doch nur EIN guter rath —

DIETHELM. Und *der* ist?

WALDER. Des MERRY ANDREW seiner beym PRIOR:

Mind neither good nor bad, nor right nor wrong,
But eat your pudding, Slave, *and hold your tongue!*

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,
Iss deinen pudding, Sclav, und halt dein maul!

VIII.

SENDSCHREIBEN
AN
EINEN JUNGEN DICHTER. (*)

Nun wohlan dann, mein junger freund! niemand kann ſeinem ſchikſal entrinnen; und wenn auch ſie zum *lorberkranz* und *dunkeln kämmerchen* des göttlichen TASSO oder zum *Spital* und *nachruhm* des Portugieſen CAMOENS beſtimmt ſind, kann ich ſchwacher ſterblicher es verhindern?

Ich habe ihre beichte gehört, und ihren ganzen caſus wohl erwogen. Ihr innerer beruf ſcheint in der that keinem zweifel unterworfen zu ſeyn.

Eine

(*) *der noch gebohren werden ſoll.*

Eine ſo ſcharfe ſtimmung aller äuſſern und innern ſinne, daſs der leiſeſte hauch der Natur das ganze organ der ſêle, gleich einer *Aeolsharfe*, harmoniſch ertönen macht, und jede empfindung die melodie des objects, wie das ſchönſte Echo, im reinſten einklang, verſchönert zurükgiebt, und, ſo wie ſie ſtuffenweiſe verhallt, immer lieblicher wird —

Ein gedächtnis, worinn nichts verlohren geht, aber alles ſich unmerklich zu jener feinen, bildſamen halbgeiſtigen maſſe amalgamirt, woraus die Fantaſie ihre eigenen neuen zauber-ſchöpfungen hervorhaucht —

Eine einbildungskraft, die durch eine unfreywillige innere diſpoſition alles individuelle idealiſiert, alles abſtracte in beſtimmte formen kleidet, und unvermerkt dem bloſſen zeichen immer die ſache ſelbſt oder ein ähnliches bild unterſchiebt; kurz, die alles geiſtige verkörpert, alles materielle zu geiſt reinigt und veredelt —

Eine

Eine warme, von jedem anhauch auflodernde fêle, ganz nerve, empfindung und mitgefühl, die ſich nichts todtes, nichts fühlloſes in der Natur denken kann, ſondern immer bereit iſt, ihren überſchwang von leben, gefühl, und leidenſchaft allen dingen um ſich her mitzutheilen: immer mit der behendeſten leichtigkeit andre in ſich, und ſich in andre verwandelt —

Eine von der erſten jugend an erklärte und nie ſich verläugnende leidenſchaftliche liebe zum wunderbaren, ſchönen, und erhabenen im phyſiſchen und moraliſchen —

Ein herz, das bey jeder edlen that hochemporſchlägt, vor jeder ſchlechten, feigherzigen, gefühlloſen, mit abſcheu zurükſchaudert —

Zu allem dieſem, bey dem heiterſten ſinne und leichteſten blute, ein angebohrner hang zum nachſinnen, zum forſchen in ſich ſelbſt, zum verfolgen ſeiner gedanken, zum ſchwärmen in der Idêen-welt — und, bey der geſelligſten gemüthsart und der zärtlichſten lebhaftigkeit der ſympathetiſchen neigun-

gungen, eine immer vorſchlagende liebe zur einſamkeit, zur ſtille der wälder, zu allem was die ruhe der ſinnen befördert, allem was die ſêle von den gewichten erleichtert, wodurch ſie in ihrem eigenthümlichen freyen fluge gehemmt wird, oder was ſie von den zerſtreuungen befreyt, die ihr inneres geſchäfte ſtören —

Freylich, wenn dies alles nicht natürliche anlage zu einem künftigen Dichter iſt, nicht hinreicht einem jüngling ſicherheit zu geben, daſs es (mit dem *Philoſophen der Dichter* zu reden) die Muſen ſelbſt ſeyen, die ihm die ſchöne raſerey zugeſchikt; die er eben ſo wenig, als Virgils *Cumäiſche Sybille* den prophetiſchen Gott, von ſich ſchüttetn kann —

Seyn ſie ruhig, mein freund! Ich erkenne und ehre den unauslöſchlichen charakter, wodurch die Natur ſie zum Prieſter der Muſen geweyht hat: und da es, nach dem göttlichen PLATO, bloſs darauf ankömmt, daſs die *Muſen-wuth* *) um die ſchönſten

(*) ἡ ἀπο Μουσων μανια

ſten würkungen zu thun, *eine zarte und ungefärbte ſele* (*) ergreiffe: ſo müſste ich mich ſehr an ihnen irren, oder ſie werden der theorie unſers Philoſophen ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches kennzeichen eines ächten innern berufs annehmen, aber wenigſtens pflegt ſich faſt immer bey künftigen *Virtuoſen*, bey Dichtern, Mahlern u. ſ. w. von der erſten jugend an, ein beynahe unwiderſtehlicher trieb zu der kunſt, in welcher ſie vortreflich zu werden beſtimmt ſind, zu äuſsern — und auch dieſes zeichen der erwählung findet ſich an ihnen, mein junger freund.

„Ich kann mich (ſagen ſie mir) ſoweit ich in „meine erſten lebensjahre zurükzuſehen vermag, „keiner zeit erinnern, wo ich nicht verſe gemacht „hätte. Die angebohrne empfindlichkeit meines „ohrs für *die muſik ſchöner verſe* — die wolluſt, „in welcher ich ſchwamm, wenn ich mir ſchon als

„knabe

(*) ψυχην ἀπαλην και ἁβατον.

„knabe gewiſſe vorzüglich ſchön verſificierte ſtellen
„in alten oder neuern Dichtern, beſonders in der
„*Aeneis* und in *Horazens Oden*, laut vordeclamier-
„te, — das häufige wiederholen und verweilen
„bey ſolchen ſtellen, an denen ſich, auch wenn ich
„ſie ſtill las, ich weiſs nicht welch ein innwendi-
„ges geiſtiges ohr, womit mich die Natur beſchenkt
„hat, wie am verhallenden nachklange des geſan-
„ges der Muſen, weidete — alles dies kam bey
„mir dem unterrichte zuvor: und ſo fand ſichs, daſs
„ich alle arten von verſe machte und eine menge
„von regeln beobachtete, eh ich den mindeſten ge-
„lehrten begriff von *Proſodie*, *Rhythmus*, *poeti-*
„*ſchem Numerus*, *nachahmender Harmonie*, und
„dergleichen hatte. Nichts glich meiner liebe zu
„den Dichtern als die leichtigkeit womit ich ſie ver-
„ſtand, das intereſſe, das ſie mir einflöſsten, und
„die beynahe ekſtatiſche entzückung, in welcher
„ich ſtundenlang im genuſs einer vorzüglich ſchö-
„nen ſtelle, und in den *viſionen*, die dadurch in
„meiner ſele veranlaſst wurden, verharrete. Ueber
„meinem VIRGIL, HALLER, MILTON, und KLOP-

„STOKS ersten fünf gesängen, vergafs ich essen „und trinken, spiel, schlaf, mich selbst und die „ganze welt. — Ich erfuhr zwar, von früher jugend „an, von seiten derer, denen meine erziehung von „natürlicher oder bezahlter pflicht wegen oblag, „den nehmlichen widerstand, womit *Ovid*, *Arioſt*, „*Taſſo*, *Marino*, und soviele andre berühmte Dich„ter, zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur „siegte, und der Genius oder Kobolt (wie sie ihn „lieber nennen wollen) der mich besafs, wollte sich „weder in gutem noch bösem austreiben lassen. „Wenn ich auch keine verse machte, meine *musen*„*feindlichen* aufseher hatten damit wenig gewon„nen. Alle Idéen und kentnisse, womit sie meine „sêle vollzustopfen beflissen waren, fielen entweder „wieder durch, oder verwandelten sich in poeti„schen stopf. Was ich nur trieb, Metaphysik, Mo„ral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde „in mir zu Epopêe und Drama; und während uns „der lehrer mit der mine eines Mystagogen die Leib„nitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich „in meiner transcendentalischen einbildungskraft der

„plan *eines gedichts über den ursprung der Venus*
„*aus dem Meerschaum*; oder ich liefs die *bildsäule*
„*Pygmalions* sich vor meinen augen beleben, oder
„erklärte mir, wie das grofse prinzipium der *or-*
„*phischen Kosmogonie*, die LIEBE, gleich der *Leyer*
„*Amphions*, durch ihre anziehungskraft die ele-
„mente in eine welt habe zusammenfügen kön-
„nen —".

Was kann ich ihnen, mein Lieber, gegen *that-sachen* von dieser stärke einwenden? — Ich glaube meine eigne geschichte zu hören. Alles dies war, von wort zu worte, vor 35 jahren, mein eigner fall; und wenn ich sie, nach so deutlichen fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen ufer des gefährlichen *Rubicons* aufhalten möchte: so habe ich wenigstens ganz andre ursachen dazu, als mifstrauen in ihre anlage und fähigkeiten.

Schon die ersten blumen des fruchtbaren bodens, der ihnen zu theil worden ist, so bescheiden sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von ihnen die schönsten hofnungen zu machen;

und um so gewissere, eben darum weil sie, bey einem so entschiedenen Naturberuf, und bey so vielen voriibungen und studien von mehrern jahren, noch immer so wenig mit ihren eignen produkten zufrieden sind, und durch einen beyfall, den sie zu verdienen sich nicht bereden können, beynahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten tadel. Ich kenne kein entscheiderndes merkmal eines *wahren talents* als diese schwierigkeit sich selbst ein genüge zu thun; dieses unermüdete höherstreben; diese unaffectierte verachtung dessen, was man schon ist, gegen das was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine gefühl für die schönheiten in den werken andrer, und für die mängel in seinen eigenen: — eigenschaften, die ich so oft an ihnen wahrzunehmen gelegenheit habe, und die bey jungen und alten Dichtern so selten sind.

Stauven sie mich immer an soviel sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohlbegründete überzeugung, dass, MUTTER NATUR würklich

die abſicht hatte einen Dichter aus ihnen zu machen, und daſs ſie, wenn ſie ſich ihrem hang überlaſſen, ganz Dichter und alſo für alle andre lebensarten verlohren ſeyn werden; gerade dies iſts, was mich für ſie zittern macht. Unglüklicher weiſe hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen groſsen punct gedacht, daſs PLUTUS zu ihrem plan hätte beygezogen werden müſſen. Wie konnte ſie vergeſſen, daſs die Dichter, ſo wenig als die Paradiesvögel, von blumendüften leben können; und daſs gerade der mann, dem alle Elementargeiſter zu gebote ſtehen, und dem es nur einen federzug koſtet, um die herrlichſte zaubertafel aus der erde hervorſteigen zu laſſen, unter allen menſchen in der welt dem hungerſterben am nächſten iſt, wenn nicht zufälliger weiſe irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen iſt) beſſer für ihn geſorgt hat, als die Natur, die Muſen — und er ſelbſt.

Ein anders wäre, wenn ſie die miene hätten dem weiſen Rathe zu folgen, den Hr. Klinggut ſeinem

freunde

freunde giebt (*), die Poeterey (mit der es, wie er meynt, doch immer in allem betracht eine unfichre fache ift) blofs als nebenwerk neben einem einträglichen amte, oder einer andern ehrbaren, gelehrten oder bürgerlichen, nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmal, fagt Hr. Klinggut, ein fchöner tag in deinen garten,

Dein Kaffe und die vögel warten
Nebft deinen blumen fchon auf dich;
Du wirft entzükt, du freuft dich inniglich,
Du kennft fchon die Natur und fie kennt dich,
Und eh du's merkft, macht fie dich felbft zum Dichter.
Ruft dann die Kurie als Richter,
Dein amt, dein haus, dein freund, nichts auf der welt, dich ab:
So eil und lauf in vollem trab,
Hol dir ein blat papier und fchreibe,
Von keinem beffern zeitvertreibe
Gereizt, den ganzen langen tag,
Und fchiks nach Deffau in verlag.

 Das

(*) S. deffen Epiftein. Erfter Heft. S. 22. u. f.

Das ist doch eine art sich mit der Natur und den Musen auf einen fuss zu setzen, wobey man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die verse, die man so nach Dessau in verlag schikt, sind dann freilich auch darnach; und man muss gestehen, dass *die Dichter vom engern ausschusse* sich gewöhnlich ganz anders dazu angeschikt haben. Wer nur alsdann verse macht, wenn er sonst auf der gotteswelt nichts zu thun weiss, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlohrnen stunden mit mahlerei abgeben wollte, ein Raffael Mengs seyn würde.

Was ich ihnen hier sage bleibt unter uns. Bewahret mich, ihr Grazien, dass ich die herren, die ihre verlohrnen stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, *sie*, mein junger freund, sind, zu ihrem glük oder unglük, keiner von dieser Categorie. *Ihre* liebe zur Muse ist eine ernsthafte leidenschaft, die das schiksal ihres lebens entscheiden wird.

Sie

Sie werden überall, in allen vorfallenheiten, verhältniſſen, geſchäften, händeln, leiden und freuden ihres erde-wallens, DICHTER ſeyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein DICHTER denkt, fühlt, ſpricht und handelt: und, wenn ſie auch zehn jahre hintereinander keinen einzigen vers gemacht hätten, ſo wird doch alles, was ſie in dieſen zehn jahren geſehen, gehört, verſucht, gethan und gelitten haben, entweder *Poeſie geweſen* oder *zu Poeſie geworden* ſeyn; und es werden am ende dieſer (dem anſchein nach) für die Muſen verlohrnen periode ihres lebens mehr *keime* und *embryonen von gedichten aller art* in ihrer ſele liegen, als ſie, wenn ſie auch BODMERS oder *Neſtors* jahre erreichten, nicht auszubrüten zeit haben würden.

Aber, ach! dies iſts nicht allein. Sie werden auch *thorheiten begehen*, die nur ein DICHTER begehen kann — werden mit dem glüklichſten kopfe, mit dem beſten herzen, alle augenblicke in einem falſchen lichte vor der welt ſtehen; immer klagen

und vorwürfe hören, und doch immer *nur sich selbst* schaden thun; und, wie sie es auch anstellen mögen, um die welt zu überzeugen, dafs sie ein unschuldiges, harmloses, wohlmeynendes wesen sind, doch immer als ein wunderthier angestaunt werden, in dessen art zu denken und zu seyn die leute sich nicht finden können, und in dessen verstand oder herz alle augenblicke mächtige zweifel gesezt werden.

Alles dies, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme folgen auf das leben eines menschen, der mit dem bewunderten, verachteten, beneideten, verhafsten, geschmeichelten, und fast immer schlechtbelohnten talente begabt ist, das ihm so sonderbare vorzüge vor den gewöhnlichen menschen; so viel gewalt über ihre einbildungskraft, und so unerschöpfliche mittel sich selbst zu helfen — in der seinigen giebt. Das goldne ΛΑΘΕ ΒΙΩΣΑΣ,

Der unbemerkte schmale pfad durchs lebens (*)

der

(*) *Fallentis semita vitae*, HORAT. *Ep.* 18.

der ewige wunſch aller ſêlen, die *zum ſtillen genuſſe der Natur* und zum *leben mit ihren eigenen Idéen* gebohren ſind, wird für ſie *der baum des Tantalus* werden. Eine verhaſste Celebrität, der ſie unmöglich entgehen können, wird ihre ruhe vergiften, und einen unverſieglichen ſchwall von tauſend nichtswürdigen, aber nur deſto beſchwerlichern kleinen plagen über ſie ergieſſen, die ihnen nicht einmal *die arme täuſchung* übrig laſſen werden, ſich für das vergnügen, ſo ſie der welt machen, wenigſtens mit *liebe* belohnt zu glauben.

Eine *Muſenliebe*, wie die ihrige, endet ſich gewöhnlich wie die leidenſchaft eines unerfahrnen pârs von *turteltauben-ſêlen*, die einander ſtatt alles andern brautſchatzes einen unermeſslichen fond von zärtlichkeit zubringen, und in dem ſüſſen wahne, daſs die liebe ſie ewig ſpeiſen und tränken werde, aller vorkehrungen gegen die bedürfniſſe des lebens vergeſſen haben. Der bezauberte Liebhaber iſt vollkommen verſichert, daſs an der ſeite ſeiner Geliebten eine ſtrohhütte ein féenpalaſt ſey; daſs er, bey

den ſtralen aus ihren augen, keines lichts, an ihrem wärmenden buſen keiner feuerung, kurz, in dem Ocean von wonne, worin ſeine trunkne ſêle taumelt, gleich den Göttern im himmel, nichts bedürfe als — daſs *der ſüße wahn ewig daure!* Aber, das iſts eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daſs ſtunden, tage, monate, vielleicht ganze jahre, kommen werden, wo die Fantaſie, ihrer zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen gefühle des gegenwärtigen preisgiebt; und daſs ſie, vermöge ihrer immer täuſchenden natur, die übel, die uns drücken, eben ſo ſehr vergröſsert, als ſie in glüklichen ſtunden das angenehme unſers zuſtandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daſs, wenn es auch in der natur wäre, aus dem ſchönen *Endymions-traume*, worein ſie uns verſenkt hat, nimmer von uns ſelbſt zu erwachen: doch gewiſs *die nüchternen leute um uns her*, aus gutem oder böſem willen, nicht ermangeln würden, uns ſo lange zu ſchütteln und zu rütteln, bis ſie uns den ſchlimmen ſtreich geſpielt hätten,

der

der jenem *Korinthier* von ſeinen anverwandten wiederfuhr, da ſie ihm ſo lange nieſewurz gaben, bis die herrlichen tragödien verſchwanden, die er auf der lêren ſchaubiihne zu ſehen glaubte.

Dieſer umſtand allein wäre ſchon hinlänglich, alle meine beſorgniſſe bey dem lebenswege, den ſie einzuſchlagen begriffen ſind, zu rechtfertigen. Ein wahrer DICHTER — (ſo ſelten auch, nach verſichrung des vorbelobten herrn Klinggut, die Luisd'or und — die zuckermandeln bey ihm ſind (*) — befindet ſich doch ungefähr in eben der lage gegen die welt, worin ſich ein beſitzer des *ſteins der weiſen* befinden würde. Beyde könnten vielleicht, je-

(*) *Und ſeine Luisd'or? Da ſtehts nun auch ſo ſo!*
Mit groſchen hört man bey der waſſerflaſche
Wohl einen Dichter in der taſche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein ſchweißgeld zählt; doch Gold — ho!. ho!
Ein Bömiſch dorf! — Nein, Gold und Zuckermandeln,
Konfecte, Wein und Ordensband
Sind unſer einem nur dem namen nach bekannt.
Epiſteln. S. 21.

jener mit seinem *talisman* im *kopf und herzen*, und dieser mit seinem *pulver* in der *tasche*, glüklich seyn: wenn nur eine möglichkeit wäre, ihr geheimnis vor der ganzen welt zu *verbergen*. Aber da dies nicht wohl angeht: so mögen sich beyde darauf verlassen, dass man mittel genug finden wird, sie für den vortheil, den sie vor andern wackern leuten haben, büssen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das glük ihres künftigen lebens fürchte, so sind die *Louisd'or* und die *Zuckermandeln* wohl das wenigste was mir im sinne liegt. Der leztern, mit allem zubehör von confecten und weinen (die ordensbänder etwa ausgenommen) werden sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu soviel gold, als ein Dichter braucht, der eben keine ansprüche an eine *Villa* — wie BOILEAU'S und POPE'S, oder gar an ein *Ferney* macht, wird wohl auch noch rath werden. HORAZ speiste, so oft er wollte, an den tafeln der grossen in Rom; wohnte so oft und so lange als es ihm gefiel in dem prächtigen hause

Mä-

Mäcens, oder in seiner herrlichen *Villa zu Tivoli*, hatte sein eigenes kleines *Sabinum* — kannte beynahe keine andre plagen, als die er, durch das unglük, Rom's erster Lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publico, und von seiner celebrität zu leiden hatte: und fand sich doch öfters so davon zusammengedrükt, dass ihm, bey aller seiner liebe zu den Musen, in der ungedult die lästerung entfuhr: der heucker sollte ihn holen, wenn er seine zeit nicht lieber verschlafen als verse machen wollte.

Lesen sie, was dieser liebenswürdige Dichter, — der ein eben so feiner weltmann als ein mann von Genie und auserlesenen kenntnissen war — an vielen stellen seiner briefe, besonders im *neunzehnten*, an *Mäcen*, und im *zweyten* an *Julius Florus*, von den ungemächlichkeiten und drangsalen des poetischen berufs sagt; und lesen sie, wenn sie wollen, auch die zusätze seines neuesten commentators, der seinen autor (aus dem sehr simpeln grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war) anschau-

schaulicher und inniger als viele andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmal sein schikfal erfüllen muss, wenigstens gut, wenn man weiss, wessen man sich zu versehen, und wieviel oder wenig man auf die einnahmen, die man für *die sichersten* hielt, rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen *lufterscheinungen*, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle laufbahn beginnt, deren ziel unter tausend mitlaufenden nur so wenige erreichen, ist vielleicht die *süsseste* — der wahn: dass etwas mehr als beyfall, mehr als das eitle *digito monstrari et dicier*, HIC EST, dass *die Liebe der Nation, für die er arbeitet*, der preis seiner unermüdeten bestrebungen seyn werde. Schmeicheln sie sich nicht mit einer so eiteln hofnung, mein Freund! Das höchste, worauf sie zählen können, sind *augenblicke von gunst*, kurze *aufbrausungen*, von dem vergnügen, so sie uns in diesen augenblicken gemacht haben, veranlasst, und wofür man sie *durch die gefälligkeit, sich von ihnen ver-*

gnügen

gnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem momente an, da wir wahrnehmen, oder uns auch nur einbilden, dafs sie nach unserm beyfall ringen, betrachten wir sie mit eben den augen, womit wir alle andre *prätendenten an virtuosität* in den ergötzenden künsten sehen; und sie stehen, (es mag ihnen nun gefallen oder nicht) mit *taschenspielern*, *luftspringern* und *baladins* in Einer linie. Alle ihre anstrengungen, einen hohen grad von vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als *schuldigkeit* an; und wehe ihnen, wenn sie nicht immer sich selbst übertreffen, oder sich jemals für erlaubt halten, auf ihren lorbêrn einzuschlummern!

Sie werden diesen gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe ihnen noch nicht das ärgste gesagt. Ihre lage gegen das publicum als *Dichter* ist weit weniger vortheilhaft, als wenn sie die ehre hätten ein grofser *Cadenzenmacher*, oder — der pariſiſche *Grand-Diable* zu seyn. In diesen künsten hat ungefehr jedermann einen mâs-

stab,

ſtab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um dieſe oder jene wunderdinge zu leiſten. Aber in der *Muſenkunſt* iſts gerade das widerſpiel. Unter tauſend leſern hat kaum einer einen deutlichen und beſtimmten begriff von den *ſchwierigkeiten* und von dem *höchſten der kunſt*. Die leſer oder zuhörer fühlen wohl, ob man ſie intereſſert oder gähnen macht: aber das iſt auch alles! Und da ein ſehr mittelmäſſiges oder höchſt nachläſſig gearbeitetes werk, eben ſowohl als ein meiſterſtük, etwas intereſſantes haben kann: ſo können ſie ſich darauf gefaſst machen, daſs, ſobald ihr werk aufgehört hat eine *meß - neuigkeit* zu ſeyn, der erſte beſte Roman, der etwas *neues* iſt, ein wenig wiz, hier oder da eine überraſchende ſituation, eine rührende ſtelle oder ein ſchlüpfriges gemählde hat, ſich der aufmerkſamkeit der leſenden welt bemächtigen, und ihre arbeit, hätten ihnen auch alle neun Muſen daran geholfen, auf die ſeite drängen wird. Hoffen ſie nicht durch irgend eine anſtrengung, irgend eine idealiſche vollkommenheit, zu der ſie mit allen

kräf-

kräften ihres geiſtes emporſtreben, endlich einmal zu erhalten, was ſie, nach *ihren* begriffen von der kunſt, und im lebendigen bewuſtſeyn deſſen was ſie geleiſtet haben, für bloſse *gerechtigkeit* anſehen. Sie werden ſie nie erhalten; nicht weil man ihnen gerechtigkeit verſagen *will*, ſondern weil man keinen begriff von allem dem hat, was man wiſſen müſste, um ſie ihnen wiederfahren zu laſſen.

Wenn ein poetiſches werk, neben allen andern weſentlichen eigenſchaften eines guten gedichtes, das iſt was HORAZ *totum teres atque rotundum* nennt; wenn es bey der feinſten *politur* ie grazie der höchſten *leichtigkeit* hat: wenn die ſprache immer rein, der ausdruk immer angemeſſen, der rhythmus immer muſik iſt, der reim ſich immer von ſelbſt, und ohne daſs man ihn kommen ſah, an ſeinen ort geſtellt hat: wenn alles wie mit *Einem guſs gegoſſen*, oder mit *Einem hauch geblaſen* daſteht, und nirgends einige ſpur von mühe und arbeit zu ſehen iſt: ſo kann man ſich ſicher darauf verlaſſen, daſs es dem Dichter, wie groſs auch ſein

talent seyn mag, unendliche mühe gekostet hat. Die Natur der sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner europäischen sprache schwehrer ist schöne verse zu machen als in der unsrigen, so muss auch der fleiss und die anstrengung, um es in einer solchen sprache zu diesem grade von vollendung zu bringen, verhältnissmäfsig desto gröfser seyn.

Aber bilden sie sich ja nicht ein, wofern ihnen jemals ein werk dieser art gelingt, dafs ihnen die leser für das was sie *mehr* geleistet haben als man von ihnen *foderte*, den mindesten dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche erfahrung lehrt) auch mit wenigerm vorlieb genommen. Ja, was das schlimmste ist, gerade diese leichtigkeit, diese glätte und rundung, die ihnen soviel gekostet, und die der einzelne und seltne *kenner*, mit aller gefühlenden kälte, anerkennt, wird ihrem werke bey dem grofsen haufen — *schaden thun.* — „*Es kostet ihnen wohl nicht die geringste mühe solche verse zu machen?*“ — wird das compliment seyn, das ihnen

ner überall entgegenſchallen wird; und da die menſchen gewohnt ſind, ein kunſt-werk nach der *in die augen fallenden* ſchwierigkeit, es hervorzubringen, zu ſchätzen: ſo wird auf das ihrige, gerade um deſſentwillen, weswegen ſie ſich ſelbſt am meiſten glük wünſchten, eine art von *verachtung* fallen. Man wird es vielleicht mit mehr vergnügen leſen, als manche andre früchte des nehmlichen jahrganges. Aber, weil man glaubt, daſs ihnen nichts leichter ſey als ſolche dinge zu machen: ſo werden ſie kaum mit einem fertig ſeyn, da man ihnen, als ob ſie noch nichts gethan hätten, ſchon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn ſie ſo ungefällig, oder träg, oder unfruchtbar ſind, die erwartung ihrer gönner nicht aufs bäldeſte zu erfüllen: ſo wird bald eine neue fabrikwâre, worin's irgend was zu lachen oder zu weinen giebt, ſich der aufmerkſamkeit der müſsigen welt bemächtigen; und das werk, worin ſich ihre ganze ſêle abgedrukt hat, das werk ihrer liebe, ihrer nachtwachen, wobey ſie allen ihren kräften aufgeboten, worân ſie alle ihre talente, alle ihre kentniſs der

geheimniſſe der kunſt verſchwendet hatten, wird — mit den erdſchwämmen, die in einer nacht hervorſtechen, vermengt, — in einen winkel geworfen, und in kurzem ſo rein vergeſſen werden, als ob es nie geweſen wäre.

Alles dies, mein freund, iſt etwas ſo natürliches, ſo alltägliches, iſt, aus einerley urſachen, von jeher bey allen nationen, wenigſtens in einem gewiſſen zeitpunct, etwas ſo allgemeines geweſen, daſs es lächerlich wäre ſich darüber zu beklagen. Aber *angenehm* iſts freilich nicht, von erfahrungen dieſer art überraſcht zu werden; und in den momenten, worin ihnen dies begegnen wird, werden ſie mehr als einmal verſucht ſeyn, das glük eines jeden ehrlichen *Böotiers* zu beneiden, der, gerade mit ſo viel menſchenverſtand als er ins haus gebraucht, ſein brod im ſchweiſse ſeines angeſichts iſst, und für den mangel des zweydeutigen vorzugs — daſs zehntauſend menſchen, die er nie geſehen hat, ſeinen namen nennen, und ſich anmaſſen über ihn und ſeinen werth oder unwerth abzuſpre-

ſprechen — durch den genuſs eines *unbekannt* aber *ruhig* den ſtrom der welt hinabgleitenden lebens, reichlich entſchädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich ihnen alle arten von verdruſs und ungemach vorzählen wollte, welche jenſeits der *Aganippe*, die für ſie der gefährliche Rubicon iſt, auf ſie warten. Ich zweifle nicht, daſs ich ihnen mit einem guten theile davon nichts ſagen würde, als was ſie ſchon wiſſen. Aber vergeſſen ſie nicht, auch die ganze *zarte empfindlichkeit* und *reizbarkeit einer poetiſchen Organiſation* mit dabey in anſchlag zu bringen. Tauſend dinge die ihr leben verbittern werden, ſind, an ſich betrachtet, kleinigkeiten: aber für den nervenbau, für die einbildung, für das herz eines DICHTERS werden es ſchwere leiden ſeyn. Ein einziges ſchiefes oder hämiſches urtheil, ein einziger dummer blik eines zuhörers, bey einer ſtelle die ihm einen elektriſchen ſchlag hätte geben ſollen, oder die frage, was meynen ſie damit? bey einer feinen *Ironie* — wird ſie gegen den beyfall

von tauſenden unempfindlich machen; und um einer einzigen ſolchen *Citation* willen, wie ſie eine ganz jungfräuliche ſtanze eines gedichtes das ſie lieben, in einem buche wo ſie es gewiſs nicht erwarteten, und von einem *harmloſen Philoſophen*, der den Dichter *ehren* wollte, citiert oder vielmehr ſtupriert geſehen haben, werden ſie wünſchen, ihr beſtes werk vernichten zu können.

Ich ſage nichts von den begegnungen, die ſie von autoren, kunſtverwandten, kennern, kunſtrichtern, recenſenten u. ſ. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht ſehr an ihnen irre, in abſicht aller dieſer herren, *Horazens Methode* (*) einſchlagen: erwarten ſie alſo auch Horazens ſchikſal, d. i. *ingeheim* mit vergnügen geleſen, *ins angeſicht* mit lob überſchüttet, und *öffentlich*, bey jeder gelegenheit, mit kritiſchem achſelzücken oder,

(*) *Non ego ventoſae plebis ſuffragia venor &c.*
Non ego nobilium ſcriptorum auditor et ultor
Grammaticas ambire tribus et pulpita dignor.
Epiſt. 19.

oder, wenns am beſten geht, mit ſtillſchweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner ſoldat, der blos durch talente und verdienſte bis zum feldmarſchall emporſtiege, wäre eine groſse ſeltenheit: aber ein ſchriftſteller, der, ohne von einer *Clique* zu ſeyn, ohne ſchüler gemacht, ohne ſeinen ruhm den dermaligen Potentaten in der gelehrten republik zu lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende ſchriftſtellerchen in ſeine *Clientel* genommen, und ſich in ihnen einen rüſtigen anhang gemacht zu haben, der immer bereit iſt, auf jeden, der ſich des Patrons ungnade zugezogen hat, mit fauſt und ferſe loſszuſchlagen — ein autor, ſage ich, der ohne alle dieſe hülfsmittel und (was ich nicht vergeſſen muſs) ohne von der *Aegide* der goldnen *mittelmäſſigkeit* bedekt zu ſeyn, blos durch eigenes verdienſt, zum ruhigen beſiz eines unangefochtnen eigenthums von ruhm und anſehen unter ſeinen zeitgenoſſen gelangte, wäre eine noch viel gröſsre ſeltenheit. Es tragen ſich wohl zuweilen ſeltſame dinge in der welt zu, und einer gewinnt ja wohl

das grofse loos: aber wer kann rechnen, dafs Er dieſer *Eine* ſeyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter, entſchiedner ruhm, und die damit verbundnen vortheile das ziel ſind wornach ſie lauffen: ſo machen ſie ſich in zeiten gefaſst, alle nur erſinnlichen hinderniſſe in ihrem wege zu finden; und am ende doch vielleicht zu ſehen, wie ihnen leute zuvorkommen, die, auſtatt in der vorgeſtekten bahn zu lauffen, quêrfeld über die ſchranken wegſetzen, und durch eine glükliche verwegenheit den preis an ſich reiſſen, den ſie in einem ordentlichen wettlauffe nicht erhalten hätten. „Zum lauffen hilft nicht „ſchnell ſeyn, ſagt SALOMO, und dafs einer angenehm ſey, dazu hilft nicht dafs er ein ding wohl „könne; ſondern alles liegt an der zeit und am „glücke.“

Sie wiſſen, mein Lieber, aus wie vielen urſachen ich den lebhafteſten antheil an ihnen nehme. Ich ſehe ſie auf einem wege, der ſie wahrſcheinlicherweiſe — nicht zum Tempel des Glüks führen

wird

wird; und doch habe ich nicht das herz sie zurükzuhalten. *Ich* selbst liebe die kunst, welcher sie sich mit einer so entschiednen fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als dafs ich, ohne eine art von innerlicher bestrafung, wünschen könnte, sie von ihr abzuschrecken. Und wie sollte ich die antwort nicht voraussehen, mit der sie alles was ich ihrem entschlufs entgegen setzen könnte, auf einmal zu boden werfen werden? Auch ist meine absicht nicht, sie *abzuschrecken*; ich möchte sie nur nöthigen, ehe sie ihre partey auf immer nehmen, auch die fährlichkeiten und unlusten des weges, der ihnen so reizend vorkommt, in betrachtung zu ziehen.

Zu HORAZENS zeiten war die Poesie, *zufälligerweise*, der weg eine art von glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum verse machen.

Ibit eò quo vis qui zonam perdidit —

Bey uns, fürchte ich, ist's just umgekehrt; der schmale pfad über den *Helikon* ist, ordentlicher weise, der gerade weg in die arme der lumpich-

ten Göttin, welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben sie eine glüklichere zeit für die teutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der nachruhm bestimmt, den *der* GROSSE KÖNIG verschmähte: der, nachdem er in vierzig mit jedem andern ruhme beladnen jahren *nichts für unsre Litteratur gethan hatte*, sich endlich an dem verdienste begnügte, *uns die dürftigkeit und mängel derselben öffentlich vorzurücken.* Vielleicht — Aber, nein! — weil doch alle diese hoffnungsvollen *vielleicht* sehr ungewiss, und in der that weit unwahrscheinlicher sind als izt manche sich träumen lassen: so stellen sie sich lieber *das Aergste* vor; und da sie ohnehin keine grosse anlage zur *philosophie des* ARISTIPPUS haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabey zu gewinnen wäre, viel weyhrauch an *die Götter der erde*, oder diejenigen, die ihre gnaden austheilen, zu verschwenden: so untersuchen sie sich selbst genau, ob sie, *im schoße ihrer lieben Muse*, allenfalls auch bey *einer mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser* GLÜKLICH *seyn können?*

Und

Und wenn sie denn, mein freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind, es darauf ankommen zu lassen: so versprechen sie mir mit mund und hand — weil ich ihnen doch das schlimmste was begegnen kann vorausgesagt habe — niemals in ihrem leben, wie es ihnen auch ergehen mag, sich über *den neid ihrer nebenbuler und zunftgenossen*, über *die gleichgültigkeit der Großen*, und über *den undank des Publicums* zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, *daß die dinge sind, wie sie immer gewesen sind*; und dass die welt, anstatt sich um unser liebes kleines selbst herumzudrehen, in ihrem ewigen fortschwung, *uns*, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die menschen um uns her, vom grösten bis zum kleinsten, haben soviel mit sich selbst und ihrer eignen noth, soviel mit ihren eignen planen, bedürfnissen, leidenschaften, und momentanen eingebungen des guten und bösen Dämons, den jeder

gern

gern oder ungern auf den ſchultern tragen muſs, zu thun: daſs es kein wunder iſt, wenn ſie ſich nicht viel um die unſrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen ſie einem menſchen aus einer *noth*, oder machen ſie ihm *vergnügen* — WANN, WO und WIE ers *bedarf*, und er wird ihnen in dieſem augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fodern, daſs er uns auch für *ungebetene* und *unbrauchbare* dienſte dank wiſſe, oder, wenn wir ihm zur unzeit die ohren voll geſungen haben, ſich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daſs andern menſchen, mitten im gedränge ihrer verhältniſſe, geſchäfte, ſorgen, zerſtreuungen, ergözlichkeiten, die kunſt die *wir* treiben, die gegenſtände wovon *unſre* ſêle voll iſt, das werk womit *wir* uns beſchäftigt haben, und womit *ſie* vielleicht auf der Gottes welt nichts anzufangen wiſſen, eben ſo wichtig ſeyn ſollen als uns ſelbſt? Wie können wir billiger weiſe verlangen, daſs ſie ein eben ſo geübtes ohr für die muſik unſrer verſe haben, die feinern ſchönheiten eines poetiſchen gemähldes eben

ſo

ſo genau bemerken, eben ſo hoch in anſchlag bringen ſollen, als ob ſie viele jahre lang ein beſonderes ſtudium von ſolchen dingen gemacht hätten? — Die Natur der ſache bringt es mit ſich, daſs für den bloſsen liebhaber, in werken des witzes, des geſchmaks und der kunſt, immer viel verlohren geht. Aber darum iſt doch das *Publicum* weder ungerecht gegen vorzügliche ſchriftſteller, noch ohne gefühl für den werth der meiſterſtücke der Muſenkunſt. Sehen ſie, wie gut öfters auch ſehr alltägliche Producte, *ſine pondere et arte*, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden? Die leſende welt will auf allerley art ergözt und unterhalten ſeyn; und ſie liebt die manchfaltigkeit ſo ſehr, daſs ein Autor ganz und gar ungenieſsbar ſeyn müſste, dem es nicht glücken ſollte, bemerkt und, wenigſtens eine zeitlang, aus dem gedränge der täglich zunehmenden mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichteſten und kunſtloſeſten gattung, die kaum etwas anders Poetiſches hat als die lebhaftigkeit des ausdruks und den reim, iſt witz, oder laune, oder

glükliche ejaculation eines momentanen gefühls genug, einen verfaſſer der Nation lieb und ſchäzbar zu machen. Laſſen ſie es alſo nur nicht an ſich ſelbſt fehlen, mein junger freund! *Verdienen* ſie den öffentlichen beyfall, er wird ihnen nicht verſagt werden. Spannen ſie alle ihre ſegel auf, erheben ſie ſich über die menge, und bereichern ſie, unzufrieden mit einem gemeinen preiſe, unſre Litteratur durch werke, die, anſtatt nur auf einen augenblik zu ergötzen, ſich der ganzen ſele des leſers bemächtigen, alle organen ſeiner empfindung ins ſpiel ſetzen, ſeine einbildungskraft erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner täuſchung erhalten, ſeinem geiſte nahrung, und ſeinem herzen den ſo ſüſsen genuſs ſeiner beſten gefühle, ſeines moraliſchen ſinnes, ſeiner theilnehmung an andrer leiden und freuden, ſeiner bewundrung für alles was edel, ſchön und groſs in der menſchheit iſt, gewähren — und verlaſſen ſie ſich darauf, das Publikum wird ihnen ſoviel dank dafür wiſſen, als ſie *billigerweiſe* nur immer verlangen können.

Ich

Ich ſetze dieſe clauſel hinzu, weil es unſinn wäre, von den menſchen mehr zu erwarten als ſie zu geben haben. Und mit welchem rechte wollten *die ſchriftſteller allein* von ihrer Nation mehr gerechtigkeit, mehr dankbarkeit, mehr gleichheit und beſtändigkeit fodern, als irgend ein andrer mann von verdienſte, in welcher categorie er immer ſeyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe dieſe kleine abſchweiffung für nöthig gehalten, damit ſie das, was ich ihnen von den mancherley unannehmlichkeiten des poetiſchen lebens bloſs als *thatſache* geſagt, nicht für klagelieder aufnehmen, die mir das gefühl oder andenken eigener erfahrungen ausgepreſst habe. In allen nur erſinnlichen lebensarten und umſtänden iſt das menſchliche leben mit mancherley würklichen, eingebildeten, natürlichen, und ſelbſtgemachten plagen umfangen; und im augenblike der überraſchung kann uns oft auch ein kleiner ſchmerz einen lauten ſchrey abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum ſehr

erträg-

erträgliche übel sich ungebehrdig stellen? *Quisque suos patimur manes* — Indessen bedurfte es keiner rücksicht auf die *meinigen*, um ihnen von *allgemeinen erfahrungen* zu sprechen, die in allen zeiten und bey allen völkern, wo Litteratur blühte, stattgefunden haben. Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wissen, dass ich mit meinem lôse in jeder betrachtung zufrieden bin. Von meiner jugend an habe ich die kunst mehr geliebt, als was man ruhm und glük nennt; und immer ist mir die *unverfälschte* empfindung einzelner edler selen, der *unerwartete* gutherzige dank irgend eines wackern biedermanns, der keine nebenabsichten dabey haben konnte, mehr gewesen, als der ruhige beyfall des kalten kenners, oder das laute zuklatschen der menge, — wiewohl es mir in einem laufe von mehr als dreisig jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein verdienst beylegen, an das ich keinen anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: dass ich, indem ich den grösten theil meines lebens im dien-

dienſte der Muſen zugebracht, mehr *für mich ſelbſt* als *für andere* gethan habe; und daſs es die reinſte wahrheit war, und vermuthlich bis an mein ende wahr bleiben wird, was ich ſchon vor funfzehn jahren (zu einer zeit, da ich am äuſſerſten ende des ſüdlichen Teutſchlandes in gänzlicher abgeſchiedenheit vom teutſchen Parnaſs, und ohne alle litterariſche verbindung lebte) aus voller empfindung zu meiner Muſe ſagte:

Gefällſt du nicht, ſtimmt welt und kenner ein
Dich deines dienſts zu überheben,
So mag dein troſt in dieſem unfall ſeyn,
Daſs du, bey ſüſſer müh, mir viele luſt gegeben:
Du machſt, o Muſe, doch das glük von meinem leben,
Und hört dir niemand zu, ſo ſingſt du mir allein.

Ich müſste mich ſehr irren, wenn dieſe geſinnung nicht im fortgang ihres lebens auch die

ihrige seyn sollte; und so bleibt mir (was für wege auch übrigens das schikſal mit ihnen gehen mag) doch immer der troſt: daſs eine quelle von glükſeligkeit *in ihrem Innern* ſpringt, die ihnen jeden kummer des lebens verſüſsen, den genuſs ſeiner beſten freuden verdoppeln, und, auch, wenn ſie zu verſiegen anfängt, zum labſal in den tagen die uns nicht gefallen, wenigſtens noch einzelne Nektartropfen für ſie übrig haben wird.

IX.

IX.

URSPRUNG

DER

GUTEN UND SCHLECHTEN DICHTER

NACH DER ALTEN NORDISCHEN MYTHOLOGIE. (*)

„Die *Götter im Asgard* (**) hatten einsmals lange weile. Da fiel ihnen ein, sie wollten mit einander einen *Menschen* machen. Der neue mensch erhielt den namen *Kwaser*, und hatte so viel ver-

(*) *aus* Mallets *Monumens de la Mythologie des Celtes.*

(**) *dem Olymp der nordischen Götter.*

ſtand, daſs man ihm keine frage vorlegen konnte, auf die er nicht ſogleich die rechte antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen erde umher, die menſchen weisheit zu lehren, und ſein ruhm wurde ſehr groſs. Dies verdroſs gewiſſe neidiſche leute; flugs beſtellten ſie ein pâr *Zwerge*, die ihn verrätheriſcher weiſe ermordeten. Die Zwerge faſsten ſein blut in ein gefäſs auf, vermiſchtens mit honig, und machten ein getränke daraus, das alle und jede, die davon trinken, zu Dichtern macht.

Wie nun die Götter ihren ſohn *Kwaſer* nicht mehr ſahen, fragten ſie bey den Zwergen nach, wo er geblieben wäre. Die *Zwerge*, um ſich ſo gut ſie konnten aus dem handel zu ziehen, antworteten: *Kwaſer* wäre an ſeiner eignen weisheit erſtikt, weil niemand im ſtande geweſen ſey ihm oft genug durch kluge fragen luft zu verſchaffen. Damit muſsten ſich die Götter vor der hand beruhigen.

Einige zeit darauf zogen ſich die *Zwerge* den unwillen des Rieſen *Suttung* zu, und kamen da-

durch

durch in ſo groſse noth, daſs ſie ſich nicht anders zu helfen wuſsten, als dem Rieſen das herrliche getränke, das ſie aus *Kwaſers* blute bereitet hatten, für ihre befreyung anzubieten. Der rieſe lieſs ſichs gefallen, empfieng das gefäſſe mit beſagten getränke, und gab's ſeiner tochter *Gunlöde* in verwahrung.

Die Götter, welche wind von der ſache bekommen hatten, wünſchten ſehr dieſen ſchaz in ihre gewalt zu bekommen; es war aber keine ſo leichte ſache: denn die Rieſin *Gunlöde* wohnte mitten in einem felſen, der ringsum ohne öffnung war. Die frage war, wie man da hineinkommen ſollte. *Vater Odin* nahm es auf ſich, das abenteuer zu beſtehen. Er zog aus, und kam auf eine groſse wieſe, wo er neun taglöhner ſah, die im mähen begriffen waren. *Odin* fand ein mittel, die burſche auf eine liſtige art dahin zu bringen, daſs ſie einander mit ihren eignen ſicheln in ſtücke zerſchnitten. Nun veränderte der Gott ſeine geſtalt, nahm den namen *Bolwerk* an, und kam zu dem Rieſen

Bauge, Suttungs bruder, den er sehr betrübt übe den tod seiner neun Mäder antraf. *Bolwerk* sagte ihm: er wolle ihre stelle vertreten, und mit aller ihrer arbeit in kurzer zeit fertig werden, wenn *Bauge* seinen bruder *Suttung* dahin vermögen wolte, ihn nur einen einzigen schluk von seiner Poeten-latwerge thun zu lassen. Sie wurden des handels eins; *Bolwerk* mähte den ganzen sommer durch, und wie der winter kam, wollte er seinen lohn haben. *Bauge* versprach sein bestes zu thun; sie giengen mit einander hin zu Suttung; aber dieser erklärte ihnen rundheraus, dafs sie keinen tropfen von seinem nektar zu kosten kriegen sollten, und so mufsten sie unverrichteter dingen abziehen.

Wenn du mir helfen willst, sagte der verkappte *Bolwerk* zu *Baugen*, so will ich wohl durch list erhalten, was wir nicht erbitten konnten. Sogleich bracht' er einen bohrer hervor, mit welchem Bauge ein loch in den felsen bohrte, wo der schaz verwahrt ward. *Bolwerk* kroch in gestalt eines wurms zum loch hinein; aber kaum war er in der

hö-

höle, so nahm er seine eigne gestalt wieder an; und in dieser wusst' er sich bey *Gunlöden* so wohl einzuschmeicheln, dass sie ihm endlich verstattete drey züge von dem wundertranke zu thun, der ihrer huth anvertraut war. Allein, wie *Odin* einmal angesezt hatte, zog er so tüchtig, dass mit dem dritten zug das ganze gefäss rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die gestalt eines adlers an, und flog was er konnte in den Asgard zurücke, um den schaz, den er in seinem magen trug, je bälder je lieber in sicherheit zu bringen. Aber *Suttung*, der ein Zauberer war, hatte den possen gemerkt, eilte ihm, ebenfalls in adlersgestallt, nach, und erreichte ihn beynahe, da er nicht mehr weit von der pforte des Asgards war. Die Götter, welche merkten, dass *Odin*, wegen der schwere des bey sich tragenden getränks, nicht schnell genug fliegen konnte um dem nachjagenden Suttung zu entrinnen, sezten ihm flugs soviele gefässe unter, als sie in der eile finden konnten. *Odin* fand diese vorsicht so wenig überflüssig, dass er augenbliklich den ganzen vorrath, den er im leibe hatte, von sich

gab, und damit alle gefäfse anfüllte. Grofse freude unter den Göttern! Aber wie man die fache näher befah, wurde man gewahr, dafs er nur einen theil der mixtur, rein und unverdorben, *durch den fchnabel* von fich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten gefäfse wurden fogleich aufgehoben; und aus diefen erlaubt *Odin*, aber felten, den *Barden* zu trinken, die er mit dem *wahren Dichtergeift* erfüllen will. Eine weit gröfsere portion hatte der göttliche adler, mit einem guten theile ungleichartiger materie verfezt, *durch eine andre öfnung* von fich gegeben. Die damit angefüllten gefäfse gab er den *Dichterlingen* und *Leyermännern* preifs. Die preffe war ftark um die gefäfse her, und ift es noch; *daher* (fagt die EDDA) *die abfcheuliche menge von elenden verfemachern und elenden verfen!* In erwägung der quelle, aus der fie gefloffen find, können fie nicht beffer feyn!

X.

X.

CHRISTINE von PISAN

Das andenken dieſer im 14ten und 15ten jahrhundert ſo berühmten frau verdient vor tauſend andern, die in der geſchichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da ſie durch ihren charakter, ihre ſchikſale und den einfluſs ihres geiſtes auf ihre zeit, noch immer ſo intereſſant iſt, als ſie es einſt durch ihre perſönliche eigenſchaften und ihre werke für ihre zeitgenoſſen war.

Sie erblikte das licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr vater, Thomas Pisani, oder *von Piſan* (wie ihn die Franzoſen nennen) ein Bologneſiſcher Edelmann, war was man damals einen *Mathematicus*

hiefs. Das fach worinn feine eigentliche ſtärke lag, war die *Aſtrologie*. Dieſe auf willkührliche beziehungen und luftige vorausſetzungen gebaute wiſſenſchaft ſtand in dieſem jahrhundert, und noch in den beyden folgenden, in hohem anſehen. Man dachte ſich unter einem Aſtrologen einen mann der den gipfel der menſchlichen erkenntnis erſtiegen habe; der die einflüſſe der geſtirne nicht nur kenne, ſondern ſogar in ſeiner gewalt habe; der mit eben ſo viel gewisheit im innerſten der herzen wie in der zukunft leſe, und mittel beſitze, ſich die Geiſter der hölle ſelbſt dienſtbar zu machen. Denn, wiewohl man einen unterſchied zwiſchen einem Aſtrologen und einem zauberer machte; ſo vermiſchten ſich doch meiſtens dieſe beyden begriffe in der einbildung des volks, und die Groſsen waren über dieſen punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine mann. Sie ſuchten einen vorzug darin, ſolche wundermänner an ihren höfen zu haben (*), und,

(*) *Vielleicht iſt der hauptgrund, warum die Aſtrologie im 14ten und 15ten jahrhundert bey den*

und, wiewohl sie eben nicht dafür angesehen seyn wollten, als ob sie alles glaubten: so giengs ihnen doch wie vielen, die aus eitelkeit sich die mine ge-

den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer politik als in ihrem aberglauben zu suchen. Die könige sassen damals fast alle noch auf sehr schwankenden thronen; ihre vorrechte waren groß, aber ihre macht klein; sie konnten wenig ohne den guten willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger lust hatten so theuer zu erkauffen wie ihre vorfahren gethan hatten. Bey den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen bestrebungen, das königliche ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle mittel gut, die etwas zu diesem zwecke beytragen konnten; und stützen, welche die heutige stätskunst verachtet, weil sie jezt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine volk glaubte an Magie und Sterndeutery. Die Könige eiferten also in die wette, wer den grössten Astrologen an seinem hofe hätte; weil ihnen der beystand eines solchen mannes eine art von überlegenheit gab, die zwar bloß in der einbildung des großen hauffens lag, aber gleichwohl nebenher gute würkung that.

geben *keine geſpenſter zu glauben*, aber doch für ihr leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die zauberlaterne in ihrem kopfe gelegenheitlich mit einer hübſchen anzahl ſolcher Männchen angefüllt worden iſt, ſich dann vor irgend einem harmloſen *haubenſtok*, den der mond etwa auf eine zweydeutige art beleuchtet, eben ſo gut entſetzen, *als — ob ſie geſpenſter glaubten.*

Der ruf von *Thomas Piſani's* groſser wiſſenſchaft erſcholl endlich in alle lande; und zwey könige, wovon der eine in Oſten und der andre in Weſten thronte, *Ludwig* von *Ungarn*, und *Carl der Fünfte* von *Frankreich* bewarben ſich zu gleicher zeit um ihn. Carl, der ſich durch ſeine neigung zu wiſſenſchaften und büchern (*), den beynamen des *wei-*

(*) *Die Fürſten kamen in dieſen zeiten oft ziemlich wohlfeil zu ſehr ſchönen beynamen.* Carl V. von Frankreich *verdiente den ſeinigen durch ſeinen perſönlichen charakter und durch eine der wohlthätigſten und ruhmwürdigſten regierungen, womit dieſes reich jemals beglükt worden; und gleichwohl iſt die frage, ob er ihn,*

oh-

weiſen erworben, erhielt den vorzug. Thomas Piſani kam an ſeinen hof, und gefiel dem könige ſo wohl, dafs man ihm vorſchläge that, ſich mit ſeiner familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen platz im ſtâtsrath, und eine penſion von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem gel-

ohne ſeine beſondere liebe zu den wiſſenſchaften, erhalten hätte. Sein vater, der könig Johann, *hatte ihm ungefehr eine Bibliothek von — 20 bänden hinterlaſſen. Carl V. vermehrte ſie mit mühe und groſſen koſten nach und nach bis auf 900, welche gar prüchtig und koſtbar eingedeckelt und mit mignaturgemählden reichlich verziert waren.* Aſtrologiſche, Chiromantiſche Geomantiſche, Alchymiſtiſche *und* Mediciniſche *bücher, aus dem Arabiſchen überſezt, machten, nebſt vielen* Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux *und* Liederſammlungen, *den hauptſtamm davon aus. Der könig liebte dieſe lectüren ſo ſehr, daſs in allen ſeinen palläſten und luſtſchlöſſern bücher ſeyn muſsten. Sein kammerdiener* Giles Mallet, *war der Bibliothekar über die ganze ſammlung. Wer mehr davon wiſſen will, findet es in des jüngern* BOIVINS *abhandlung* über die Bibliothek im Louvre etc. *im 3ten theil der Mem. de l'Acad. des Belles-Lettres.*

gelde wenigstens siebenmal soviel betragen, und damals eine mächtige summe vorstellten. Die achtung, welche Carl V. für seinen *Staats- und Cabinets-Sterndeuter* trug, war so grofs als sein glaube an die wissenschaft desselben. Denn, wenn anders *Christine von Pisan* in ihrer geschichte dieses königs der wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute frau selbst vollkommen überzeugt, dafs er das glük seiner waffen, und die vortheilhafte wendung, welche die angelegenheiten Frankreichs unter seiner regierung bekamen, gröfstentheils dem rathe ihres vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, dafs sie hierinn nicht zuviel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen schellenkappe, in allen andern dingen ein sehr verständiger mann seyn; und ein könig wie Carl V. war, würde gewifs nicht soviel auf ihn gehalten haben, wenn ers nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das vorurtheil für die *geheime philosophie* in jenen zeiten so grofs, dafs weder *Carl* von seinem freunde *Tho-*

mas

mas, noch *Thomas* von ſeinem eignen verſtande, ohne ſeine ſtärke in der Aſtrologie, eine ſo gute meynung gehabt hätte.

So lange Carl V. lebte, befand ſich die familie des Thomas von Piſan in den anſehnlichſten umſtänden. *Chriſtine*, ſeine tochter, wurde, wie eine dame von ſtande, unter den augen des königs und ihres vaters erzogen; und ſobald ſie das funfzehnte jahr erreicht hatte, bewarben ſich verſchiedne Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs (*) um ihre hand. Die wahl des vaters (*qui reputaſt celui le plus valable qui le plus ſcience avec bonnes mœurs avoit* (**)) fiel auf einen jungen *Prud' Homme* aus der Picardie, namens *Stephan Dii Caſtel*. K. Carl richtete die hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem ſeiner Notarien und geheim-

ſchrei-

(*) *So hieß man damals alles was, nach dem neuern ſtyl, zur* Nobleſſe de Robe *gehört.*

(**) *Der denjenigen für den würdigſten hielt, der am meiſten wiſſenſchaft und die beſten ſitten hatte — ſind* Chriſtinens *eigne worte.*

ſchreiber, und beehrte ihn mit einem grade von zuneigung und vertrauen, der dieſer familie die ſchönſten ausſichten für die zukunft öfnete.

Aber dieſe glükliche lage verwandelte ſich plözlich durch den tod des guten königs, der im Jahr 1380 viel zu früh für das glük ſeines reichs, und derjenigen, die perſönlich an ihm hiengen, erfolgte. Thomas de Piſan erfuhr das gewöhnliche ſchikſal der alten günſtlinge unter einer neuen regierung, zumal unter einem erſt eilfjährigen thronfolger. Er verlohr ſein anſehen mit dem gröſsten theile ſeines gehalts; was man ihm noch lieſs, wurde ſchlecht genug bezahlt; und alters- und leibesſchwachheiten, durch gram und kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige jahre nach dem tode ſeines erhabnen wohlthäters, ebenfalls ins grab (*). Caſtell, der nun das haupt der familie war,

(*) Chriſtine *macht, in ihrer naiven altwelſchen ſprache, viel rühmens von dem vortreflichen charakter ihres vaters. Fürſten und herren ehrten ihn, ſagt ſie, nicht nur wegen ſeiner wiſ-*

erhielt durch seine kluge aufführung und den credit, den ihm seine ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten umständen. Aber auch ihn rafte im jahr 1389 ein frühzeitiger tod aus den armen einer liebenswürdigen gattin, die dadurch, mit wenig vermögen und drey unerzognen kindern, in einem alter von 25 jahren zur wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die hände „nicht müfsig in den schôs zu stecken, sondern „sie rüstig an ein werk zu legen, das mich frey„lich meine zärtliche vornehme hoferziehung nicht „gelehrt hatte, nemlich selbst die führerin eines „schifs zu seyn, das in einem stürmischen Mêr ohne „

wissenschaften, worin er zu seiner zeit und lange zuvor nicht seinesgleichen gehabt hatte, sondern vornemlich wegen seiner tugenden. Er war ein ächter biedermann, edel, treu, wahr, grosherzig und überall untadelich; man müsste ihm denn nur (sagt sie) seine allzugrosse freygebigkeit, vermöge deren er den armen nichts abschlagen konnte, in rükficht auf seine eigne Familie, zum fehler anrechnen wollen.

„ne steuermann geblieben war, ich meyne, eines „hülflosen hauswesens in einem fremden freundlo„sen land' und ort. Sorgen und bekümmernisse „drangen haufenweis' auf mich ein — und, was „das gewöhnliche lôs der wittwen ist, händel und „processe von allen seiten; denn wer mir schuldig „war, eilte was er konnte forderungen an mich „zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht „zuvor käme.“ Die arme frau brachte etliche jahre, in allen unruhen und beängstigungen hin, welche die natürlichen folgen einer solchen lage sind; und nachdem sie unter den händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, dafs sie sich oft kaum zu helfen wufste, trieb sie endlich die eiserne noth eine partie zu ergreifen, an welche sie in glüklichern umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine zeitlang ganz aus der welt zurük, verschlofs sich in ihr cabinet, und suchte unter den büchern, welche ihr vater und ihr mann hinterlassen, die studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten jugend angeführt worden war. Ihre neigung führte sie vornemlich zu Lectüren, wel-

che

che die Imagination beſchäftigen; und, nachdem ſie ſich mit der Geſchichte, der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte: beſchloſs ſie, die fruchtbarkeit ihres eignen geiſtes auf die probe zu ſetzen, und zu verſuchen, ob ſie vielleicht als Dichterin und Schriftſtellerin ſenſation machen, und ihre lage dadurch verbeſſern könnte.

Man denke, wegen dieſer veranlaſſung ihres poetiſchen berufs, nicht deſto ſchlimmer von der guten frau! Einer der liebenswürdigſten und geiſtreichſten ſchriftſteller des alterthums, Horaz, hatte keine beſſere. Iſt er nicht ſo aufrichtig, und geſteht ſelbſt, daſs ihn nicht der allmächtige anhauch des Genius, ſondern die verwegne dürftigkeit angetrieben habe, verſe zu machen?

Chriſtine fieng auch mit verſen an. Sie war 34 bis 35 Jahre alt, als ſie dieſe neue Profeſſion ergriff; und lieſs ſichs ſo angelegen ſeyn, das gute weib! daſs — „ich (ſind ihre eigne worte) ſeit 1399 bis „in dieſes laufende 1405te Jahr, da ich noch nicht „aufhöre, funfzehn gröſse bände voll geſchrieben

„habe, ohne die andern kleinen *Dictiés* (*) die zu-
„sammen, ungefehr 70 bogen in folio ausmachen,
„wie der augenschein ausweisen kann.“ Man sieht, die wakre wohlmeynende frau that das ihrige redlich. Aber der erfolg schien anfangs ihren hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, *daß die Prinzen kein ohr für ihre Muse hätten.* Die Prinzen hatten freylich, wie man aus der geschichte weiss, gerade in diesen zeiten ganz was anders, wiewohl gewiss nichts unschuldigers, zu thun. Gleichwohl liess sich *Chrisline* dadurch nicht abschrecken. Sie machte *Balladen* und *Virelays*, wie die kinder im dunkeln singen: anfangs, um ihren sorgen und dem schmerz über den verlust ihres lieben mannes einige *diversion* zu machen; hernach

zum

(*) *Sie versteht unter* Dictiés *oder* Dits *die kleinern arten von leichter poesie die damals üblich waren, als da sind* Balladen, Lays, Virelays *und* Rondeaux. *Das Englische* Ditty *ist wohl das nemliche wort mit einer englischen endung.*

zum *zeitvertreibe*, und zulezt aus würklicher *liebhaberey*.

Unter der gewaltigen menge von liedern, welche ſie in wenigen jahren zuſammenſchrieb, waren auch viele *Dits amoureux et gays*, d. i. lieder verliebten inhalts, worinn ſie ſich (wie ſie ſelbſt ſagt) mit hülfe der *einbildungskraft* in fremde lagen hineinſezte, und liebesſchmerzen beſang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem ſo ſanften herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — ſo leicht, daſs leute, denen ihr thun und laſſen nicht genau bekannt war, eben ſo leicht auf arge gedanken kommen konnten. Würklich ſchonte die verläumdung ihrer nicht, wie ſie im dritten buch ihrer ſogenannten VISION mit vieler wehmuth ſelbſt erzählt. „Wurde mir nicht gar (ſpricht ſie) in der „ganzen Stadt nachgeſagt, daſs ich würklich im „ernſt verliebt ſey? Aber ich ſchwöre dir, meine „fêle, der kannte mich wohl nicht, und wuſste „nicht wer ich war, der dies ſagte oder glaubte! „Auch war nie weder mann noch lebendiges ge-

„ſchöpf, das mich weder an öffentlichen orten,
„noch in einem privathauſe oder irgendwo nur ge-
„ſehen hätte, — wie der liebe Gott mein zeuge
„iſt! — Da kam's dann, wenn mir ſo was gefagt
„wurde, dafs ich, als eine die ſich unſchuldig wuſ-
„te, mich darüber entfärbte; zuweilen lächelte ich
wohl auch dazu, und ſagte blofs: Gott, und Er
„(nemlich, der angebliche liebhaber) und ich wiſ-
„ſen am beſten, das nichts dran iſt." (*) — Wie
die verläumdung boſshaft zu ſeyn pflegt, ſo mag
ſie wohl nicht ermangelt haben, ſowohl über die
ſchamhafte verwirrung als über das ruhige lächeln
der armen Chriſtine ihre Gloſſen zu machen.

In-

(*) *Ne fu il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m' ame, que icellui ne me cognoſçoit ne ſavoit que je eſtoie; ne fu oncques homme ne creature née qui me veiſt en public ni en privé, en lieu ou il fuſt, et de ce me ſoit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai) . . . . Dont, comme celle qui ignocent me ſentoye, aucune fois, quand on me le diſoit, me troubloie; et aucune fois me ſous-ricie, diſant: Dieu et icelluy et moy ſavons bien qu'il n'en eſt riens.*

Inzwiſchen führte ihr das ſchikſal mitten unter ihren mancherley bedrängniſſen unverhoft einen edeln und liebenswürdigen beſchützer in dem *Grafen von Salisbury* zu, einem von König *Richard II.* *von Engelland* lieblingen, welcher, bald nachdem Chriſtine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, hierüber kam, um eine politiſche ehverbindung zwiſchen der ſiebenjährigen Prinzeſſin von Frankreich, Iſabelle, und dem König ſeinem herrn zu negociiren. *Salisbury*, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein groſser liebhaber von kleinen Poeſien, und machte ſelbſt ſehr artige. Er bekam von *Chriſtinens Dictiés* zu ſehen; ſie gefielen ihm; er ſuchte die bekantſchaft der Dichterin, und ſie gefiel ihm vielleicht noch beſſer als ihre verſe. Kurz, er wurde ihr freund; und er gab ihr den edelmüthigſten beweis davon, indem er ſich erbot, ihren damals dreyzehnjährigen ſohn mit ſich nach England hinüber zu nehmen, und ihn mit ſeinen eignen erziehen zu laſſen. Chriſtine war eine zu gute mutter um nicht in eine trennung einzuwilligen, die — ihrem ſohne ſo wich-

tige vortheile verſprach — und ihre ſchriften ſind mit häufigen zeichen ihrer hochachtung und dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weifs nicht, wer dem Verfaſſer des Artikels *Chriſtine de Piſan* in der Bibliotheque Univers. des Romans (*Octob.* Vol. II. p. 119. et ſuiv.) geoffenbaret haben mag, dafs *Salisbury* in die ſchöne Chriſtine *par amours* verliebt worden; und wo er den ganzen Detail des kleinen *ſentimentaliſchen Romans* hergenommen hat, den ſie mit einander geſpielt haben ſollen; er müſste denn geglaubt haben, in einem werke, wie die Bibliothek der Romanen, ſich blofs ſeines rechts zu bedienen, indem er aus ſeiner eignen einbildungskraft ſoviel hinzugedichtet, als vonnöthen war, um eine blofse unſchuldige freundſchaft zu liebe zu erhöhen. Unſre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz intereſſante frau, und auch von figur (nach ihrem bildnis vor der Cité des Dames zu ſchlieſsen) ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn. Gleichwohl ſollte man, däucht uns, ohne ſehr entſcheidende urkundliche beweiſe,

eine

eine frau von 36 Jahren, die den freuden der welt entſagt und vermuthlich unter den widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen wittwenſtandes viel von ihren reizungen verlohren hatte, nicht zum gegenſtand einer romanhaften liebe gemacht haben. Die zärtliche art, wie ſie ſich hier und da, wo in verſen und proſa die rede von dieſem Grafen iſt, ausdrükt, hat weit mehr von der dankbarkeit eines gerührten mutterherzens als von einer geheimen übelverhêlten leidenſchaft in ſich. *Chriſtine* war überhaupt eine ſanfte liebende fêle; und ſie müſste keine Dichterin geweſen ſeyn, wenn ihre empfindungen nicht lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die farbe der leidenſchaft anzunehmen. Aber ein groſſer theil hievon muſs doch auch auf rechnung ihrer ſprache geſezt werden; welche, bey einer groſsen Naivetät, noch unendlich weit von der delicateſſe und politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu ſagen ſcheint, als die gute frau ſagen wollte.

Chriſtina war dazu beſtimmt, ihrer beſchützer immer durch den tod beraubt zu werden, ehe ſie die früchte ihrer freundſchaft einerndten konnte. Jeder freundliche ſtral, den das glük auf ſie fallen liefs, ſchien der vorbote neuer widerwärtigkeiten zu ſeyn. Der Graf von Salisbury verlohr am ſchluſs dieſes jahrhunderts ſeinen kopf in einem unglüklichen aufruhr, den er (wie ſie ſagt) aus liebe und treue gegen ſeinen (von dem Uſurpator *Heinrich von Lankaſter* vom throne geſtürzten und auf eine höchſtgrauſame art ermordeteten) Herrn, den König *Richard II*, mit mehr eyfer als klugheit erregt hatte. Ihr ſohn wurde dadurch einer ſtütze beraubt, die er izt, in einem alter von 16 oder 17 Jahren am nöthigſten hatte. Der neue König Heinrich IV in deſſen charakter es war, ſich mit den wenigſten koſten ſoviele anhänger und lober zu erkaufen als möglich, nahm nicht nur den jungen *Caſtall* zu ſich, und bewies ihm groſse freundlichkeit und gnade: ſondern liefs ſogar die mutter durch zwey waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeſchikt hatte, unter groſsen verſprechungen zu ſich einla-

den.

den. Aber Chriſtinens edles herz konnte den gedanken nicht ertragen, von einem prinzen, den ſie als den mörder ihres freundes und ſeines rechtmäſigen königs betrachtete, wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo ſplendor del trono
belle le colpe ſono

ſtand nicht in ihrer moral. Sie lehnte alſo die einladungen des Brittiſchen Königs ſo höflich ab als ſie konnte; und ruhte nicht, bis ſie, wiewohl nicht ohne viel mühe und verluſt, die entlaſſung und zurükkunft ihres ſohnes ausgewürkt hatte. „Und ſo „(ſagt ſie) ſchlug ich dieſes glük für mich und mei„nen ſohn aus, und reut mich deſſen nicht; denn „ich kann nicht glauben, daſs es mit einem man„ne, der gegen ehre und pflicht gehandelt hat, ei„nen guten ausgang nehmen könne.“

Bald darauf ſchien das ſchikſal ſie für das opfer, ſo ſie, bey dieſer veranlaſſung, ihrer rechtſchaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen beſchützer belohnen zu wollen. Der Herzog von

Bur-

Burgund, *Philipp der Kühne*, nahm den jungen *Dücaſtel* in ſeine dienſte, und ſezte, wie es ſcheint, auch die mutter in den ſtand, eine zeitlang wieder ganz artig haus zuhalten. *Chriſtine* hatte von neuem die beſten ausſichten für das glük der ihrigen und die ruhe ihrer eignen tage. Aber der Herzog ſtarb im Jahr 1404, und ſie ſtürzte wieder in alle bedrängniſſe ihrer vorigen lage zurük.

Gleichwohl, wenn ſie anders nicht ein wenig zu ſchnell war bloſse complimente für ernſt aufzunehmen (welches an einem charakter wie der ihrige eben nichts unmögliches iſt) ſo wäre es nur auf ſie angekommen, am hofe des Herzogs von Mayland, *Johann Galeazzo Viſconti* (vater der berühmten *Valentine de Milan*, Herzogin von Orleans) eine ſehr glänzende verſorgung zu finden. Sie beruft ſich auf verſchiedne mayländiſche herren, durch welche er ihr groſse renten auf lebenslang habe verſprechen laſſen, wenn ſie ſich zu Mayland fixiren wollte. Sie konnte ſich aber nicht entſchlieſsen Paris zu verlaſſen, wiewohl ihre ſubſi-

ſtenz daſelbſt ſo ungewiſs war, und, auſſer den ewigen proceſſen mit böſen ſchuldnern und ungeduldigen gläubigern, noch manche umſtände ihr das leben verbitterten; zumal da ſie eine betagte mutter, einen unverſorgten ſohn, und ein pâr arme baſen auf dem nacken hatte, welche alle von den renten des witzes und der ſchreibfinger der armen frau leben wollten. Unglüklicherweiſe rentirte in den damaligen zeiten nichts ſchlechter und unſichrer als die ſchriftſtellerey. Denn da die buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war, ſo war da keine gelegenheit ſeine handſchrift an einen buchführer zu verhandeln; und von dem jezt ſo breiten und gebahnten wege der ſubſcription hatte man noch gar keinen begriff. Das einzige, was alſo ein ſchriftſteller in dieſen zeiten mit ſeinen werken gewinnen konnte, war — *ruhm*, und die *protection* derjenigen unter den Groſsen, welche liebhaberey für ſolche dinge hatten, oder ſich gerne in verſen oder ſchwülſtiger proſa loben hörten, und freygebig genug waren dafür zu bezahlen; oder auch es für eine art von obliegenheit ihres ſtandes anſahen,

den dürftigen bewohnern des nur an blumen fruchtbaren Musenberges — wohlthaten zufliessen zu lassen, welche oft kärglich genug zugemessen wurden. Aber die meisten glaubten noch sehr viel übriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweydeutige art von persönlicher achtung zeigten, den weyhrauch, der die Poeten freylich wenig kostete, gnädigst in die nasen zögen, und ihn eben so wohlfeil mit — *beyfall* bezahlten. Freylich muss man auch beherzigen, dass die könige und fürsten dieses zeitalters immer sehr mit ihren finanzen brouilliert waren. Wenn es also auch einer frau wie Christine von Pisan gelang, mit angst und noth, durch empfehlungen, fürbitten, und der himmel weiss wie viele Rondeaux und Virelays *en forme de Plaçet*, endlich eine kleine pension zu erringen: so wurde sie so unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus, dass es fast eben soviele angst und noth, empfehlungen, aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdecret zu erbetteln.

Doch,

Doch, die gute *Chriſtine* war nicht einmal in dem falle, dies zu erfahren; ſo viele mühe ſie ſich auch darum gegeben zu haben ſcheint. Indeſſen muſs ſie auch nach dem tode des herzogs von Burgund nicht ohne freunde an *Carl VI.* Hofe geweſen ſeyn, weil ſich aus den Regiſtern der königl. rechnungs-cammer vom Jahre 1411 ergiebt: „daſs „der *Damoiſelle Chriſtine von Piſan*, weiland *mei-* „*ſters Stephan Du Caſtell*, geweſenen königl. No- „tars und geheimſchreibers, nachgelaſſenen wittib, „in betracht der guten und angenehmen dienſte, „welche ihr vater *meiſter Thomas von Bologna*, „im leben geweſener rath und Aſtrolog Königs „Carls, dem Gott die ewge ruhe geben wolle! be- „ſagtem ſeinem könig und herrn geleiſtet, wie „auch aus andern bewegenden urſachen, kraft ei- „nes offnen königl. briefs vom 13 May 1411 die „ſumme von 200 pfund, als eine Gratification be- „willigt worden —" eine ſumme, die damals ſo- viel als izt 2000 zu bedeuten hatte.

Aber

Aber alle diese wohlthaten, die unsrer Dichterin von zeit zu zeit zuflossen, konnten doch nicht verhindern, dafs sie nicht den gröfsten theil ihres lebens mit nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie, edel gebohren und edel erzogen, in ihrer jugend die schönsten aussichten gehabt hatte, von Natur freygebig und grofsherzig war, und das erniedrigende der nothwendigkeit, *wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen*, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen stolz, und wufste immer zu verhüten, dafs der schlechte zustand ihrer Finanzen der welt nicht in die augen fiel. Sie behalf sich mit geringer kost: aber sie schlief in einem reichen bette. Sie war immer mit geschmak coeffiert, und ihrem stande gemäfs gekleidet; ein *Surcot* (*) von scharlach, ein reicher giir-

(*) *Eine art von überkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beyden geschlechtern gemein war.*

gürtel, ein mantelet mit feinem pelzwerk gefüttert, und einige perlen, die sie aus dem schifbruch ihres vormaligen glüks gerettet, gaben ihrer natürlichen wohlgestalt ein ansehen von wohlstand, welches sie vor der verachtung des pöbels sicherte, und ihr auch bey den vornehmen, denen ihre umstände bekannt waren, ehre machte; oder sie wenigstens in die unmöglichkeit sezte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem sohne geworden sey, von dessen guten eigenschaften und talenten sie, an mehr als einem orte, mit der zufriedenheit und zärtlichen vorneigung einer guten mutter spricht. Ihre tochter, die erste frucht ihrer ehe, war ein sehr schönes und tugendliches mädchen, welches sich, aus innerm trieb und beruf, von jugend an dem klosterstande widmete, und unter die *Damen zu Poissy* (Benedictiner-ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches leben, in der glüklichen unwissenheit und abgeschiedenheit einer dem himmel geweyhten jungfrau, nach den begriffen der damaligen zeit ihrer mutter viel trost

und freude gab. Auch führt dies, in ihrer VISION, *Dame Philosophie* unter den dingen an, weswegen sie sich glüklich zu preisen habe. *Ton premier fruit* (sagt sie) *est, une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tresgrand beauté, se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.*

Alle bisher erzählte umstände und charakterzüge sind aus ihren schriften, besonders aus ihrer *Vision* genommen, worin sie sich selbst und ihre anliegenheiten mit einer naivetät aufdekt, welche, so stark sie von unsern heutigen sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen *Gauloise des 14ten Jahrhunderts* etwas sehr liebenswürdiges ist. Ein mehreres von ihren schikfalen, und das jahr ihres todes habe ich nicht erfahren können.

Chriſtine von Piſan verdient ſowohl wegen der menge und manchfaltigkeit, als des verhältnismäſigen werthes der producte ihres geiſtes, unſtreitig die erſte ſtelle unter allen franzöſiſchen ſchriftſtellern des 14ten und 15ten jahrhunderts; und noch im 16ten wurde eine von ihren vornehmſten compoſitionen, LE CHEMIN DE LONG ETUDE betitelt, gedrukt und mit dem gröſsten beyfalle geleſen.

Dieſes werk iſt eine art von *philoſophiſchem Roman*, worinn, nach damaligem geſchmak, alles *viſion* und *allegorie* iſt. DANTE'S *Divina Comedia* und der ROMAN VON DER ROSE hatten dieſe form vorzüglich beliebt und zur mode gemacht; wenigſtens ſcheint *Chriſtine* in dieſem und ihren meiſten übrigen werken den leztern zum muſter genommen zu haben. Die *Sibylle von Cumä* erſcheint ihr in einer ſehr finſtern nacht, ſezt ſich auf ihr bette, und redet ſie freundlich an: Meine tochter, ſpricht ſie, ich habe mitleiden mit deinen trübſalen. Alle reinen ſêlen ſind in meinem ſchutze. Ich habe den Aeneas in die unterirdiſche reiche geführt; izt will

ich deine führerin auf einer andern reiſe ſeyn. Sehr heilige Dame, antwortet *Chriſtine*, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenbliklich ſteht ſie auf, kleidet ſich eilfertig an, und macht ſich mit der Sibylle auf den weg. Es war im May, die luft mild und rein. Sie kommen in eine luſtige, mit tauſend arten lieblich düftender blumen emaillierte ebne. — Da ſehen ſie *neun ſchöne Damen* ſich in einem criſtallhellen waſſer baden. Iſt dies nicht das Paradies der wolluſt? ruft *Chriſtine* aus. Nein, erwiedert die *Sibylle*, es iſt *der ſiz der* MUSEN, die *erſte Station* auf dem wege zur gelehrſamkeit; ein reizender aufenthalt für leute, die nur die blumen derſelben pflücken wollen, ohne ſich gar zu groſse mühe zu geben. Diejenigen, die in den tiefen der wiſſenſchaften graben, verirren ſich oft in traurigkeit; aber dieſe hier verirren ſich nur in freude. Liebſte tochter, ſey immer frölich; die tugend iſt's. — Siehſt du nicht hier die neun jungfrauen des Parnaſſes, die Hippokrene, und, die ſöhne der Götter, die Dichter, um ſie hergelagert? Aber du ſollſt ſie nur im vorbeygehn anſchauen; wer ſich hier ver-

weilt,

weilt, kann nicht weiter, ſo anmuthig und bezaubernd iſt dieſer aufenthalt. — Die beyden Damen ſetzen ihren weg unter allerley geſprächen fort, und werden nicht gewahr, wie ſie, ohne ſchif, über ein groſses mêr wegkommen. Sie langen in der *zweyten Station* der gelehrſamkeit an, welche GEOGRAPHIE genennt wird. Dieſe Station iſt etwas groſs, denn ſie begreift den ganzen erdboden in ſich. *Chriſtine* zeigt in beſchreibung der reiſen, die ſie darin mit einander gemacht, ihre kentniſſe von den entlegnern theilen der erdkugel. Sie kommen nach Conſtantinopel; von da nach dem orte *wo einſt Troja war*; ſie durchwandern ganz Aſien, die länder des groſsen Kans, das reiche land Cathay, das *vaterland der ſchönen Angelica*, die glükſeligen Inſeln, das land der Bramanen, des Prieſter Johanns, u. ſ. w. und überall theilt die Sibylle ihrer begleiterin das merkwürdigſte mit, was man damals von allen dieſen ländern wuſste. Endlich langen ſie in der *dritten Station* von *Long-Etude* an, und dieſe iſt die ASTRONOMIE, die eine communication zwiſchen der erde und dem himmel eröfnet. Sie be-

ſteigen einen hohen Berg. Die *Sibylle* macht eine anrufung, wovon Chriſtine nichts verſteht, weil ſie *Griechiſch* iſt. Aber die bewohner des himmels verſtehen dieſe ſchöne ſprache. Denn augenblicklich ſtand ein Jüngling von entzückender ſchönheit vor ihnen da. Freund, ſagte die *Sibylle*, bringe mir eine leiter, damit dieſe Dame mit mir gen himmel ſteigen, und die göttlichen geheimniſſe daſelbſt beſchauen könne. Straks läſst ſich eine leiter vom himmel herab. *Chriſtine* möchte vor furcht des todes ſeyn, aber ſie muſs ſteigen. Sie faſst endlich muth, bezeichnet ſich mit dem heil. kreuz, und folgt ihrer unſterblichen führerin. Von ſtufe zu ſtufe ſind ſie endlich ſo hoch geſtiegen, dals, wie ſie ſich nach der erde umſehen, ſie ihnen nicht gröſser als eine fliege vorkömmt. Nun kann die arme Chriſtine nicht länger aushalten. „Dame, ſagt ſie, wir „wollen wieder herunterſteigen; ich kann nicht „mehr; wir wollen herunter; der kopf ſchwindelt „mir, ich werde fallen, ich werde die ſtrafe des „*Ikarus* erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich ſehe wohl, antwortet die Prophetin lächelnd,

die

die erhabnen wiſſenſchaften ſind zu ſtark für dein geſchlecht. Aber faſſe muth, es ſoll dir kein leid wiederfahren! Die ſtrafe des Ikarus trift nur diejenigen, die ſeine vermeſſenheit haben. Das verlangen, das dich zum himmel empor führt, iſt rein; komm, gieb mir deine hand! und ich will dich unverſehrt wieder nach dem armſeligen kothhaufen zurükbringen, nach welchem dir ſo weh iſt. — Sie erſteigen alſo den Himmel — *des Ptolomäus*; denn dieſer alte griechiſche Philoſoph war damals noch der einzige, der die ſchlüſſel zum aſtronomiſchen himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Chriſtinen alle himmliſchen körper, und erklärt ihr ihre verworrenen kreiſe und bewegungen nach den Ptolomäiſchen grundſätzen. Nachdem ſie vom gipfel des *Empyreums* alle dieſe wunder betrachtet haben, erblicken ſie an den vier enden der welt vier herrlich glänzende thronen, und einen in der mitte. Vier Damen ſaſsen auf dieſen thronen, deren name war *Weisheit*, *Adel*, *Ritterſchaft* (Chevalerie) und *Reichthum*. Den in der mitte hatte vor zeiten DAME VERNUNFT eingenommen; aber nun war er

leider! lêr. Ehmals (o! der glüklichen zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen erdboden; adel, ritterſchaft, weisheit und reichthum waren nur ihre Vaſallinnen. Aber die Vaſallinnen wuſsten ſich endlich unabhängig zu machen, ſtürzten ihre Souveraine vom thron, und regieren nun die welt nach ihrer eignen willkühr, — ſchlecht genug.

Dieſe probe mag genug ſeyn uns einen begriff von einem werke zu geben, das freylich für uns den reiz nicht mehr haben kann, den es für das publicum des 15ten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin noch einiger andrer von den vorzüglichſten producten dieſer Dichterin erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigſte von ihren werken, iſt hauptſächlich zum unterricht königlicher und fürſtlicher Damen geſchrieben; welche von ihr ermahnt werden, ſich nicht zu ſchämen von ihren thronen herabzuſteigen, und den lehren der weisheit ein gelehriges ohr zu leihen. Auch von dieſem werk iſt die Compoſition ſehr reich,

und

und macht, wenn man die barbarey ihres zeitalters bedenkt, dem wiz der Dichterin eben ſoviel ehre als ihrer gelehrſamkeit. Sie dichtet, daſs ihr drey Damen erſchienen ſeyen, welche ſie in eine von ihnen ſelbſt erbaute ſchöne ſtadt geführt hätten. Die erſte führte die mauern auf; die andre erbaute die häuſer und verſah ſie mit einwohnern; die dritte ſezte dem werke der beyden andern den gipfel auf. Alles iſt hier allegoriſch, ſogar die ſteine der ſtadtmauern, welche lauter tugenden ſind. Die bewohnerinnen der ſtadt ſind alle die heldinnen und modelle weiblicher vollkommenheit, welche die verfaſſerin in der geſchichte gefunden, und die ihr zu einer menge lehrreicher erzählungen oder exempel den ſtoff geben. Das, was ſie den gipfel oder den höchſten grad der vollkommenheit dieſer allegoriſchen ſtadt nennt, iſt die andacht und heiligkeit, und die exempel, die ſie unter dieſer rubrik beybringt, ſind lauter geſchichten von heiligen frauen und jungfrauen. Alle dieſe ſchätze von mythologie und geſchichte, welche Chriſtine in dieſem ſeltſamen werke verſchwendet, hatten für die Damen des

fünfzehnten jahrhunderts den ganzen reiz der neu-
heit, und es gab kein buch, welches ihnen zu aus-
zierung ihres geiſtes und zu bildung ihres herzens
und ihrer ſitten beſſere dienſte hätte thun können
und worin das nützliche mit dem angenehmen, nach
dem geſchmak und der vorſtellungsart der damali-
gen zeit, glüklicher vereinigt geweſen wäre — zu-
mal da auch der *ſtolz* der Damen ihre rechnung
darin fand. Denn Chriſtine ſchreibt die erfindung
aller nüzlichen und ſchönen künſte ihrem ge-
ſchlechte zu. *Ceres*, *Minerva* und *Araine* (Arach-
ne) waren drey griechiſche princeſſinnen, ſagt ſie
— und hat vielleicht recht. *Ceres* erfand alle kün-
ſte, denen wir das brod, das die hauptſtüze des
menſchlichen lebens ausmacht, zu danken haben —
Minerva, die kunſt die wolle zu verarbeiten, und
die werkzeuge dazu; die kunſt oel zu machen; die
inſtrumente des kriegs, die waffen von eiſen und
ſtahl u. ſ. w. — *Arachne*, die kunſt die wolle zu färben,
und alle arten von ſtickarbeit und tapiſſerie daraus
zu machen. Eine andre griechiſche Dame, namens
Pamphila, war die erfinderin des ſeidenbaus, u. ſ. w.

Kurz,

Kurz, *Chriſtine* vergiſst in ihrer *Cité des Dames* nichts, was ihrem geſchlechte ehre machen konnte: aber ſie ſchonet auch der verſchiednen laſter und untugenden nicht, die den Damen ihrer zeit zum vorwurf gereichten.

Unter den zügen, welche zur charakteriſtik ihrer zeit gehören, iſt mir folgender um ſo mehr aufgefallen, weil man ſich gewöhnlich von dem *Coſtum* dieſes unglüklichen und barbariſchen jahrhunderts ganz andre begriffe macht. *Chriſtine* ſpricht von der übertriebnen pracht und hoffart, die damals in den *wochenſtuben* im ſchwange giengen. Sogar die bürgersfrauen in Paris beeyferten ſich, es darin den gröſsten damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein beyſpiel, das ihr beſonders anſtöſsig geweſen, und wobey ſie in ſehr naive deklamationen ausbricht. Sie legte einſt einen wochenbeſuch bey einer kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwey ſchöne und prächtig aufgepuzte zimmer geführt; die vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradierte ein büffet, mit ſilbergeſchirr auf-

aufgethürmt. Die wochenſtube war mit einer koſtbaren tapezerey von reichem *Cypriſchem* ſtoff ausgeſchlagen; auf den Cartuſchen ſchimmerte der name und die deviſe der frau des hauſes in der zierlichſten ſtikarbeit. Das bette war nicht weniger prächtig. Bloſs die bettücher, von der feinſten *Rheimſer* leinewand, hatten über 300 pfund gekoſtet. Die bettdecke war von ſilberſtoff, und ſogar der fuſsteppich glänzte, als ob er von reichem zeuge wäre. Die wöchnerin ſtolzierte in ihrem paradebette in einem zierlichen anzug von carmeſinrother ſeide, und lehnte ſich auf kopfküſſen mit dicken quaſten von guten perlen. — „O ſitten! ruft *Chriſtine* unwillig aus! was bleibt der königin übrig, wenn reiche bürgersweiber ſich unterſtehen dürfen, es ihr in pracht zuvor zu thun? Warum leidet der König das? Warum legt er dieſem übermüthigem volke nicht neue abgaben auf, um ihnen das geld abzuzapfen, deſſen ſie ſo ſehr zuviel haben? u. ſ. w.“

Man ſieht hieraus, daſs die *ungleichheit* ſchon in *Carl VI.* zeiten unmäſsig ſeyn muſste. Denn daſs

der

der gröfste theil des volks damals in elenden umftänden war, ift unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren büchern, woraus beynahe alles was man von ihrer geſchichte weifs geſchöpft ift, theilt ſich in *drey theile.* Der erſte enthält ein allgemeines gemählde von der *welt* und ihren *wundern.* Im zweyten wird *Dame Meynung*, mit ihren einflüſſen auf das glük und unglük der menſchen, vorgeführt. Im dritten erſcheint ihr *Dame Philoſophie*, als arzt und tröſterin alles menſchlichen leidens und ungemachs. Auch hier ift alles *erſcheinung* und *allegorie* — um unter dieſer hülle (als damaliger *Modetracht der Dame Philoſophie*) der ſittenlehre aufmerkſamkeit zu verſchaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichſten verſificierten producte die *Epiſtre d'Othea à Hector*, oder le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ift eigentlich ein *poetiſches bilderbuch*, zum gebrauch des älteſten prinzen des bekannten *Herzogs von Orleans*, bruders von

Carl

Carl VI. welchen der herzog von Burgund, *Johann der unerschrokne*, im J. 1407 ermorden liefs. Alle tugenden und laster; die würkungen zügelloser leidenschaften; die maximen, welche ein loyaler ritter nie aus den augen verliehren sollte, und dergleichen, werden in diesem büchlein dem jungen prinzen unter mancherley schiklichen, meistens aus der *Mythologie* und den *Dichtern* entlehnten bildern vorstellig gemacht, wovon die verse die erklärung und anwendung sind. So zeigt sie ihm z. b. den *Saturnus*, wie er mit seiner sichel alle menschen und ihre werke mähet, die gelehrten hingegen mit wohlgefallen betrachtet und ihrer werke verschont, — um ihm hochachtung für diejenigen einzuflöfsen, deren amt es ist, die welt zu erleuchten, und ohne welche die zeit das andenken der helden und ihrer thaten bald verschlingen würde. Dafs ein ritter immer bereit seyn müsse sein leben für die ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das bild des *Perseus*, der die *Andromeda* befreyt, eingeprägt. Die vortheile der leutseligkeit werden ihm durch das bild der Liebesgöttin, die alle herzen durch den

reiz

reiz ihrer holdſeligen rede an ſich zieht — die verderblichen würkungen des zorns durch die wuth des *Athamas*, der ſeine gemahlin tödtet — die unglüklichen folgen einer unbeſonnenen liebe durch das klägliche ſchikſal von *Pyramus und Thisbe* vorſtellig gemacht u. ſ. w. Chriſtinens *verſe* ſind nicht mehr erträglich, ſo ſehr ſie auch zu ihrer zeit gefallen mochten; aber *die Idée*, in einem jungen prinzen edle gedanken und geſinnungen durch mahleriſche und auf eine ſehr faſsliche art allegoriſche darſtellungen zu erwecken — macht ihrem wiz ehre und verdient aufmerkſamkeit.

Chriſtine hätte ſich — ſo eifrig war ihre begierde durch ihre ſchriften etwas gutes zu ſtiften — ſogar der berüchtigten königin *Iſabelle* gerne nüzlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen bibliothek zu Paris verwahrten manuſcripten befindet ſich auch eines, das den titel hat: *Inſtructions des Princeſſes & Dames de Cour, & autres Lettres à la Reine Iſabelle, en MCCCCCV.* Aber es war übel angewandte mühe. *Iſabeau von Bayern*, und

die damen ihres hofes, die ſich mit vergnügen nach ihrer reizenden gebieterin bildeten, kehrten ſich nicht an die moral der guten Chriſtine, lachten vermuthlich ihrer einfalt, und blieben — *was man weiß.*

Das *leben könig Carls des fünften* zu beſchreiben, wurde ſie von ihrem Gönner, dem herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon ſagen, als daſs es vermuthlich mehr *eloge* als *geſchichte* iſt. Chriſtine war, in keiner betrachtung, geſchikt, eine geſchichte zu ſchreiben, welche die aufmerkſamkeit der nachwelt verdienen könnte.

Daſs eine ſo fruchtbare ſchriftſtellerin, die zugleich eine ſo zärtliche mutter war, ihre kinder nicht vergeſſen haben werde, kann man ſich leicht vorſtellen. An ihren ſohn ſind die *Enſeignemens Moraux de Chriſtine à ſon Fils*, und an ihre tochter *Le Dit de Poiſſy* gerichtet.

Nur noch ein wort aus den *briefen über den Roman von der Roſe*, welche ſie an verſchiedene ge-

lehrte

lehrte ihrer zeit, deren namen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive art, wie sie sich über die berüchtigten verse *meister Clopinels* —

Vous etes, vous serez, & fâtes
De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läfst — „*Der böse mensch!* (ruft sie aus) *wie er lügt!*“

Nachdem ich so vieles blofs darum angeführt habe, um den lesern einen anschaulichen begriff von der innern seite dieser merkwürdigen frau zu geben, würde es kaum verzeyhlich seyn, wenn ich nicht noch ein pâr worte von ihrer figur sagen wollte. Was uns ihre eigene bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: dafs sie von person ohne alle ungestalt, ziemlich angenehm, von guter constitution, und nicht kränklicht gewesen sey (*qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné.*) Dies ists, was ihr *Dame Philosophie* im 3ten theil ihrer *Vision*, unter den wohlthaten, wofür sie dem himmel dank-

bar zu ſeyn urſache habe, als keine der geringſten anführt. Wenn eine ſo wakre frau wie *Chriſtine von Piſan* von ihrer auſſenſeite ſo viel ſagt: ſo kann man ſich ohne bedenken eine ſehr vortheilhafte Idée von den annehmlichkeiten ihrer perſon machen. Herr Boivin giebt uns die beſchreibung von demjenigen ihrer bildniſſe, welches, ſeinem urtheil nach, das beſte unter den *mignaturbildern* die ſich in ihren werken befinden, und vor der *Cité des Dames* in der handſchrift 7395 der kön. Bibliothek, zu ſehen iſt. Der verfaſſer des artikels *Chriſtine de Piſan* in der *Bibl. des Rom.* der dieſes bild auch geſehen hat, ſcheint die beſchreibung des hrn. *Boivin* noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muſs, um nicht etwa beſchuldiget zu werden, daſs ich etwas aus eigner einbildung hinzugethan. Sie erſcheint unter einer art von Baldachin ſitzend, den kopf gegen die linke hand geneigt und den ellenbogen auf einen ſchreibtiſch geſtüzt. Sie hat ein rundes geſicht, regelmäſsige züge, eine ſchöne geſichtsfarbe, und eine feine leibesgeſtalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre au-

gen

gen ſind geſchloſſen, als ob ſie ſchlümmerten. Ihre Coeffüre iſt eine art von lilasfarbigem hohem hut, mit einer ſehr zarten gaze beſchattet. Ihr hemde, das ungemein fein und auf der bruſt ein wenig offen iſt, läſst etwas weniges vom oberſten theil der ſchultern unbedekt. Ihr kleid iſt blau, unten mit gold geſtikt, und dunkelgelb gefüttert; es öfnet ſich vorn, wie die mäntelchen unſrer Damen, ſo daſs man darunter etwas von einem violetfarben corſet mit ſchmalem goldnem nezwerk beſezt, ſehen kann. Die Attitüde der ſitzenden frau, und drey andre Damen, die vor ihr ſtehen, ſcheinen anzudeuten, daſs es *Chriſtinen* in dem augenblicke vorſtellt, da ſie die *Viſion* hat, welche in der *Cité des Dames* beſchrieben iſt.

XI.

MARGARITE VON VALOIS,

KÖNIGIN VON NAVARRA,

ALS

SCHRIFTSTELLERIN

Das *sechzehnte Jahrhundert*, so fruchtbar es an vortreflichen männern aller arten war, hat, unter einer ansehnlichen zahl von *Frauen*, die durch ungewöhnliche naturgaben, vorzüge des geistes, tugend und gröfse der sêle, die unsterblichkeit welche die geschichte geben kann verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den vorzug streitig machen könnte. Ihre geburt, ihre schiksale, ihre ausserordentliche

liebe

liebe zu könig *Franz I.* ihrem bruder, ihr einfluſs über ihn, und die guten dienſte ſo ſie ihm geleiſtet, ihre öffentlich erklärte neigung zu dem was man damals die *neue Religion* (*) nannte, der ſchuz den ſie allen gelehrten von vorzüglichem charakter, beſonders denen welche der neuen meynungen verdächtig waren, angedeyhen lieſs, die guten und böſen gerüchte durch welche ſie gehen muſste, weil ſie zu edel, billig und gut war, um es einer von beyden partheyen völlig recht machen zu können — kurz, die meiſten merkwürdigkeiten ihres lebens, ſind aus der geſchichte bekannt genug. Der geringſte von ihren vorzügen war derjenige, von welchem in dieſem kleinen auffatze die rede ſeyn wird.

MARGARITE, an dem hofe des guten königs *Ludwigs XII.* (*vater des volks* genannt) ſehr ſorgfältig erzogen, hatte von ihrer erſten jugend an, eine beſondere *neigung* zu den ſchönen wiſſenſchaften, und (was nicht immer mit dieſer neigung verbunden iſt) vorzügliche *gaben*, ſich darinn hervorzuthun ge-

(*) *Die Reformation.*

zeigt. Sie liebte ihr ganzes leben durch den umgang mit gelehrten und aufgeklärten männern, und fand mitten unter den geschäften eines in die öffentlichen angelegenheiten verwickelten lebens, und unter den zerstreuungen eines hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame stunden, worinn sie ein talent üben konnte an welchem sie vergnügen fand, und welches, in der lage einer *Christine von Pisan*, vermuthlich die hauptbeschäftigung ihres lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen früchte davon bestehen in einer sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen erzählungen. Jene wurden noch bey ihrem leben von ihrem kammerdiener, *Jean de la Haye*, unter dem seltsamen aber den geschmak der damaligen zeit angemessnen titel: MARGUERITES (*) *de la* MARGUERITE DES PRIN-

(*) *Der herr kammerdiener spielt mit dem namen* MARGARITE, *der eine* Perle *oder ein* Gänseblümchen, *was man lieber will, bedeuten kann.*

PRINCESSES, *la Reine de Navarre* im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus *geistlichen liedern*, vier sogenannten *Mysterien*, einem pâr dialogirten stücken, von der art die man *Moralités* nannte, einer allegorischen erzählung, die *Satyrn und die Nymfen der Diane* betitelt, und einer menge kleinerer stücke, sonnette, u. dergl. Das urtheil des Hrn. *Marquis von* PAULMY. (*Melang.* Tom. VII. p. 102) der die gedichte der Königin von Navarre überhaupt *agreables, spirituels et bienfaits* findet, und alles was man etwa daran ausstellen könnte ihrem jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem RIDICULE *de ses Pieces devotes* schuld sey — scheint seine richtigkeit zu haben. Soviel ist gewifs, dafs der *Conte* von dem streit der Satyrn und Nymfen, der im 2ten theile des PARNASSE DES DAMES zu lesen ist, durch die mühe die sich der herausgeber gegeben, den styl zu *modernisiren*, nichts gewonnen hat, das den verlust der *Naivität* des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleines stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer probe dienen, dafs die ihr eigne munter-

keit des geiſtes, der ſie ſich in ihren *erzählungen* völlig überlieſs, ſie auch in ihren erbaulichen reimen nicht ganz verlaſſen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à CHRIST *etre ſemblable;*
Il faut renoncer à tout bien,
A' tout honneur qui eſt damnable;
A' la Dame belle et jolie,
A' plaiſir qui la chair emeut,
Laiſſer biens, honneurs, et Amis!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner;
D' un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ſes ennemis bien faire;
S' ejouir en melancolie
Et tourment dont la chair ſ' emeut;
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter

Unter ihren *Myſterien*, oder geiſtlichen Dramen, die *Geburt Chriſti*, die heil. *drey Könige*, der *Bethlehemitiſche Kindermord*, und *die flucht nach Egypten*, zeichnet ſich das lezte durch anmuthige bilder und feine wendungen aus. Die Scene ſtellt die *heilige Jungfrau* dar, wie ſie, in der wüſte, vor müdigkeit und erſchöpfung, ſich unter einen baum hingelegt hat, und mit dem *Jeſuskind* im arm eingeſchlafen iſt. *Joſeph* geht umher einige nahrung zu ſuchen. Inzwiſchen hat der *Ewige Vater* den *Engeln* befohlen, die wüſte in ein Paradies umzuſchaffen, und die ſcene verwandelt ſich unter folgendem geſang der engel, in einen blumenreichen, mit blühenden orangen- und granatbäumen geſchmükten luſtort:

1. Engel. *Champ des Deſerts, ceſſez d'etre ſteriles,*
Dieu le commande, arbres ſoyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne ſaveur.

2. Engel. *Elevez vous dans ces plaines changeantes,*
Verds orangers, croiſſez, fleurs odorantes,
et d'un regard recevez la faveur.

3. Engel. *Coürez, ruiſſeaux, près de la Vierge-Mere,*
preſentez lui votre onde pure et claire,
honneur aurez quand de vous en prendra.

u. ſ. w.

Die angenehme überraſchung der h. Jungfrau als ſie erwacht, und ihres guten alten, der ohne dieſes wunder mit leeren händen zurükgekommen wäre, vollendet das liebliche gemählde. Aber *Contemplation*, *Memoire* und *Conſolation*, jede mit einem groſsen mit ſilbernen buckeln und bändern beſchlagnen buche unterm arme vom himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche unterhaltung zu verſchaffen, verderben freylich alles wieder. Dies waren die früchte des geſchmaks ihrer zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen ſich zu erheben ſogar eine königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher ſcheint) ſich nicht einmal einfallen lieſs.

Die *Komödie*, oder ſogenannte *Moralité*, die in der ſammlung ihrer gedichte vorkommt, beſteht,

nach

nach damaliger art, aus blofsen Dialogen, ohne Intrigue und handlung. Ein mädchen tritt auf und preifet fich glüklich dafs fie die liebe gar nicht kenne; eine andre findet fich noch glüklicher weil fie liebe und geliebt werde. Zwey frauen kommen dazu, und beklagen fich bitterlich, die eine über die untreue ihres mannes den fie doch einzig liebt; die andre über die ungegründete eyferfucht des ihrigen, wegen eines liebhabers, den fie zwar duldet aber ihm doch kein gehör giebt. Zulezt tritt auch noch ein mütterchen von hundert jahren auf, wovon fie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und fechzig im verwittweten ftande zugebracht hat. Diefe ehrwürdige Oberalte hält fich, wie billig, durch ihre erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diefen jungen Damen zu fagen was fie nöthig hat. Sie weiffagt dem einen mädchen, dafs die liebe fich an ihr rächen, der andern, dafs ihr liebhaber fie fitzen laffen werde; und (was aus der feder einer fo frommen und tugendhaften princeffin wie MARGARITE wenigftens eben fo unerwartet ift als aus dem munde einer hundertjährigen

Sybil-

Sybille) ſie rathet den beyden betrübten weibern, der einen, wegen der untreue, und der andern wegen der eyferſucht ihres mannes, ſich mit einem — *liebhaber* zu tröſten. Um einem ſo guten rathe deſto mehr gewicht zu geben, (und, weil ſich das ſtük mit einem tanz ſchlieſsen muſste, der Alten einen *tänzer* zu verſchaffen) läſst die Königin noch einen greis auftreten, der ſie verſichert: daſs ſie es ſehr übel mit ſich ſelbſt meynen würden, wenn ſie dem guten rathe der alten dame nicht gehör geben wollten. Man bemerke, (ſagt hier der *herausgeber* des *Parnaſſe des Dames*) daſs die Königin von Navarra ſich kein bedenken machte, dieſe komödie *unter ihrem namen* und mit *königl. privilegiis* drucken zu laſſen, und dies zwey jahre vor ihrem tode, und daſs ſie damals für devot und ſogar für gut *katholiſch* paſsierte.

Für das leztere möchte ich eben nicht gut ſtehen. Aber daſs die Königin von Navarra eine religiöſe frau und von unſträflichen ſitten war, iſt unleugbar. Wie kam es alſo, daſs ſie den beyden betrüb-

trübten weibern nichts beſſers zu rathen wuſste als einen liebhaber? Die urſache iſt vielleicht ſehr ſimpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen ſeyn, weil ſie ihr geſchlecht kannte, und würklich glaubte, daſs den beyden weibern nicht beſſer zu rathen ſey, und weil ſie freymüthig genug war, was ſie dachte auch zu ſagen. In der *mitte* des *ſechzehnten jahrhunderts*, am hofe *Franz des erſten*, und eine *Königin* — was hätte ſie verhindern können offenherzig zu ſeyn? — Die komödie endigt ſich damit daſs vier junge herren auftreten, um die vier damen zum tanz zu führen

Menons les dancer toutes quatre.

Auch recht, ſagt der greis, noch ein ächter franzoſe vom alten ſchrot und korn, ich und meine alte ſind dabey, wir wollens euch nicht wohlfeil geben:

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moy, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte herausgeber abermals eine wehmüthige reflexion. „Heutigs tags, ſagt

„er,

„er, tanzt man in Paris schon mit 30 jahren nicht „mehr! Die *Sokrates*, die *Platonen*, die *Spartaner* u. s. w. tanzten noch im sechzigsten.“ — Freylich desto schlimmer für die *Pariser*, und desto besser für die Sokrates, die Platonen, und die Spartaner!

Wer die moral dieser kleinen *Moralité* der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreiffen können, wie sie die verfasserin der unter dem titel HEPTAMERON oder *Les Sept Journées*, oder, am gewöhnlichsten, der *Contes de la Reine de Navarre*, bekannten, so oft und noch vor wenig jahren in einer sehr schönen ausgabe in der schweiz wieder aufgelegten *Erzählungen* habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Ausser dem zeugnifs eines geschichtschreibers wie *August von* THOU, beweiset es die *zueignungsschrift* an die princessin *Jeanne d' Albret*, ihre tochter, die der ausgabe dieser erzählungen vom jahre 1567. vorgesezt ist; und BRANTOME versichert, dafs er es aus dem

eig-

eignen munde ſeiner groſsmutter habe: Vielleicht iſt es unſern leſern angenehm, was er davon ſagt in ſeinem eignen naiven *Gaulois* (welches gleichwohl die *hoffſprache* ſeiner zeit war) zu leſen. Wir wollen ihn alſo ſelbſt reden laſſen. *Elle fit en ſes gayetés un livre qui ſ' intitule* les Contes de la Reine de Navarre, *ou l' on voit un ſtile ſi doux et ſi fluant et plein de ſi beaux diſcours et belles Sentences, que j'ai oui dire, que la* Reine-Mere (*Catharine von Medicis*) *et* Madame de Savoye, *eſtans jeunes, ſe voulurent meſler d'en eſcrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, ſçachant bien qu' elle en faiſoit; mais quand elles eurent veu les ſiennes, elles eurent ſi grand depit des leurs, qu' elles les jetterent dans le feu etc. Elle compoſa ces nouvelles la pluspart dans la litiere en allant par pays; car elle avoit de plus grandes occupations eſtant retirée. Je l' ai oui ainſi conter à ma Grand' Mere, qui alloit toujours avec elle dans ſa litiere comme ſa Dame d' honneur et luy tenoit l' eſcritoire, et les mettoit par eſcrit auſsitoſt et ſi habilement ou plus, que ſi on luy eut dicté.*

Un-

Unter den CONTES der Königin von Navarra iſt einer, (der vierte in der erſten JOURNÉE) *wovon ſie ſelbſt die Heldin war*, und der aus dieſer urſache um ſo merkwürdiger iſt, weil das abenteuer ſelbſt von der häkeligſten art iſt. Denn es iſt um nichts geringer darin zu thun, als eine dame, bey nächtlicher weile, wider ihren willen im ſchlafe zu überraſchen. Der bekannte *Admiral von* BONNIVET, ein günſtling König Franzens, (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern) war der mann, der ſichs einfallen lieſs, bey der ſchweſter ſeines königs auf dieſe plumpe art *den Satyr* zu ſpielen. Margarite erwachte zu allem Glük an dem geraüſche das die geheime fallthüre machte, durch welche ſich der verliebte Admiral in ihr ſchlafgemach ſtehlen wollte, (*) und ſie führte ihn ab wie man ſichs vorſtellen kann. Das ſonderbarſte bey der ſache war, daſs er ſchon zweymal vorher verſucht hatte *gewalt* bey ihr zu gebrauchen, da gelindere mittel nichts hatten verfangen wollen; und daſs er

das

(*) *Die Scene war auf einem ſeiner landſitze, während daß der hof zum beſuch bey ihm war.*

das zweytemal so übel dabey weggekommen war, dafs er fünf wochen lang sich vor keinem menschen sehen lassen durfte, weil die Princessin zu seinem unglük vergessen hatte ihre nägel zu beschneiden. Man mufste auf eine brutale art verliebt und ein Favorit oben drein seyn, um nach einem solchen empfang zum drittenmale wiederzukommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den geschichtschreiber *Varillas* und *Brantomens Groſsmutter* zu gewährleuten. Die leztere hatte es unmittelbar von der königin selbst, und trug nach dem tode derselben um so weniger bedenken, ihrem enkel die confidenz davon zu machen, da MARGARITE keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern tone, (wiewol unter verstekten namen) es der ganzen welt zu erzählen.

Uebrigens ist es kein kleines verdienst ihrer erzählungen, dafs die meisten (wie man zu glauben ursache hat) wahre abenteuer sind, die sich würklich, und gröstentheils zu *ihrer zeit* zugetragen hätten, und dafs sie daher sehr geschikt sind, uns

von den ſitten, dem geiſt, der vorſtellungsart und dem coſtum der Franzoſen in dieſem merkwürdigen zeitalter, wahre, lebendige und charakteriſtiſche begriffe zu verſchaffen. Das langweilige daran iſt die form oder der *Cadre* dieſer erzählungen (von dem *Boccaziſchen* DECAMERONE nachgeahmt) die oft unausſtehlich platten moraliſchen lehren, und die ſelten unterhaltenden wiewohl charaktermäſsigen geſpräche und disputen der Damen und Herren, welche ſich ſieben tage lang auf dieſe weiſe mit einander amuſieren. Die erzählungen ſchwimmen darin, wie kleine fiſchgen in einer groſsen ſchüſſel voll brühe; aber hier kann man nicht ſagen, was von *Saumaiſens* Commentar über den *Solinus*: daſs die brühe mehr werth ſey als der fiſch.

XII.

CARDINAL DU PERRON
UND
FRA' PAOLO SARPI

Der Cardinal *Dü Perron*, Biſchof von *Evreux*, nachmals Erzbiſchof von *Sens* und *Grand-Aumonier* von Frankreich unter *Heinrich IV.* war unſtreitig (wiewohl er izt nur noch *ein nahme* iſt) zu ſeiner zeit ein mann von talenten und gelehrſamkeit, ein geſchikter *Negociateur*, der alles ſagen und ſchreiben konnte was er wollte, kurz, alles was man ſeyn muſs, um aus einem *menſchen von nichts* (wie ſich die Franzöſiſchen in ihrer die hyperbel liebenden ſprache ausdrücken) ein groſser mann in der welt zu werden; zu allem dem noch ein ſcholaſtiſcher Theo-

Theolog und Philoſoph, ja, ſogar ein Poet, wiewohl in der that keiner von den beſten. Das urtheil eines ſolchen mannes hat ſchon etwas auf ſich. Und wie urtheilte dieſer mann von *Fra Paolo Sarpi*, der zwar nur ein Serviten - mönch, aber gewiſs einer der helleſten köpfe ſeiner zeit, und einer der beſten menſchen aller zeiten geweſen iſt, und ſich als *Theologus der* Republik Venedig, durch behauptung ihrer rechte gegen die anmaſsungen des päbſtlichen hofes, um ſein vaterland, und als geſchichtſchreiber der berüchtigten tridentiniſchen Synode um die ganze Chriſtenheit unſterbliche verdienſte gemacht hat?

„Ich ſah ihn auf meiner zweyten reiſe nach Ve-
„nedig (ſagt der Cardinal (*)). Ich bemerkte nichts
„*eminentes* an dieſem manne. Er hat eine gute be-
„urtheilungskraft und menſchenverſtand, aber ſeine
„gelehrſamkeit iſt nicht weit her. Ich ſah einen
„*ganz gemeinen menſchen* an ihm, ein klein wenig
„*mehr als mönch.*“

So konnte alſo dieſe Eminenz nichts *eminentes* an *Fra Paolo* ſehen? Ein biſschen mehr als einen all-

(*) PERRONIANA, edit. *de 1601. p. 218.*

alltäglichen mönchen, und das war alles! Und doch kannte der Cardinal unstreitig die welt, und verstand sich auf den couranten preis der menschen in handel und wandel so gut als einer. Vermuthlich gehört, um den *innern gehalt* eines menschen auszufinden, ein gewisser geistessinn, den ein mann wie der Cardinal *Du Perron* nun gerade weder hat, noch haben kann. Indessen finde ich doch in diesem beym ersten anblik lächerlichen urtheile eine art von zeugnis der wahrheit, so wie dort der hohepriester *Kaiphas*, ohne es zu wissen und zu wollen, von Christus zeugte. Der Cardinal fand an dem edelen Servitenmönche nichts von allem dem, was er an einem manne, den er *nach seinem masstabe* für grofs hielt, suchte: und für das, was den *bruder Paul* zu einem sehr eminenten menschen machte, hatte er weder augen noch masstab. Die vortreflichsten menschen haben selten etwas in ihrem *äußerlichen*, dafs sie über andere besonders hervorragen machen sollte. Die innere einfachheit und lauterkeit ihrer natur bildet sich auch in ihrem gesichte und äufserlichen wesen ab: sie *sind bloß da*, ohne etwas

anzukünden, zu *fodern*, oder zu *erwarten*. Ohne eine befondere veranlafsung, die ihr inneres in äuſſerliche würkſamkeit ſezt, ſieht der feinſte kennerblik des *Weltmannes* nichts an innen als gewöhnliche menſchen, und guter grobgeſponnener menſchenverſtand iſt das höchſte was er ihnen zutraut. Aber gerade dies war es, was den guten Servitenmönch zu einem ſoviel wahrern, wärmern, edlern und weifern menſchen machte, als der Cardinal war, indeſſen augen er ſo klein und unbedeutend ſchien. Es iſt wenig daran gelegen, was ein *Du Perron* von einem *Sarpi* im vorbeygehen urtheilt: aber ſeine manier über den werth dieſes vortreflichen mannes abzuſprechen, iſt die nehmliche, wie tauſend perſonen feines ſchlages, über den werth und unwerth beſſerer als ſie ſind, zu entſcheiden pflegen, und wodurch oft *einer* von ihnen das urtheil von zehentauſenden misleitet: und dies zu wiſſen und zu bedenken iſt der mühe werth.

JENA, gedruckt bey Ohlenroth Michael Mauche.

Staatliche
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

Wielands Kleinere Prosaische Schriften

Bd.: 2

1786

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.892#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413567-7
VD18 90444779